

Christa Anita Brück



**SCHICKSALE HINTER
SCHREIBMASCHINEN**

www.autonomie-und-chaos.de

Die Originalausgabe erschien 1930 im Sieben Stäbe-Verlag Berlin NW 6
Titelbild: grafik vom schutzumschlag der originalausgabe.

Nachwort des herausgebers
Seite 262

© 2012 Mondrian graf v. lüttichau (nachwort)
VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS BERLIN

ISBN 978-3-923211-96-8

Diese online-publikation kann für den eigengebrauch
kostenfrei heruntergeladen werden.

Wahrheit,
die bittere Wahrheit.
Danton

Wir stehen im Halbkreis um Urschl herum. Jeder hat seine besondere Art, ihr zuzuhören.

Krüger, der zweite Buchhalter, neunzehnjährig, ein baumlanger, magerer Schlacks, etwas flegelig, doch ohne Bössartigkeit, lauert auf eine Atempause in ihrer temperamentvollen Schilderung, um Urschl eine Pflaume zu verpassen. Er nimmt es nicht so genau mit der Beziehung, und während Urschl schwelgt in der Erinnerung an die "feinen Diners" im Sanatorium, platzt er unvermittelt heraus: "Also Urschl, die schönen roten Backen haste natürlch von der Liegekur, das ist ja mal klar, aber wovon deine Augenbrauen so schwarz sind, das mußte uns noch erzählen. Da haste wohl Moorbäder gekriegt, was?"

Brüllendes Gelächter.

Urschl geht gleich mit beiden Fäusten los auf den Schuft, den verdammichten: "Pfui, Sie frecher, Sie eckelhafter Kerl, Sie! Gleich müssens wieder anfangen, wo ich noch nicht einmal hier bin!"

Erneutes Gelächter.

Krüger wehrt ihre Schläge mit einer Hand ab, wie etwa ein großer, gutmütiger Hund sich einen kleinen Kläffer vom Leibe hält: "Autsch, Urschl! Hast du aber Kräfte jetzt, Urschl. Und einen Busen haste dir zugelegt! Da kann man einfach nur sagen: eckelhaft fein!"

"Ja, Urschl," läßt sich nun auch die Bussard mit ihrem tiefen Baß vernehmen, "direkt auffallend ist das mit Ihrem Busen, was haben Sie denn da gemacht?"

Und Stockmann, verheiratet, Familienvater, von häuslichen Sorgen verfinstert, räuspert sich und meint auch, er wär ganz enorm.

"Hört auf, Kindersch, es ist zum Verzweifeln", jammert Urschl. "Da geht immer alles hin. Ich hab gefressen, kann ich euch sagen. Seht mal hier und hier und hier!" Sie klopfte sich auf Bauch, Schenkel und Hüften und dreht sich unter dem Beifallsgemurmel der Kollegen einmal um die eigene Achse. "Überall da, wo man's nicht haben will. Und nichts geht ins Gesicht. Die Falten, wenn ich doch bloß die Falten aus meinem Gesicht wegkriegte!"

"Urschl," sage ich aus meinen ganz besonderen Beobachtungen heraus, "das ist doch schließlich nicht die Hauptsache gewesen. Sind Sie denn nun wieder ganz gesund? Haben Sie keine Kopfschmerzen mehr?"

"Garnicht mehr, überhaupt nicht mehr", sagt sie etwas zu laut und etwas zu hastig, und in ihrer Fahrigkeit hält sie sich einen Herzschlag lang die Stirn, uneingedenk, daß grade diese Bewegung uns symbolisch geworden für das Gegenteil dessen, was sie bekräftigen möchte.

Unwiderlegbar erkennen wir alle im selben Augenblick, auch Krüger (man sieht es ihm an), dem mitleidige Erwägungen nicht allzu nahe gehen: Urschl ist von ihrem Leiden nicht geheilt. Diese Gebärde, die flatternde Angst der Augen, das wehe Lächeln, vorübergehuscht im Bruchteil einer Sekunde, sie waren unsagbar beredt.

Noch ehe jemand imstande ist, die Betretenheit zu überwinden, kommt Schneider durch die Glastür, und alles stiebt auseinander. Nicht etwa, daß Schneider in seiner Eigenschaft als Abteilungsleiter eine Respektsperson wäre, aber er steht im Verdacht zu petzen und man weiß nie, wie man bei ihm dran ist. Sein zugeschlossenes Gesicht, einäugig, fast ohne Fähigkeit zu lächeln, bekundet weder Sympathie noch Übelwollen. Seit zehn Jahren ist er Korrespondent bei Adolf Dudenmeyer und darf sich rühmen, der einzige zu sein, dessen Gruß Dudenmeyer gelegentlich erwidert.

"Nun, wieder gesund, wieder in Ordnung?" fragt er im Weiterschreiten und setzt sich, ohne eine Antwort abzuwarten, an seinen Platz."Die Post von gestern fertig?" wendet er sich an mich. "Sonst diktiere ich Fräulein Herschel."

Urschl, fahriger denn je, sucht an den unmöglichsten Stellen nach enem Stenogrammblick. Dreimal allein reißt sie ihr Schubfach auf, das, wie nicht anders zu erwarten, während ihrer dreimonatigen Abwesenheit ausgeplündet ist bis auf den letzten Bleistiftstummel. Sie hebt die Kartothekkästen hoch, durchblättert die Papiere im Ablegekorb. Schließlich schmettert Krüger, der das Material verwaltet, mit wohlgezieltem Wurf einen Stenogrammblock zu ihr hinüber. Ein Bleistift folgt, rollt aber unter den Tisch. Und wie Urschl sich bückt, reißt sie den Ablegekorb mit allen Briefen, Durchschlägen und Bestellungen herunter. Echt Urschl!

Schneider sieht mit verbissener Gelassenheit zu, wie sie wieder auftaucht, glühend unter der Schminke, die Papiere zusammenrafft und in den Korb zurückzupressen versucht.

"Nun lassen Sie schon den Unsinn! Scheint mir nicht viel besser geworden zu sein mit Ihnen. Ich sage ja, Weiber über vierzig gehören nicht mehr ins Büro."

Urschl wird fahl im Gesicht bis auf zwei runde Flecke auf den Backenknochen. Wie sie aufgeregt ansetzt zum Stenogramm, bricht der Bleistift ab. Ich schiebe ihr entsetzt Ersatz hin. Sie ist dem Weinen nahe.

Schneider gesundes Auge blickt fast so starr wie das gläserne über sie hinweg.



Es riecht nach starkem Bohnenkaffee. Unwillkürlich sieht sich jeder nach Urschl um.

"Kindersch, gafft nicht so elende! Als wann ma si net amal mehr an Bohnenkaffee zu Gemüat führen dürft! Unken seids allemiteinand." Ihr schwarzer Wuschelkopf verschwindet unter der Tischkante. Irgendwo da unten hat sie ihr "Heferl", ihren Tassentopf, stehen und muß zu jedem Schluck in die Tiefe.

Sie ist wieder mal ein Stück Ausbund heute, die Urschl aus Wien, ähnlich wie in den ersten Monaten, als sie gekommen und mit ihrer temperamentvollen Ausgelassenheit alles "durcheinand" gebracht hatte. Sogar Schneider, der kränkliche, hatte sich eines kleinen Lächelns nicht erwehren können.

Aber dann hatte sie sehr bald mit den Kopfschmerzen angefangen. Und wie das so ist bei Ulkfiguren: man kann sie nicht plötzlich ernst nehmen. So wurde auch sie mehr gefoppt als bedauert. Ein halbes Jahr lang schimpften wir über ihr vieles Gejammere, bis ihr zunehmender Verfall, Schwellungen im Gesicht und tägliches Erbrechen uns ahnen ließen, welchen heroischen Kampf dieses alte Mädchen gegen Krankheit und Arbeitsunfähigkeit führte.

Nun behauptet sie ja, wieder gesund zu sein. Man muß sie sprechen hören, wenn sie in Laune ist. Sie kann auch Hochdeutsch, aber heut net, heut muß sie plauschen. Sie ist so lustig heut, weils wieder gsund ist.

Stockmann hat sich schon ein paarmal halb ärgerlich, halb belustigt umgedreht.

Krüger fällt mit höllischem Vernügen über jeden Sprachschnitzer her. Die Bussard entrüstet sich über den Unfug, den Urschl allemal aufstellen muß. Was hat sie nur auf der Reise wieder für Dummheiten gemacht!

Mir tut sie leid, ich kann gar nicht sagen wie sehr. Ich sitze ihr direkt gegenüber, zwei Jahre nun schon. Da bekommt man Fingerspitzengefühl für einander. Es ist nicht echt mit ihrem Geplapper. Der Bohnenkaffee peitscht sie auf, weiter nichts. Und alles, was sie schwatzt, hat nur den einen Zweck: uns und sie selbst zu täuschen.

"...bist schön, sag ich zu die andern im Abteil, haben die Herrschaften was dagegen, wann i mi di Schucherln ausziag, mich stechen so die Hühneraugn? Nu, sagt der Dicke hinter meinem Crêpe de Chine-Kleidel her, das ich an einem Hakerl ins Gepäcknetz ghängt hab, ziehn Se sich man immer noch weiter aus, Fräulein, uns macht das garnix."

"Ein Hakerl, sieh mal an Urschl, was de immer für Schwein hast bei all deinem Unglück. Brauchst bloß dein Crêpe de Chine-Kleidel auszuziehn im Eisenbahnkuppee und schon ist ein Hakerl da, ums uffzuhänge."

"Pst," mache ich, "pst, pst", und sofort klappern die Maschinen. Irgendwo hat eine Tür gequietscht. Schritte sind hörbar im Korridor. Aber es ist bloß der Laufbursche mit Urschls Würschteln.

Ein Hallo empfängt ihn. Stockmann wird wütend. "Also wenn du jetzt nicht 's Maul hältst, Urschl, dann kommste zurück in dein Sanatorium, verstanden?"

"Ach, tuats euch nix an, Ihr Deutschen, Ihr Preußen, ös habts alle de Arbeit mit'n großen Löffel gefressen. Die Geschichte is noch lang nicht zu End, aber geht's mir, nix kriegt Ihr mehr von mir z'hörn. - Gehns weg!" versucht sie sich den langen Krüger abzuschütteln, der sich in seiner ganzen Länge über das Pult reckt.

"Urschl, mir erzählst doch nachher weiter vom Hakerl? Wir suchen uns ein Platzerl, Urschl, ein Eckerl und dann erzählst mir das Enderl vom Geschichterl mit dem Hakerl."

"Ach, laßt mich in Ruh! - - ich muß erst mei Würschteln essen."

Es will mir scheinen, als hätte sie etwas vertuscht beim Hinnehmen des Paketes. Der Argwohn, mit dem sie blitzschnell zu mir herüberäugte, hat mich stutzig gemacht. Ich wette Hundert gegen Eins, unter den heißen Würscheln liegt eine Tüte aus der Apotheke. Also nicht einmal von diesen gefährlichen Pulvern ist sie losgekommen!

Unter meinem forschenden Blick wird sie unruhig. "Ich hab jetzt immer an Hunger", sagt sie, um mich abzulenken. Dabei beißt sie trotz vollem Munde erneut von den Würstchen ab. Dieser gewaltsame Happen ist

sehr verräterisch. Es ist die alte Sache von früher: sie kann nur mit Widerwillen etwas zu sich nehmen.

"Was schauns mich so an?" fragt sie im Schlingen, und ich wende mich voller Erbarmen, so sehr hat die heiße Angst der unruhigen Augen mich getroffen. Hastig bringt sie ihre Pulver in Sicherheit.

"Urschl," sage ich leise, "warum sind Sie nicht noch ein, zwei Tage zuhause geblieben nach der anstrengenden Reise? Wenn man ein Vierteljahr gefehlt hat, spielt eine halbe Woche schließlich keine Rolle mehr."

"Ach, was Sie immer haben! Mir ist tadellos. Ich bin kerngesund. Goanet hat mir die Reis' geschadt."

Aber nach fünf Minuten, gerade kommt Schneider zur Tür herein, schlüpft sie hinaus. Es fällt nicht sehr auf. Man könnte meinen, sie habe etwas vergessen. Aber ich weiß, wo sie hinget und was sie dort tun will. Sie darf diese Pulver nicht wieder nehmen. Ich gehe ihr nach.

In der Toilette höre ich heftiges Erbrechen. Ich kehre erschüttert um, will sie jetzt mit meiner Mitwisserschaft nicht quälen.

Krampfhaft lächelnd kommt sie nach einigen Minuten zurück. Sie hat neu Rot aufgelegt. Es ist unverkennbar. "Ich hab ganz vergessen, mein Kaffeeheberl auszuwaschn," versucht sie ihre Abwesenheit zu rechtfertigen, "das hätt ja nun wieder die Harnicken sehen sollen, die alte Fuchtl! Jessas na, dann aber arme Urschl!"

Ja, ruft das Echo in mir, arme Urschl, armes tapferes Mädcl.



Eine alte Frau trägt einen Eimer mit übelriechendem Unrat über den Hof. Die Haustür ist hinter ihr offen geblieben wie ein schwarzes Loch. Eine Katze schnell auf. Als ich den Fuß über die Schwelle setze, verschwindet sie lautlos zwischen Kellergittern.

Vergeblich taste ich an feuchter Wand nach einem Lichtschalter. Bedrückten Atems tappe ich die Treppe hinan.

Im vierten Stock fällt schwacher Lichtschein durch eine halboffene Korridortür. Ich erweitere den Spalt und lausche. Irgendwo hinter verschlossenen Türen erhebt sich ein Wimmern. Ich klopfe. Nach drinnen erfolgtem ängstlich jammernden Ruf drücke ich die Klinke.

Es bedarf einiger Anstrengung, bis ich begriffen habe, daß dieses vermummte, in Schmerzen sich hin und her wiegende Etwas, das da gegen die Wand gestützt im Bette kniet, die einst so übermütige und quecksilbrige Urschl ist.

Unter dem Turban wollener Tücher verät eine weiße Binde die Stirn und unter dieser Binde flüchten ein paar verhetzte Augen vor mir fort. Auf einem Stuhl vor dem Bett steht eine Schale mit Wasser, die Kompresse zu erneuern.

"Urschl," sage ich und es quillt mir bedrohlich in der Kehle vor der erschütternden Armut dieser Kammer, "erschrecken Sie doch nicht, daß ich komme. Ich verate sie nicht. Ich will nur sehen, ob ich Ihnen nicht ein bißchen helfen kann."

Sofort weint sie. Das Gesicht einer Mumie, vertrocknet, uralt, bis zur Unkenntlichkeit gemagert, schält sich aus dem Durcheinander fragwürdiger Lumpen.

"Werden sie mir kündigen, haben Sie schon davon gesprochen?"

"Aber Urschl, daran denken Sie nun, wo Sie solche Schmerzen haben! Kein Mensch redet vom Kündigen. Sie lassen alle schön grüßen, auch Schneider. Schneider hat uns auf Ehre versprochen, nichts zu veranlassen. Und Warius ist überhaupt verreist," lüge ich noch hinzu, um sie vollends zu beruhigen, "da haben wir fast gar nichts zu tun."

"Es ist keine Vertretung für mich eingestellt?"

"Keine Spur", lüge ich wieder und winde ihr die Kompresse aus. "Wäre es nicht besser, Urschl, Sie legten sich hin?"

"Nein, um Gottes willen, ich kann ja nicht liegen, ich darf ja nicht liegen. Ich habe alles ausprobiert. So geht es am besten. Aber der Omnibus! Mein armer, armer Kopf, wenn unten der Omnibus vorbeifährt." Und mit halbgeöffnetem Mund, den Kopf unruhevoll gegen die Wand gelehnt, stöhnt sie vor sich hin und läßt aus geschwollenen Lidern Tränen sickern.

"Also Urschl, ich Sorge dafür, daß Sie morgen ins Krankenhaus kommen. Es ist eine Schande, wie Sie hier liegen."

Sofort streckt sie abwehrend beide Hände von sich. "Nein, nein, ich gehe nicht ins Krankenhaus, ich will nicht ins Krankenhaus, nie wieder in meinem Leben. Lieber sterbe ich, lieber will ich hier elendig verkommen."

"Urschl, Sie können doch die Erfahrungen, die Sie vor Jahren mal in einem Krankenhaus gemacht haben, nicht verallgemeinern. Was sagt denn der Arzt zu Ihrer Weigerung? Kommt er sie wenigstens oft genug besuchen?"

"Ich hab gar keinen Arzt", schluckt sie und wischt mit dem Ärmel der Flanelljacke über die Augen. "Mein alter Doktor hat mir ja nicht helfen können und mich schließlich zu einem Spezialisten geschickt. Sie wissen ja, der hat auch sofort erkannt, daß es was mit der Gehirnhaut ist und mich ins Sanatorium geschickt. Im Sanatorium ist es sehr viel besser geworden, aber ich hätte nicht gleich wieder arbeiten dürfen. Wie ich zurückgekommen bin, hat mein Arzt mich gründlich untersucht und gesagt: *'Noch sechs Wochen völlige Ruhe und Sie sind gesund'. 'Das ist ausgeschlossen,'* sage ich, *'da verliere ich meine Stelle.'* Draußen im Sprechzimmer haben noch mindestens zwanzig gewartet. Er ist schließlich ungeduldig geworden. Meinen Chef wollte er anrufen, aber ich habe ihn angefleht, das zu lassen. Da wurde er richtig böse. Es täte ihm leid um die Mühe, die er auf mich verwandt hätte. Wenn ich mich seinen Anordnungen nicht fügen wollte, oder glaubte, mich ihnen nicht fügen zu können, dann müßte er die Weiterbehandlung ablehnen. Ich hab gedacht, es wird auch so gehen und bin ins Büro gekommen und

hab neun Stunden jeden Tag in einer Hetze Maschine geschrieben. Ihr wißt ja, wie es schließlich gekommen ist: fünf Pulver am Tag und alle zwei Stunden starken Bohnenkaffee."

Sie preßt die Handflächen gegen die Schläfen und schließt eine Weile die Augen, denn unten rasselt der Omnibus vorüber, und das ganze Haus dröhnt.

"Haben Sie denn gar keinen Menschen auf der Welt, bei dem Sie für ein halbes oder ein ganzes Jahr unterkommen könnten, damit Sie sich erst mal richtig auskurieren?"

"Ach," sagt sie, "ich habe drei Schwestern - " und macht eine Handbewegung, mit der gleich alle drei abgetan sind. "Die sind verheiratet und haben kleine Kinder. Wer nimmt denn gern einen Kranken ins Haus, auf den Rücksicht genommen werden muß?"

Draußen hantiert jetzt die Wirtin mit ihrem Eimer. Ein Schlüsselbund klirrt. Der Wasserhahn läuft. Irgendwo im Haus schreit ein Kind.

"Es ist ja auch kein Wunder," sagt Urschl nach langer Pause, in der sie schmerzstöhnend ihre Stellung verändert hat, "siebenundzwanzig Jahre Büro, siebenundzwanzig Jahre Krummsitzen, Stubenluft, ungezählte Überstunden, siebenundzwanzig Jahre lang unregelmäßige Mahlzeiten und immer Hetze, Eile, alleräußerste Anspannung. Annähernd vierzig Stellungen habe ich in der Zeit gehabt. Entweder man hat nicht genügt, oder es war mit dem Chef etwas los, er machte Pleite, die Kollegen haben einen rausgeekelt, ein paarmal habe ich monatelang gearbeitet und keinen Pfennig Gehalt zu sehen gekriegt. Nach der Blinddarmoperation bin ich viel krank gewesen. Da gings dann immer von einer Stelle in die andere. Und eine neue Stellung übernehmen, das heißt: jedesmal wieder von vorn anfangen, wieder neu sich anpassen an fremde Gewohnheiten, Launen, Unannehmlichkeiten. Vierzigmal zittern, was wird doch nun wieder kommen, welche Sorte von Elend, welche Variante von Quälerei, denn die paar guten Arbeitgeber, die ich hatte, kann ich zählen."

"Sie dürfen mich nicht bange machen, Urschl, Sie sind krank, da sehen Sie schwarz."

"Ach," sagt sie, "man soll wissen, was man zu erwarten hat. Herrliche Menschen waren darunter. Ich werde sie nie vergessen. Der erste Rechtsanwalt, bei dem ich arbeitete, ein Vater, ein Freund aller Welt. Und später der alte Geheimrat Boese in Hannover. Er starb leider kurze Zeit, nachdem ich eingetreten war, aber ich fand ihn wieder, sechs Jahre später in dem alten Muldenhauer in Dresden. Der war ein schlichter und biederer Mann geblieben, trotz seiner Hutfabrik und der Villa in Blasewitz. Wenn da mal einer mies aussah, abends nach der Arbeit, den hat er sofort in sein Auto gepackt und nach Hause gefahren. Kein Sträuben half. *'Kinders,'* sagte er dann immer, *'laßt man sein, ich weiß, was das heißt, wenn man sich abrackern muß um sein bißchen Lebensunterhalt. Der alte Muldenhauer ist doch in seiner Jugend von Dorf zu Dorf mit alten Hüten getippelt.'* Wenn er mal eine Schinkenstulle übrig hatte vom Frühstück, das gab jedesmal ein großes Hallo. Er sah jedem fest ins Gesicht und wir konnten dann sicher sein: der Hungrigste bekam sie. - - Aber die andern, oh, sein Sie mir still davon! Am erträglichsten sind noch die Gleichgültigen und Unpersönlichen, die durch einen hindurchgucken wie durch leere Luft. Das ist gerade, als wenn man seine schlechtesten Seiten herauskehren müßte gegen Menschen, die für einen arbeiten. Da waren Männer dabei, die sich vor ihrer Familie und vor ihren Freunden nicht das Geringste vergeben hätten, aber vor ihren Angestellten glauben sie, sich taktlos und grob benehmen zu müssen. Sie bilden sich ein, durch Verächtlichkeit könne man sich Respekt verschaffen. Zu ihrem Hund sind sie freundlicher als zu ihrer Stenotypistin. Oder es ist umgekehrt und sie erlauben sich jede Ungehörigkeit. Man hängt ja von ihnen ab. Sehen Sie, Fräulein Brückner, so eine Schreibmaschine, wenn sie ruiniert wird, kostet Geld. Aber eine Angestellte setzt man an die Luft, wenn sie reparaturbedürftig ist und holt sich eine unverbrauchte neue. Ein Tippmädel ist billige Ware. Man bewertet sie nach der Silbenzahl, die sie in der Minute herunterklappert und damit fertig."

Ich habe ein Gefühl, als rückten die Wände der Kammer enger zusammen. Die Luft ist zum Ersticken, übelriechend und verbraucht.

"Nein, nicht das Fenster aufmachen! Es ist so laut, mein Kopf, mein Kopf!" Urschl wiegt sich vor Schmerzen hin und her.

"Wenn wir fünfundsechzig sind, kriegen wir eine Rente. Ich bin zweiundvierzig. Dreiundzwanzig Jahre noch. Bitte, sagen Sie mir, wie ich noch dreiundzwanzig Jahre arbeiten soll. Der Vertrauensarzt der Angestelltenversicherung sagt: *'Ach, die Kopfschmerzen, die werden schon noch wegzukriegen sein! Da halten Sie sich nur an Ihre Krankenkasse!'* Aber auch die Unterstützung der Krankenkasse hat eine Grenze."

Die Wirtin klopft an die Tür. "Fräulein Herschel, Sie sprechen zu viel."

Ich stehe auf, lege ihr die Hand auf die Schulter. "Urschl, nennen Sie mir die Adresse Ihres Spezialarztes. Er wird kommen und Ihnen helfen. Ich verspreche Ihnen, daß er kommen wird."

Sie hält meine Hand fest mit ihren beiden magereren, feuchten. "Es ist schade um Sie. Sie sind jung und hübsch und viel zu schade für unser Gewerbe. Sie werden es doppelt schwer haben. Denken Sie an mich."

Der Schatten der Puppe, die das Licht abblenden soll, schneidet ihr Gesicht in zwei Teile, von dem die obere Hälfte mit der weißen Binde über den fiebrigen, gehetzten Augen gespenstisch beschienen ist. "Hören Sie auf die arme Urschl", beschwört sie mich und umkrallt meine Handgelenke. "Suchen Sie sich einen Mann. Lassen Sie alles andere laufen wie es läuft. Wenn heute ein Ungeheuer käme mit sechs Beinen und acht Armen und fünf Mäulern und wollte mich haben, ich überlegte es mir nicht, ich würde es nehmen. Heiraten, Fräulein Brückner, heiraten, heiraten!" Sie schüttelt mich, daß es mir graust vor ihrer Erregung. "Denken Sie an mich, heiraten um jeden Preis!"



Entsetzt flüchte ich den dunklen Schacht der Treppe hinunter. Die Gartenpforte endlich scheidet mich klirrend von der Stätte des Elends.

Die Bäume raunen schattenhaft in der sommerlichen Dunkelheit. Eine erleuchtete Straßenbahn hält wenige Schritte von mir entfernt. Ich ziehe es vor, zu Fuß zu gehen. Ich brauche Zeit, um mich wiederzufinden.

Die Linden stehen in Blüte. Rosenduft des Sommers weht aus den Gärten, doppelt verlockend, doppelt geheimnisvoll beim Wiegen nachtdunkler Zweige. Ab und zu glüht ein Lämpchen auf hinter Heckengerank, ein Lachen verklingt im Abend oder der ruhige Wohllaut einer Männerstimme.

Ich stehe wie ein Bettler vor fremdem Gartentore und starre zu einer Veranda auf. Da ist ein blonder Frauenkopf, ganz übergossen vom Licht einer Lampe. Ein paar tiefrote Blumen verbergen das Gesicht. Alles andere ist schwarze Silhouette. Nur das Haar ist so friedengesegnet, so zärtlich umhüllt, so wunderbar eingebettet in Licht und Schönheit.

Das Bild weckt mein Herz. Aus der erschlossenen Nacht strömen ihm machtvoll Sehnsucht und Ahnung zu. Ich wage kaum zu atmen vor zitterndem Weh. Nie wußte ich so tief, daß ich einsam bin. Einige Straßenecken weiter wartet meiner ein möbliertes Zimmer. Nichts von diesem Zimemr gehört mir selbst. Ich habe keine Eltern mehr und habe keine Freunde. Ich habe Kollegen, aber die gehören nicht hierher, nicht in diese Nacht mit ihrer schwermütigen Verzauberung. Bei der Arbeit sind sie mir vertraut. Aber hier stehe ich ganz allein und kann nicht zu ihnen flüchten. Ich bin ein junges Leben, nicht älter als zweiundzwanzig Jahre. Ich stehe in rätselvoller Nacht unter dem Samte des Himmels. Der Wind rauscht wie aus Ewigkeiten und endlos über mir stehen die Gestirne. Urschl hat mich bange gemacht. Ich glaube ihr nicht. Unglück hat mich betroffen. Aber Unglück ist nicht dasselbe wie Böses.

Zum erstenmal wage ich zurückzudenken: Ich sah noch im Blitz das Holzgeländer der Brücke, darunter unwahrscheinlich wild und schaumig den entfesselten Bach. Der Donner krachte und die Pferde scheuten. Holz splitterte, ich sank, sank. Im Untersinken stieß ich auf etwas Hartes. Dieses schmerzhaft Harte, es war mein Erwachen, es war das steinige Ufer, auf das ich geschleudert. Ich begriff nichts. Der Regen

stürzte noch immer. Ein Blitz - und mein gellender Schrei übertönte das Knattern des Donners: im weißen Gischt des tobenden Wassers hatte ich einen Pferderücken auftauchen sehen und alles begriffen. Ich rannte und rief, ich schrie, schrie in die entsetzliche Nacht. Vater, schrie ich, Mutter, Vater. Niemand rief zurück. Der Regen rauschte, der Donner grollte, das Wasser tobte. Eine gnädige Faust schlug mich nieder.

Drei dumpfe Jahre habe ich seitdem durchwandert. Die Not hat mich gestoßen. So bin ich vorwärtsgestolpert. Ich bekomme jetzt hundertzehn Mark Gehalt und brauche nicht mehr zu hungern und nicht zu frieren. Die Armut hat sich mehr nach inwendig verkrochen. Dort ist sie sehr groß.

Ich weiß jetzt, warum der Anblick jenes Balkons mich so erschüttert. Er ist der Begriff der Geborgenheit, des Zuhause-seins, der mich jählings weckt.

Auch ich war irgendwie geborgen bisher in dumpfer und stumpfer Verzweiflung, zu müde zum wünschen, zu müde zum sehnen. Jetzt bin ich wach und das Wachsein erschreckt mich zutiefst. Ich raffe alles zusammen, was diese Nacht in mir aufreißt, meinen ganzen schmerzhaften Lebenshunger, die Wehmut über meine Heimatlosigkeit, den rasenden Wunsch, auch meinem Dasein möge noch einmal ein träumender Garten beschieden sein. Ich will vorwärtsstreben, ich will nicht mehr arbeiten, bloß um zu verdienen, ich will Freude in der Arbeit suchen und über das Elend der einfachen Angestellten hinaus mir ein menschenwürdiges Leben zu gestalten versuchen. Alle körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte will ich anspannen bis zum äußersten, um dieses Ziel zu erreichen.

Ob es gelingen wird? Ob die Fügung mir gnädig ist?

Durch schlafende Straßen, an nächtlichen Gärten vorbei wandle ich und bete zu Gott, zu den Menschen, zu dem, was noch kommen wird, zu dem Unbekannten und Dräuenden, zu den bösen Gefahren und zu den glückhaften Wendungen, die die Zukunft birgt: laßt es gelingen! Denn was ist Wille und Sehnsucht des Menschen gegen die Mächte der Erde, die sein Streben gefährden?

Ich stehe dann lange zuhause am Fenster und lausche der Mahnung der Sterne. Sie ängstigen und trösten zugleich. Sie machen still und machen wund und wehe. Das Geheimnis der Welt strömt über mein Herz.



Schneider, das kränkliche Gesicht überstrahlt von bescheidener Freudigkeit, kommt mit ungewohnt leichtem Schritt von einer Audienz beim höchsten Chef zurück und gesteht, er trete ab ersten August als Geschäftsführer in unser Kownoer Haus ein. Ich freue mich für den fleißigen, strebsamen Schneider, hinter dessen bitterer Verschlossenheit ich Not und Einsamkeit eines mühseligen Lebens ahne. Dennoch muß ich mich wundern.

Er ist absolut Durchschnittsmensch, ein verlässlicher Angestellter ohne Frage, unermüdlich fleißig und willig. Aber hart hinter diesem pedantischen Fleiß steht auch schon die Grenze seines Könnens. Ich habe ihn kennengelernt in den zwei Jahren unserer Zusammenarbeit. Da ist nicht ein Funken von schöpferischem Geist, nur Knechtschaft unter der nüchternsten Schablone. Seit zehn Jahren diktiert er immer dieselben Briefe nach der mühsam erworbenen Fähigkeit, sie in Wort-, Satzfolge und Gedankengang genau dem von Dudenmeyer aufgestellten Normalschema nachzubilden.

"Zwei Jahre Angstschweiß hat das gekostet", berichtete er mir einmal mit seinem kränklichen Lächeln. Dann, gleichsam über Nacht war es gelungen: der ursprüngliche Schneider herausgekrochen aus der ihm in dreijähriger Lehre gegerbten Haut und in den holperigen, gewaltsamen und strengen Stil Adolf Dudenmeyers eingegangen.

In mir hat der gleiche Prozeß sich sehr viel rascher vollzogen. Es konnte vorkommen, daß ich beim Stenographieren bereits mit dem nächsten Satze zu Ende war, wenn Schneider sich eben anschickte, den vorhergehenden zu diktieren. Und als ich nach vielen erbitterten

Kämpfen mich schließlich bereit fand, jedwede stilistische Eigenmächtigkeit tapfer zu unterdrücken, durfte ich nach und nach die ganze Korrespondenz selbständig erledigen.

Nicht etwa, daß ich hierzu mit dem mindesten Wort ermächtigt worden wäre, niemals hätte ich wagen dürfen, die Tatsache in irgendeiner Form zu erwähnen. Nein, es geschah in einer Art stillschweigender Duldung, die den Charakter des Verbotenen nicht ganz entbehrte. Und wenn Schneider unter dem schützenden Vorwand eines Aktendeckels seine Zeitung las, während ich tapfer nach dem rauhen Rezept Dudenmeyers die Briefe schrieb, die er mir zu diktieren hatte, so konnte ich mir diese Bevorzugung nur dadurch erhalten, daß ich sie vor der Kollegenschaft, vor dem guten Schneider, ja, vor mir selbst mit dem größten Feingefühl übergab.

Nur einer wußte davon: Warius, der Prokurist der Abteilung Automobile. Mit ihm scherzte ich zuweilen über die Fahrlässigkeit, zu der sich der ehrbare Schneider verleiten ließ.

Im Augenblick nun, da ich Schneider zu seiner Beförderung gratuliere, wirbelt mir ein kühner Entschluß durch den Kopf. Ich werde mich um seinen Posten bewerben.

Dudenmeyer will selbst nach Kowno fahren, um den neuen Betrieb einzurichten. Heute ist nicht bei ihm reinzukommen. Er bleibt nicht lange. Ich werde ihn überfallen, sobald er zurückkommt.

Eine Glaswand trennt unsern Arbeitsraum von den Zimmern der Direktion. Ich kann bequem die Tür zu Dudenmeyers Arbeitszimmer sehen. Mein Herz flattert nicht schlecht, als ich ihn endlich, den Hut im Genick, denn der Sommer ist heiß, hochroten Kopfes in diesem Zimmer verschwinden sehe. Keine Viertelstunde lasse ich ihm.

Mit dem Gefürchteten persönlich gesprochen zu haben, können sich nur wenige unter uns rühmen. Ich bin zufälligerweise von ihm selbst engagiert worden, da Warius, zuständig für Personalangelegenheiten, sich gerade auf Hochzeitsreise befand.

In allen Fasern bebend habe ich damals vor Dudenmeyers mächtigem Bullenhaupte mein Probediktat aufgenommen, erdrückt von der

finsteren Strenge, mit der er auf mein Gestammel herabblickte, und ich vergesse nie, wie unsagbar winzig ich wurde, als er zum Schluß mit gerunzelten Brauen mein Erzeugnis entgegennahm und es mißmutig überprüfte.

Nur in Anbetracht meiner leise erwähnten Notlage, der höheren Schulbildung, die ich genossen und der Tatsache, daß es ihm, Adolf Dudenmeyer, alias Bademeister der Badeanstalt Hammerteich, einen besonderen Kitzel bereitete, mir, der Tochter eines verstorbenen Obersten und Regimentskommandeurs, eine unverdiente Gnade zu erweisen, wurde ich trotz unbefriedigenden Ausfalls des Examens probeweise eingestellt. - -

Ich poche und horche. Es erfolgt kein Ruf. Einen zweiten Ausgang hat das Zimmer nicht. Herausgekommen ist Dudenmeyer ebensoweng. Also muß er noch drinnen sein.

Ich klopfe kräftiger und sage mir erst nach einem zweiten lauschenden Verharren, daß man von Dudenmeyer so wenig eine Aufforderung zum Eintritt wird erhalten können wie eine Erwiderung auf den höflichsten Gruß, wenn man ihm irgendwo im Hause begegnen sollte.

Warius führt diese Abneigung gegen das Grüßen auf Dudenmeyers Bademeisterzeit zurück, in der er für jeden Sechser, den die Unteroffiziere der Grenadierkaserne ihm großspurig auf das Brett warfen, die Mütze rücken mußte.

Ich drücke also beherzt die Klinke nieder, lasse mich von der allzuwuchtigen Pracht des Arbeitszimmers nicht verwirren und bleibe in angemessener Entfernung von dem Allgewaltigen stehen.

Selbstverständlich, daß er nicht aufsieht von seinen Papieren. Nach fünf Minuten, in denen ich nur unterdrückt zu atmen wage, räuspere ich mich ein wenig.

Dudenmeyer macht Notizen auf seinem Stehkalender, reißt einen Briefumschlag auf und fängt an zu lesen. Mitten im Lesen hält er plötzlich inne und starrt mich mit seinen großen, durchdringenden Augen an, daß es mir durch Mark und Bein geht.

"Ich bitte um Entschuldigung, Herr Dudenmeyer..."

"Wer sind Sie überhaupt? Kommen hier einfach so herein?"

"Ich bin Stenotypistin in der Autoabteilung, Herr Dudenmeyer."

"Stenotypistin? Und was wollen Sie hier? Warius nicht da? Seit wann habe ich mich um den Personalkram zu scheren?"

"Ich habe ein ganz besonderes Anliegen, Herr Dudenmeyer, über das nur Sie selbst entscheiden können."

"Das kann jeder sagen. Für Personal ist Warius da. Bitte - !" (Dieses bitte heißt: mach daß du rauskommst!)

Er liest weiter. Ich schlucke alle Scheu herunter. "Herr Dudenmeyer, ich habe gehört, daß Herr Schneider zum 1. August nach Kowno geht und möchte mich um seinen Posten bewerben. Ich arbeite seit zwei Jahren in der Autoabteilung und bin mit den Dienstgeschäften vollkommen vertraut."

Zunächst liest er seinen Brief zu Ende, macht Blaustiftnotizen an den Rand und scheint nicht gehört zu haben. Aber darin täusche ich mich.

"Was reden Sie da für Unsinn?" poltert er los. "Korrespondent in meiner Autoabteilung wollen Sie werden. Sie? Ein Mädels?"

"Ganz recht, Herr Dudenmeyer, es werden schließlich keine Kunststücke verlangt in der Abteilung. Ein Mensch mit etwas Umsicht und Verstand ist den Anforderungen ohne Schwierigkeit gewachsen, selbst wenn er, wie ich, ein Mädels ist. Ich schreibe seit etwa einem Jahr die gesamte Korrespondenz ohne Diktat und sie wird von den leitenden Herren bei der Unterschrift niemals beanstandet."

"Was fällt denn da dem Schneider ein, daß er Sie die Briefe schreiben läßt? Den werde ich mir nachher mal kaufen. Sowsas gibt's nicht in meiner Firma, verstanden! Wo bleibt denn da mein Renommee, wenn ich in meinem Büro mit solcher Weiberwirtschaft anfange? Und nun bitte, ich habe zu tun."

"Herr Dudenmeyer, die Angelegenheit ist für mich so wichtig, daß ich mich nicht mit zwei Sätzen abfertigen lassen kann. Ich habe mit Ihrem Widerstand gerechnet und bitte Sie, mir für die Zeit, die Herr Schneider noch hier ist, die Gelegenheit zu geben, Ihnen meine Befähigung zur Ausfüllung dieses Postens nachzuweisen."

"Fräulein, auf diesen Beweis lege ich keinen Wert. Erstens können Sie die Befähigung gar nicht besitzen, wenn Sie bloß Stenotypistin sind. Das ist Einbildung von Ihnen. Zweitens sind Sie mir viel zu jung. Wie alt sind Sie überhaupt? Sind Sie schon volljährig?"

"Zweiundzwanzig gewesen."

"Großartig, wirklich großartig. Zweiundzwanzig gewesen. Schlagen Sie sich die Sache aus dem Kopf. Adolf Dudenmeyer macht die neue Mode mit den Weibern nicht mit. In meinem Hause sind derartige Posten nur für Männer da."

"Die Mißachtung meines Geschlechts bedaure ich tief. Ich wende mich jetzt an den Kaufmann in Ihnen. Übergeben Sie mir die Abteilung, so ist sie erstens in guten Händen, denn ich leiste etwas, zweitens wird die Störung eines Wechsels vermieden, denn die Arbeit ist mir geläufig, drittens..."

"Also Fräulein, geben Sie sich keine Mühe. Sie sind mir zu jung. Außerdem sind Sie eine Frau. Möglich, daß Sie etwas können. Ich will es dahin gestellt lassen. Aber was würde wohl meine Konkurrenz dazu sagen, wenn sie erfährt, daß Stenotypistinnen bei mir die Korrespondenzabteilungen führen?"

"Ich habe gedacht, Herr Dudenmeyer, daß gerade bei Ihnen ein tüchtiger Mensch ohne Ansehen der Person gefördert wird."

"Wird er auch. Stellen Sie mir hier einen jungen Mann hin. Meinetwegen soll er auch nicht älter als dreiundzwanzig sein. Wenn er auftritt wie Sie, soll er den Posten haben. Aber ein Mädels? Ausgeschlossen. Lassen Sie mich jetzt endlich in Ruhe. Ich habe keine Lust und keine Zeit, über eine ganz unmögliche Angelegenheit auch nur drei Worte noch zu verlieren."

„Ich werde mir am Sonnabend Ihren endgültigen Bescheid abholen, Herr Dudenmeyer. Vielleicht haben Sie die Liebenswürdigkeit, sich inzwischen sowohl bei Herrn Schneider als auch bei Herrn Warius über meine Leistungen zu erkundigen. Es täte mir leid, aus einer Arbeit, die mir lieb geworden ist, in Kürze ausscheiden zu müssen, aber ich bin zu arm und meine Notlage ist zu hart, als daß ich mir noch länger der Luxus einer Stellung leisten könnte, von der ich weiß, daß sie mir keinerlei Aufstiegsmöglichkeiten bietet.“

„Tauschen Sie mit der Bremer. Ich bin mit der Bremer nicht mehr zufrieden. Sie können meine Privatsekretärin werden, da sind Sie was.“

„Ich danke, Herr Dudenmeyer. Ich habe mir höhere Ziele gesetzt.“



Beim Hinausgehen treffe ich mit Warius zusammen. Er zieht die Tür hinter mir zu, ohne bei Dudenmeyer einzutreten. „Was ist los? Was hat er Ihnen getan? Marsch den Stenogrammblock geholt und in meinem Zimmer gewartet! Ich komme sofort zurück“, sagt er in seiner frischen, warmen Art, und tritt ohne anzuklopfen bei Dudenmeyer ein.

Er gehört mit zu dem, was ich aufgeben muß. Ich horche nachher seinem festen, männlichen Tritt entgegen. Wie er geräuschvoll die Tür hinter sich zuschmettert, jungenhaft übermütig, rot und gesund, erkenne ich, wieviel er mir war in all den Monaten, wieviel auch den Geringsten in unserem Hause, denn wo auch immer seine laut dröhnende Stimme hinreicht, seine Augen hell und kühn aufblitzen, da verkriecht sich das Gespenst des grauen Alltags und die Sonne scheint.

„Nun, warum hat das kleine Fräulein Rühr-mich-nicht-an Tränen in den schönen Augen gehabt?“ Die Aufheiterung, die ich durch seine Gegenwart erfahren, fällt schmerzlich betroffen in sich zusammen. Warum gerade so? Warum, wenn auch unbekümmert, diese Anspielung auf eine Szene, deren ich mich nicht gern erinnere?

Hat er mich doch nicht verstanden damals, dieser Abgott der Frauen, als er in betroffenem Staunen auf das kleine Tippmädel heruntersah, das unter seiner Liebkosung nicht aufstrahlen wollte, sondern regelrecht böse wurde? Die mir seither erwiesene verlässliche Kameradschaftlichkeit, schimmert sie jetzt nicht im Lichte einer leichten, mitleidigen Ironie?

Ich hatte ihm damals die Geschichte meines Unglücks erzählt und er weiß, welche Welle mich schiffbrüchig an fremdes Gestade warf. Seine fröhliche Kraft hat mir aus mancher Mutlosigkeit herausgeholfen. Dennoch: irgendwie bin ich für ihn die kleine Stenotypistin geblieben, die für ihre tapfere Unentwegtheit einen netten Kuß verdient hätte.

"Herr Warius, es handelt sich um Folgendes: Schneider geht doch zum Ersten," - "Jawohl." - "Und der Posten muß neu besetzt werden." - "Selbstverständlich." - "Und Sie wissen doch, daß ich seit einigen Monaten allein die Korrespondenz erledige." - "Ja, Brücknerchen, Sie sind ein Mordmädel."

"Herr Warius, Sie dürfen jetzt nicht scherzen. Das Herz ist mir zentnerschwer vor Sorgen. Ich habe Dudenmeyer gebeten, mir den Posten zu überlassen."

Es geht ihm nicht sofort ein. "Wie?... Sie haben - ... Also Brücknerchen, das ist ja nun einfach zum Totschießen. Geht da rein zu diesem alten Bullenbeißer... Natürlich hat er Sie rausgeschmissen?"

"Warum natürlich?"

"Aber Kind!"

"Ich verstehe nicht, was so Ungeheuerliches daran sein kann."

Er klopft sich vor Vergnügen die Schenkel. "Sein Gesicht hätte ich ja sehen mögen. Also wirklich, Brücknerchen, Sie haben einen fabelhaften Schneid. Geht rein und verlangt den Posten vom guten, bewährten, braven Schneider!"

"Herr Warius, denken Sie, daß ich's nicht schaffen würde?"

"Davon ist gar keine Rede. Selbstverständlich würden Sie es schaffen. Was ist denn schon groß zu können dabei? Es ist doch immer derselbe Tratsch und besondere Fälle bearbeite ich ja."

"Aber?"

"Es ist eine groteske Idee. Stellen Sie sich bloß einmal vor, daß Sie morgens im Konferenzzimmer zur Postbesprechung erscheinen könnten. Zwischen all den verstaubten und vermoderten sorgenvollen Familienvätern, die die Geschicke des Hauses Dudenmeyer lenken, plötzlich ein niedlicher blonder Bubikopf. Wenn Sie eine alte Heuschrecke wären mit Hornbrille und Lehrerinnenblick, dann wollte ich nicht einmal etwas sagen."

"Wenn's daran liegt, Herr Warius, die Hornbrille wird beschafft und der Lehrerinnenblick kommt dann ganz von selbst."

"Nein, nein, kleines Brücknerchen, das komt natürlich gar nicht in Frage. Die arme Herschel, die zwanzig Jahre älter ist als Sie, wird diesen Kummer ja nicht mehr erleben, denn wir werden sie abschieben müssen, aber suchen Sie sich doch mal zwei Stenotypistinnen, die sich von Ihnen Post diktieren ließen."

"Das sollte meine Sorge sein. Herr Warius, was für erbärmliche Gesichtspunkte, wenn man um seine Existenz ringt! Ich sehe es wieder einmal überdeutlich: die arme Urschl muß abgeschoben werden, weil sie krank ist. Hätte ich ja gesagt zu Dudenmeyers Vorschlag, so wäre es auch um Fräulein Bremers Stellung geschehen. Diese Posten sind ja so anspruchslos. Die eine geht, die andere setzt ihre Arbeit fort. Darüber, Herr Warius, koste es, was es wolle, muß ich hinaus. Ich bin doch wirklich nicht unbescheiden, wenn ich mir einen Posten wünsche, auf dem ich mich ein wenig unentbehrlich fühlen kann, so daß der Arbeitgeber sich's im Interesse seines Geschäftes überlegt, ob es nicht richtiger ist, mich zu behalten, ehe er mich vor meinem nächsten Geburtstag, der mich tarifmäßig in eine höhere Gehaltsstufe bringt, abbaut."

"Sie werden heiraten, Brücknerchen, und dieser Sorgen wundervoll enthoben sein."

"Ja, damit tut ihr uns ab, unsern Kampf um das bißchen Dasein, zehnmal härter als der Eure, unser Ringen um Anerkennung, unsere verzweifelte Gegenwehr gegen die Herabwürdigung zur toten Maschine. Ihr sagt: heiratet doch! und schlägt uns die Tür vor der Nase zu. Das ist so, als wollte man einem Verdurstenden sagen, iß doch Kuchen. Es handelt sich hier nicht um die Erfüllung des Frauendaseins, nicht um Glück, nicht um Liebe. Es geht darum, daß ich verdienen muß oder verhungern, daß ich nicht gewillt bin, mich jahrzehntelang elendig durchs Dasein zu krüppeln, um dann schließlich kläglich irgendwo hinterm Zaun zu verenden. Jeder Mensch soll das Recht haben, vorwärts zu wollen, und ich danke meinem Schöpfer, daß er mir die Befähigung dazu gab. Wie würde es wohl heute um mich stehen, wenn die höhere Berufung zur Ehe das einzige gewesen wäre, an das ich mich hätte klammern können, als ein Tag mir beide Eltern nahm und zehn weitere im Tempo der Inflation den Rest unseres Vermögens?"

"Aber Fräulen Brückner, liebes, armes, tapferes Mädchel. Nun kommen Sie doch nicht gleich auf diese traurigen Dinge. Es ist doch kein regelrechter Beruf, in dem Sie stehen, es ist ein notdürftiger Erwerb, der Sie ein paar Jahre über Wasser hält. Vergessen Sie doch um Gottes willen nicht, daß jede halbwegs annehmbare Ehe Ihre einzige Rettung ist. Man braucht Sie ja doch nur anzusehen. Ich bitte Sie, machen Sie nicht so ein hartes Gesicht. Es ist das Schönste, was ich Ihnen sagen kann, ich, der Mann, Ihnen, dem jungen Weibe: Das Herz würde mir bluten, wenn ich denken sollte, daß Ihre Jugend, verzeihen Sie, Ihre gottbegnadete Leibesschönheit - und wäre es in der erfolgreichsten Karriere - hinter Aktenmappen und Schreibmaschinen vewelken sollte."

"Sie werden mich nicht vorschlagen, wenn Dudenmeyer mit Ihnen über die Neubesetzung spricht?"

"Es ist schon jemand anders in Aussicht genommen."

"Wer?" - "Nicht wieder weinen, Brücknerchen!"

"Also wer?" - "Pehlke."

"Doch," sage ich, und mein Herz rast auf unter der Anstrengung der Beherrschung, "das ist allerdings zum weinen."



Der akkurateste Scheitel, die blankpoliertesten Fingernägel, der neumodischste Schlips, die gelbsten Halbschuhe, die man sich denken kann, ein goldenes Kettchen ums Handgelenk, immer nach Eau de Cologne duftend, fünfundzwanzig Jahre alt, das ist Pehlke, der Sohn eines Kellners.

"Aber Fräulein, was ist das heute wieder für ein Gemähre," näselt er und stützt mit drei Fingern seine Stirn, "vielleicht beeilen Sie sich etwas mehr, wenn ich diktiere!"

"Erstens heiße ich Witte, der Name ist gar nicht schwer zu behalten," sagt die Kleine patzig, "und zweitens werden Sie gleich sehen, wer schneller vorwärtskommt, Sie mit Ihrem Diktat oder ich mit meinem Stenogramm. Den Anfang, der immer der gleiche ist, schnattert jeder fix runter, aber nachher kann ich meinen Bleistift abkauen, ehe Sie sich besinnen, wie der Satz weitergeht."

"Erlauben Sie mal, Fräulein, was erlauben Sie sich eigentlich?"

Ich habe genug gehört und gehe hinaus. Das ist sein Stil. Er würde keine Bedenken tragen, auch im nächsten Satz noch einmal mit "erlauben" zu operieren. In keiner Abteilung müssen so viele Briefe umgeschrieben werden wie in dieser Abteilung Zubehör. Die Schuld trifft natürlich immer nur die Stenotypistinnen, die angeblich ihr Stenogramm nicht lesen können. Alle Vierteljahr sitzt eine andere neben diesem vortrefflichen Herrn Pehlke.



"Das ist recht, Fräulein Brückner, kommen Sie rein! Wir sprechen gerade von Ihnen. Was machen Sie für Geschichten? Sie werden uns doch jetzt, wo wir Herrn Schneider hergeben müssen, nicht schnöde im Stich lassen?"

"O doch, Herr Warius, ohne jede Gewissensbisse."

Schneiders Gesicht erstrahlt in bescheidenem Glanze, weil er sieht, wieviele Schwierigkeiten es macht, ihn zu ersetzen. Er wackelt mit dem Kopfe wie immer, wenn er lustig ist.

"Bleiben Sie doch wenigstens noch ein Vierteljahr, bis der Pehlke sich eingearbeitet hat", meint er ahnungslos. "Wo will denn der hin mit zwei neuen Stenotypistinnen und hat selbst keine Ahnung vom ganzen Krempel?"

"Damit werden wir bei Fräulein Brückner nichts erreichen," sagt Warius, unangenehm berührt, "sie wollte nämlich, ich habe Ihnen das noch nicht gesagt, selbst gern Ihren Posten übernehmen."

Warius macht ein steinernstes Gesicht, um mich nur ja nicht zu kränken. So weiß auch Schneider nicht recht, ob ein Lächeln angebracht ist. Es zuckt nur ein wenig um seine Mundwinkel.

"Hm. Allerdings. Das ändert die Sache. Das ändert sie sogar ganz außerordentlich. Darauf war ich, weiß Gott, nicht gefaßt, als ich den Pehlke in Vorschlag brachte. Ich dachte, mit Fräulein Brückner zusammen würde er es schon schaffen."

Er reibt sich sein schlecht rasiertes Kinn. "Da würde ich doch lieber abraten von dem Pehlke."

"Wir haben aber keinen andern, und der Chef wünscht für die Abteilung jemanden, den er kennt."

"Kolleppel?"

"Kolleppel ist in der Motorradabteilung unentbehrlich, lieber Schneider, das ist ja alles schon hundertmal erwogen. Wir haben eben keinen und es muß annonciert werden. Aber Sie legen sich ja weiß Gott wie ins Zeug für diesen Pehlke."

Ich sehe zum Fenster hinaus. Wie bitter ist dieses alles, wie schwer verwindbar.

"Fräulein Brückner, der Chef hat mich beauftragt, Ihnen eine Extragratifikation anzubieten, für den Fall, daß - "

Warius verstummt unter meinem Blick. "Herrgott, zum Kotzen ist das alles. Drei ausgeschlagene Stunden habe ich mich heute mit dem Alten rumgerissen."

"Und meinen Namen dabei nicht einmal erwähnt?"

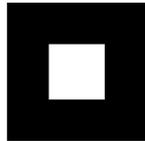
Nie sah ich den fröhlichen Warius derart verärgert.

Wie sie noch ratlos stehen und hin und her überlegen, wird die Tür aufgestoßen.

"Pehlke sieht gut aus, Pehlke ist imstande, die Firma auch nach außen hin zu repräsentieren. Er ist noch jung. Was ihm fehlt, wird er lernen. Sie, Herr Warius, haben sich darum zu kümmern. Solange Schneider noch da ist, hat Schneider ihn zu drillen." Dudenmeyer schleudert jedes Wort mit befehlerisch ausgestrecktem Arm vor die beiden hin und wirft krachend hinter sich die Türe zu.

Warius beißt sich auf die Unterlippe und wird rot bis in die Stirn vor verhaltenem Ärger.

Ich gehe hinaus. Hinter mir, etwas betreten, folgt Schneider.



Ich stülpe meiner Maschine das Wachstuchverdeck über, achte darauf, daß das Scharnier des Holzdeckels in die Spalte der Bodenplatte faßt und drehe den Schlüssel. Der Schreibmaschnentisch steht ja wohl gerade.

Jetzt die Papiere im Materialschränkchen ordnen! Die Blaubogen gehören in die langen Pappkästen. Mitteilungen sind auf Mitteilungen, Briefbogen auf Briefbogen zu schichten. Das Durchschlagpapier hat im Mittelfach zu liegen, und zwar streng getrennt nach ganzen und halben Bogen. Für die Bleistifte ist ein Aluminiumkästchen vorhanden. Das Kästchen ist in der Schublade des Schreibmaschinentisches zu verwahren. So hat Fräulein Miltz es mich gelehrt. Ich muß noch einmal den Materialschrank aufschließen, weil der Stenogrammblock draußen geblieben ist. Nun noch rasch den Papierkorb unter den Schreibtisch gerückt, und ich darf sagen, daß ich meinen Arbeitsplatz in mustergültiger Ordnung verlasse.

Es hat nämlich einen kleinen Verweis gesetzt heute morgen, in aller Güte selbstverständlich, aber gerade deshalb auch mit aller Nachdrücklichkeit. Schreck und Staunen über die Bekümmernis, mit der der greise Kommerzienrat Piepenbrock mir meine Nachlässigkeit vorgehalten, wollen immer noch nicht schwinden. Ich hätte gern gelacht. Aber Mitleid und Ehrfurcht haben mich wehrlos gemacht gegen diese Überwertung einer belanglosen Äußerlichkeit. Und obwohl ich meinen Platz aufgeräumt hatte am Abend zuvor, mit nicht mehr zwar, aber auch mit nicht weniger Sorgfalt, als mir notwendig erschien, wagte ich nicht, mich zu verteidigen. Der Gram der müden alten Augen und das Zittern des schlohweißen Hauptes erschütterten mich zu sehr.

„Sie wird sich schon anlernen, die Kleine“, hatte Fräulein Miltz sich liebevoll eingemischt, und es ließ sich schwer entscheiden, wollte sie den Kommerzienrat in seiner Betrübniß trösten oder mich in meiner Zerknirschung. Jedenfalls streichelte sie mir die Wange mit dem Handrücken und dem Alten lächelte sie innig ins Gesicht.

Als er dann vergrämt und gebeugt davongeschlürft - altes Herzeleid und neue Sorgen lasten schwer auf dem Vierundsiebzighjährigen -, schob sie mir eilig die Kladde unter, in der ich unlängst das empfangene Schreibmaterial abquittiert.

”Wenn er das sieht!! Kindchen, Kindchen!! Nur keine genialen Kriggel bei Piepenbrock & Eckerlein! Jeder Name muß einwandfrei zu lesen sen. Das wollen wir hier mal ganz schleunigst ändern.”

Sie radierte, pustete, wischte mit Eifer.

”So, mein liebes kleines Fräulein Brückner, nun schreiben Sie mir noch einmal schön leserlich und akkurat auf die richtige Zeile Ihren Namen.”

Ihr runzeliges Gesicht war so einfältig gut gewesen, so ohne allen Arg durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Korrektur, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, mich zur Wehr zu setzen und schön säuberlich und akkurat meinen Namen malte. - - - - -

Mit einem Stoßseufzer trenne ich mich von meinem in mustergültiger Ordnung zurückbleibenden Arbeitszimmer und durchschreite nicht ohne Nachdenklichkeit die altmodischen Büros, die jetzt nach Dienstschluß mit ihren hohen Pulten, ihren Drehschemeln und Wandregalen doppelt abgestorben, jenseitig und zurückgeblieben wirken. Die peinliche Ordnungsliebe des Kommerzienrates hat ja alle Spuren tätigen Lebens hinter verriegelte Schränke verbannt.

Allzudeutlich spricht die unausgefüllte Weitläufigkeit der vielen Räume, in denen sich die Arbeitsplätze fast verlieren, vom Rückgange des Unternehmens. Vor dem Kriege haben Piepenbrock & Eckerlein mit dem vierfachen Personal gearbeitet. Nur die altbewährten treuen Kräfte hat man halten können. Die junge Generation bschränkt sich auf zwei Exemplare: einen sehr wohlerzogenen, schüchternen und bescheidenen Lehrling, Herrn Strecker - Abiturient selbstverständlich und aus bester Familie - und auf meine Wenigkeit.

Strecker wird von den alten Mädchen der Firma teils mütterlich, teils schwärmerisch geliebt. Ich werde, wenn auch in lebenswürdigster Form, beargwöhnt. Man erwartet nicht viel von mir. Die Tatsache, daß ich zwei Jahre bei Dudenmeyer gearbeitet habe, ist keineswegs eine

Empfehlung. Die Firma Adolf Dudenmeyer gehört nicht zu den alten, ehrwürdigen und achtbaren Häusern der Stadt. Man beklagt mich aufrichtig, daß ich in einer so bedenklichen Atmosphäre meine erste kaufmännische Erziehung genießen mußte (meine allerersten Stellungen habe ich wohlweislich verschwiegen). In einer Konferenz, die über die Bewerbungen um den Stenotypistenposten zu entscheiden hatte, war man sich darüber klar gewesen, daß ich viel, sehr viel liebende Nachsicht erfordern würde. Fräulein Miltz' Stimme hatte schließlich den Ausschlag gegeben, daß es doch Christenpflicht wäre, ein junges Mädchen aus guter Familie vor weiteren Dudenmeyers zu bewahren.

Sie hat mir das selbst erzählt, und es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte ich mich zu einem tiefen Knicks hinreißen lassen und ihr vor Dankbarkeit die Hand geküßt.

Nun hat sich Gott sei Dank die erste Benebelung bei mir gelegt. Ich wage schon, mit einem kräftigen Schritt aufzutreten.

"Pst, Pst. Ja, ja, die liebe Jugend!"

Ich erschreckte nicht schlecht. "Noch immer fleißig, Fräulein Augath?"

"Ei gewiß, wenn einem solche Mehrarbeit gemacht wird von diesem Sausebraus, dem kleinen Strecker. Er ist ja ein herziger lieber Bursche, der Rudi, aber sehen Sie sich um Gottes willen diese Kopien an!"

Sie rückt an ihrer Brille und hält sich ein Papier dicht vor die kurzsichtigen Augen. "Unmöglich, er muß das alles noch einmal schreiben, dieser Racker, dieser Nichtsanutz, dieser durchtriebene Schlingel. Wahrscheinlich hat er ein abgenutztes Blaupapier verwandt."

Ich nehme lächelnd die Rechnungsdurchschläge des armen Sausewind und Tunichtguts zur Hand und halte sie gegen das Licht. "Was wollen Sie denn? Das ist doch wunderschön zu lesen. *Herren Gebrüder Bodschwinn, Bartenstein (Ostpreußen), 10 Eimer Erdbeermarmelade à Mk. 5. gleich Mk. 50.-*"

"Noch so ein Racker, noch so ein Schelm", kichert sie in sich hinein. "Sieh mal einer an, findet, das wäre wunderschön zu lesen! Das sollte der Herr Kommerzienrat hören oder gar der Herr Konsul! Den Herrn

Konsul kennen Sie wohl noch gar nicht? Ei, ei, ei. So ist die liebe Jugend: Saus und Braus und keinen Respekt.”

Ich flüchte. - Nein, tausendmal nein! Ich kann, ich darf, ich will hier nicht bleiben. In acht Tagen läuft meine Probezeit ab. Ich muß mich entscheiden trotz wachsender Arbeitsnot in allen Berufszweigen. Es sind herzensgute Menschen, diese Piepenbrock & Eckerlein, aber sie gehören einer versunkenen Epoche an. Sie ahnen nicht einmal, wie weit sie zurückgeblieben sind hinter dem Tempo der neuen Zeit.

Meine ursprüngliche Hoffnung, mich gerade unter diesen alten Leuten durch Einführung moderner Geschäftsmethoden rasch verdient machen zu können, hat sich sehr bald als Trugschluß erwiesen. Meinem Anerbieten zum Beispiel, einen geschickten und wirkungsvollen Reklameturnus in den Fachzeitungen zu inszenieren, hat man ein nachsichtiges Lächeln entgegengesetzt. Das wäre allenfalls ein Geschäftsgebaren für Adolf Dudenmeyer, aber niemals würden Piepenbrock & Eckerlein ihren ehrwürdigen Namen durch die Nachahmung marktschreierischer und aufdringlicher Maßnahmen beflecken, die allenfalls den zweifelhaften und kurzlebigen Inflationsfirmen zugestanden werden mochten. Nein, man besäße Rückgrat genug, in Ehren unterzugehen oder aber abzuwarten, bis die alte gediegene Art der Geschäftsführung die Unsitten der Nachkriegszeit überwunden hätte.

Die Bücher, von Fräulein Miltz seit dreißig Jahren musterhaft geführt, ergeben allzudeutlich, daß das große Wort vom ehrenvollen Untergang keineswegs eine Phrase ist.



Das Getümmel der abendlichen Straßen befreit mich vom Druck der Kirchhofsatmosphäre. Die Schaufenster erstrahlen im Lichte unzähliger Lampen. Fußgänger eilen mit Koffern und Paketen, Autos hupen, Straßenbahnen, vollgepfropft von Menschen, bimmeln sich vorwärts. Eine Pregelbrücke ist gerade heruntergelassen.¹ Ich stoße mich herzhaft erfrischt durch das Gedränge. Hier ist Leben, Gott sei Dank, Pulsschlag, Bewegung. Ein kräftiger Wind weht vom Wasser. Es riecht nach Teer, nach Fischen und Petroleum. Die riesigen Quader des Schlosses ragen in den abendlichen Himmel.

Mein Entschluß steht fest.

Vor einem Schaukasten der Allgemeinen Zeitung staut sich der Verkehr. Ich trete hinzu.

Siehe da! Dudenmeyer unter anderem sucht in seiner auffälligen Sonderschrift einen tüchtigen und stilgewandten Korrespondenten für die Autoabteilung. Nur erste Kräfte wollen sich melden. Durchschnittsware findet keine Berücksichtigung. Ich trete näher hinzu. Tatsächlich, es steht da: *'Durchschnittsware'*.

"Die Schaufenster sollte man ihm einschmeißen, diesem Halunken", sagt jemand hinter mir. "Oder den Kreet im Poggenteich versäufen, aus dem er sich rausgerudert hat", ergänzt ein anderer. "Lumpenaas", sagt ein dritter nur und spuckt aus. Die Gruppe geht auseinander.

Neue Drohungen fallen. Man schüttelt den Kopf, lacht, ist empört. Wie war das doch, Herr Dudenmeyer, fürchteten Sie nicht, die *'Weiberwirtschaft'* könnte den empfindlichen Ruf Ihres Hauses gefährden?

Es drängelt sich jemand an meine Seite. Ich überlege blitzschnell: Den kenne ich doch? Dieses brünette, noch jugendliche Gesicht mit den unsteten Augen? Nur scheint's, als wäre man damals nicht ganz so elegant gewesen. Der Gehpelz, etwas verfrüht in diesen milden Oktobertagen, zeigt immerhin guten Biberbesatz. Ich durchtaste Zeiten, die weit zurückliegen müssen oder ungelebt über mich hingeschwemmt sind.

¹ Der roman spielt 1923/24 in Königsberg (Kaliningrad).

Man wendet unter meinem forschenden Blick den Kopf. Jetzt hab ich's: Lichte, mein erster Arbeitgeber. Auch er erkennt mich.

"Schau an, Fräulein Brückner, welch freundlicher Zufall! Was gibt's denn hier Schönes, Mord oder Eisenbahnunglück?"

"Nein," sage ich, "nur langweilige Stellengesuche und ein spärliches Angebot." Meine Sorgen fallen mir ein. Ich seufze.

"Leider habe ich Sie ganz aus den Augen verloren," meint Lichte, "wo stecken Sie jetzt, wenn die Frage gestattet ist?"

"Sie werden lachen, Herr Lichte, bei Piepenbrock & Eckerlein in der Kantstraße."

"Ach du gerechter Vater, ausgerechnet! Wie lange schon und wie lange noch?"

"Seit drei Wochen. Und im übrigen: ich suche."

Er überlegt. "Darf man fragen, was solche Leute heute für Gehalt zahlen?"

"Hundertzehn," sage ich, und eine plötzliche Hoffnung weht mich an, "ich bin noch im Probemonat. Sie halten sich an den Tarif nicht gebunden. Ich denke, daß ich bei fester Anstellung etwas mehr bekommen würde."

"Unerhört", sagt Lichte und geht nun an meiner Seite mit diesem merkwürdigen Gang, der meine Erinnerung ungeheuer belebt. Er nahm schon damals zu große Schritte und knickte bei jedem zu tief in die Knie, ein künstlich gewichtiger, wenig sympathischer Gang. Was war doch los damals mit diesem Lichte? Mich warnt ein wachsendes Mißbehagen.

"Wissen Sie, was ich meiner Disponentin zahle bei siebenstündiger Arbeitszeit? Annähernd zweihundert Mark und obendrein noch die Abzüge. Ist natürlich eine Kanone, das Mädels, versteht mit der Kundschaft umzugehen, korrespondiert selbständig, schließt dicke Verträge ab. Leider heiratet sie und ist heute den letzten Tag bei mir."

Richtig, da erschien eines Tages unerwartet der Düsseldorfer Mitinhaber. Die Begrüßung zwischen ihm und Lichte fiel etwas sonderbar aus. Ich wurde schleunigst mit einem Auftrag zur Post geschickt. Als ich zurückkam, war der Düsseldorfer schon wieder gegangen und Lichte eröffnete mir mit kehliger Stimme, die seine Erregung nur allzu deutlich verriet, der Verleih würde aufgelöst, er könnte mich nicht mehr beschäftigen.

"Sie sind in der Filmbranche geblieben?"

"Ja, und ich stehe heute so da!" Er macht eine Ringkämpfergeste, mit geballter Faust, um Wucht und Bedeutsamkeit seiner Position glaubhaft zu symbolisieren. "Die Inflation hat mich hochgeschmissen. Himmel noch mal, das waren Geschäftchen!"

"Vertreten Sie noch immer die Balo und die Urania G.m.b.H.?"

Die Frage hört er nicht gern. "Ich konnte die Leute nicht gut vor den Kopf stoßen. Sind ganz nette Filmchen dabei. Die Urania macht sich übrigens. Hat ganz hübsche Sachen mitunter. Aber mein Hauptgeschäft ist natürlich die Deulig. Ich komme gerade vom Rechtsanwalt, wo der Vertrag perfekt gemacht ist."

"Da haben Sie also jetzt die Vertretung der Deulig?"

"Ja, ja, ist alles schon unterschrieben. Ich kann Ihnen sagen, das wird Geld bringen! Geld und verfluchte Sorgen. Wissen Sie nicht zwei tüchtige Stenotypistinnen? Einen Expedienten muß ich mir suchen, vier, fünf neue Laufburschen. Für die Reklame werde ich jemanden brauchen, vor allen Dingen aber - und das ist im Augenblick mein größer Kummer - eine Persönlichkeit, die mich vertritt, wenn ich auf Reisen bin. Jemand ganz Zuverlässiges, wissen Sie? Am liebsten eine Dame aus besseren Kreisen. Ich fasse so schwer Vertrauen zu Fremden, heute, wo jeder zweite lange Finger hat."

Schien es mir nicht damals, als hätte er Spesen verbucht für Geschäftsreisen, die nie gemacht worden waren?

Er dreht mir mit einem Ruck das Gesicht zu. "Wie wär's, Fräulein Brückner, hätten Sie nicht Lust, Disponentin bei mir zu werden?"

Ich hefte mich in seinen Blick, diesen unsteten Blick schwarzer, funkelnder Augen.

"150 Mark für den Anfang", fährt er fort und schwingt sein Stöckchen. "Leitende Stellung, interessante Arbeit, nicht allzuviel zu tun. Was wollen Sie mehr? Es ist wahrscheinlich, daß ich im nächsten Jahr auch noch die Ufa bekomme. Der Posten einer Disponentin bei der Ufa mit vier- bis fünfhundert Mark Gehalt würde Ihnen doch auch ganz gut stehen, wie?"

Weiß Gott, ich erkenne ihn wieder. So fing er schon damals die Menschen ein.

"Sie müssen sich über eins klar sein, Fräulein Brückner: Piepenbrock & Eckerlein sind in einem halben Jahr pleite. Wieviel Pleiten wir außerdem noch erleben, das wage ich gar nicht zu überdenken. Der große Rückschlag der Inflation kommt ja doch erst. Gehen Sie spaßeshalber morgen zum Arbeitsnachweis, tun Sie mir den Gefallen, und erkundigen Sie sich nach den Anstellungsaussichten für die nächsten fünf Jahre. Und dann fragen Sie gleich, ob man Ihnen rät, in die Filmbranche einzutreten. Meinen Sie, ich wußte nicht, was ich tat, als ich mit den Filmleutchen anbandelte? Das einzige Geschäft heute, sage ich Ihnen, die einzige Möglichkeit, wirklich noch zu verdienen. Ins Kino rennen die Leute, und wenn sie sich nicht mehr die Margarine aufs Brot leisten können."

O, er ist gefährlich, er bedient sich des wirksamsten Mittels, um mich zu fangen: der traurigen Wahrheit, die ich kenne.

"Wenn ich ehrlich sein darf, Herr Lichte, die Branche ist mir nicht sympathisch."

"Mir auch nicht, mir ganz und gar nicht. Fräulein Brückner, machen wir uns doch nichts vor. Wie habe ich mich umstellen müssen! Oberleutnant gewesen im Felde, Adjutant beim Stabe, E.K. I und II. Ihr Vater war ja wohl auch Offizier?"

Mir schießt das Blut ins Gesicht. Infam hat er das gesagt. Lichte kann allenfalls gegen Ende des Krieges Leutnant geworden sein, wenn nicht auch das gelogen ist.

Ich schwanke in dem Entschluß, wenigstens für die kritischste Zeit bis zur Klärung der Wirtschaftslage einen Versuch bei ihm zu wagen.

"Sind Sie sich darüber klar," fängt er wieder an, "was Sie - nennen wir's mal beim richtigen Namen - als Tippmädel zu erwarten haben? Schließlich sind Sie Ihrer Herkunft einen gewissen Ehrgeiz schuldig. Es ist ein Unterschied, ob man sich elendig durchwürgt mit hundert Mark oder ob man jeden Monat eine nette Summe zurücklegen kann, anständig wohnt, sich anständig kleidet. Sie können sicher sein, die Antipathie gegen die Zunft legt sich, wenn man jedes Jahr eine schöne Reise macht und sich nicht mehr um die Zukunft zu sorgen braucht. Als erfahrene Disponentin finden Sie mit 50 Jahren noch eine Stellung. Sie sind ja auch gar nicht gebunden, Fräulein Brückner. Sie bekommen zunächst mal eine Berufsausbildung, nicht nur gratis und franko, sondern gegen ein üppiges Gehalt. Sind Sie nicht mehr zufrieden mit mir, können Sie jederzeit desertieren."

Sein Lachen ist unangenehm. Ich hatte seither eine Abneigung gegen Menschen gehabt, die nicht frei heraus lachen können. - Was tue ich nur? Es ist ja keineswegs erwiesen, daß die Kassenbücher nicht stimmten, damals. Wahrscheinlich ging es ihm schlecht im Anfang. In dieser Hinsicht werde ich kaum noch zu fürchten haben. Nur werde ich nicht auf Rosen gebettet sein. Er lügt, und ich hasse die Lüge. Aber wohin, wohin in dieser bösen Zeit?

Immer enger kreist er mich ein. "Ich habe vor zwei Tagen inseriert. Wollen Sie die zweihundert Bewerbungen sehen, die bei mir zu Hause liegen? Für fünfzig, sechzig Mark Gehalt bieten alte, berufserfahrene Arbeitskräfte sich an."

"Ich gebe Ihnen morgen telefonisch Bescheid."

"Ganz wie Sie wollen. Aber vielleicht ist es morgen schon zu spät. Ich warne Sie, Fräulein Brückner. Sie verkennen die ungeheure Chance, die sich Ihnen bietet. Sehen Sie mich an, wie ich hier vor Ihnen stehe. Beantworten Sie sich im stillen die Frage, ob ich das Zeug dazu habe, etwas zu werden oder nicht. Als Generaldirektor eines Filmkonzerns würde ich eine verlässliche Sekretärin brauchen."

"Sie haben Phantasie, Herr Lichte!"

"Ja oder nein?"

"Ich rufe Sie in in zwei Stunden an."

"Fräulein Brückner, Sie sind im Begriff, durchs Examen zu fallen. Was ich brauche, ist ein Mensch von schneller Entschlußkraft. Ich werde viel auf Reisen sein und manche Entscheidung Ihnen überlassen müssen. Zögern stärkt den Gegner. Allzu ängstliche Bedenken sind der Tod aller guten Entschlüsse."

"Doch, ja," sage ich, und mir ist bange, "Sie werden es noch weit bringen, Herr Lichte. Wann soll ich eintreten?"



So ungelebt, so vor Verzweiflung bewußtlos, so versteinert in Verzweiflung also ist jene Zeit gewesen, daß ich mich kaum noch entsinne, vier Wochen lang Tag für Tag in diesem Mietshause ein- und ausgegangen zu sein.

Erst der Brodem vieler Küchen, in denen mit schlechtem Fett gebraten, die Ausdünstung enger Wohnräume, wo Wäsche gewaschen und gleichzeitig getrocknet wird, der üble Hauch von den Drangbehältern im Hof, dieser Appell erst an die beleidigten Sinne weckt eine Art Erinnerung.

Ich habe schon einmal, bedrückt von unguter Erwartung, in dieser finsternen Buchtung des Flures gestanden und nach dem Klingelknopf getastet. Die Glocke ist immer noch nicht in Ordnung gebracht. Aber nicht den schlürfenden Schritt der alten Frau Lichte ruft sie herbei, sondern einen leichten und eiligen. Helligkeit einer elektrischen Lampe strahlt auf. Die Tür wird geöffnet und ich sehe angenehm berührt in das gutmütige und freundliche Gesicht eines Mädchens.

Die Eilfertigkeit, mit der sie mir aus dem Mantel hilft, meinen Hut über einen Haken stülpt, die Tür vor mir aufstößt und mir den Vortritt läßt, alles mit breitem, freundlichem Lachen, beweist: sie ist im Bilde.

Es ist immer noch dieselbe gute Stube kleiner Leute mit roter Plüschgarnitur und dem Trompeter von Säckingen über gehäkelten Sofadeckchen. Die Tür zum Nebenraum, ehemals Lichtes Schlafkammer, einfenstrig, nicht breiter als eine Kammer, die allenfalls zur Aufnahme von Bett und Waschtisch genügt, steht offen. Ich weiß jetzt, was ich von der Erweiterung des Büros zu halten habe.

Die Luft ist blau von Zigarettenrauch. Ich muß mich blinzeln erst gewöhnen.

Ein junger Bursche, strohhaarig, noch fast ein Kind, will es mir scheinen, schießt über einer Kiste, deren Umschnürung er zu lösen versucht, neugierig auf. Das Mädchen macht ihm energisch ein Zeichen, sich aufzurichten, und schon steht er, mit weißen Zähnen lachend, den Bindfaden unschlüssig an der Hand und macht eine nette jugenhafte Verbeugung.

„Das ist mein Bruder“, sagt das Mädchen, und Stolz liegt in der Art, wie sie es sagt.

Lichte kommt aus dem Nebenraum. Er begrüßt mich lärmend. Was er zustande bringt, ist eine Grimasse gönnerhafter Herablassung. Vielleicht, wenn sein Charakter diese Deutung zuläßt, ist auch ein wenig Verlegenheit dabei, denn ich sehe mich um.



Um 10 Uhr muß Lichte dringend fort. Er will zum Wohnungsamt wegen eines neuen Büros. Die Geschwister Tübel wechseln einen Blick.

Ich habe Fakturen zu schreiben und einige Mühe mit der Umrechnung der alten Verträge auf Rentenmark. Trotzdem ich gewußt habe, daß Lichte log, bin ich enttäuscht. Aus Scheu vor unangenehmen Enthüllungen spreche ich mit den beiden nicht.

Gegen zwölf fragt Martha Tübel mich, ob ich durcharbeite oder zu Tisch gehe.

Wie das meine Vorgängerin gehalten habe?

Staunen.

"Hat meine Vorgängerin eine Mittagspause gemacht?"

"Wer?"

Max ist heller. "Na, merkste denn nicht, der hat doch bloß wieder geschwindelt."

Mir gefällt das "der" nicht und nicht die Kopfbewegung, mit der er geringschätzig hinter sich deutet. "So," sage ich deshalb, "ich dachte, mein Posten wäre vorher in anderen Händen gewesen."

"Es ist ja nicht viel zu tun," meint Martha Tübel, "aber gehen Sie lieber zu Tisch. Er nimmt es nicht so genau mit dem Feierabend."

"Und wann essen Sie Mittag?"

Sie macht eine wegwerfende Handbewegung. "Ach wir!" sagt sie und es rührt mich tief. Sie kann siebzehn Jahre alt sein, Max höchstens sechzehn. Hat sie so früh schon erkennen müssen - ?

"Unsereins wird nicht gefagt", brummt Max. Ein Unterton von Auflehnung grollt mit. Er lädt die Kiste, die er zugenagelt hat, auf die Schulter. Sie muß sehr schwer sein. Er wird langsam rot im Gesicht und knickt in den Knien ein wenig ein. Die Schwester tritt ohne Hast hinzu und ist ihm behilflich, die Last zurechtzurücken. Wir sehen ihn dann, wankend unter dem Gewicht, die Straße überkreuzen.

"Der Vater sagt, mehr als dreißig Kilo soll er nicht tragen. Er ist noch zu jung."

"Ist es mehr?"

"Weiß nicht," sagt sie, "für acht Mark die Woche ist es Schinderei genug. Eine halbe Stunde braucht er bis zur Bahn."

Ich verspreche ihr, die Anschaffung eines Handwagens durchzusetzen.



Nachdem ich mich davon überzeugt habe, daß niemals Verhandlungen mit der Deulig gepflogen sind und ebensowenig Gefahr für die Ufa besteht, ihre Vertretung in Lichtes Hände legen zu müssen, halte ich es für angebracht, meine Abmachungen mit Lichte vertraglich festzulegen.

"Herr Lichte," sage ich, "es wäre mir lieb, wenn wir einen Vertrag machten."

Er gibt sich einen Ruck, wie man im Spaß auf eine unerhörte Zumutung reagiert. "Sieh mal einer an, redet auch schon von Verträgen! Da sieht man, wie das Handwerk abfärbt. Wozu brauchen wir einen Vertrag, Fräulein Brückner?"

"Der Ordnung halber. Ich möchte das vereinbarte Gehalt, eine bestimmte Kündigungsfrist, die Dauer der offiziellen Arbeitszeit, vielleicht auch die mir zustehenden Urlaubstage schriftlich bestätigt haben."

"Donnerwetter, das haben Sie aber großartig hergesagt, Fräulein Brückner, es wird mir immer mehr klar, welchen guten Griff ich mit Ihnen gemacht habe. Aber nun hören Sie mal gut zu: (er zerhackt den Satz, um ihm doppelten Nachdruck zu verleihen, in lauter Stücke) - wenn Sie eines Tages kommen... und mir sagen... Herr Lichte... ich möchte nicht länger bei Ihnen bleiben... dann bin ich der Letzte... von dem Sie Schwierigkeiten zu erwarten haben. Genügt Ihnen das oder genügt es Ihnen nicht?"

"Nicht ganz. Herr Lichte. Es könnte beispielsweise auch der Fall eintreten, daß Sie eine Änderung herbeizuführen wünschen. Ich darf nicht von heute auf morgen arbeitslos werden."

"Fräulein Brückner, bei der kaufmännischen Ertüchtigung, die Sie allem Anschein nach inzwischen erfahren haben, dünkt mich dieser Fall ganz ausgeschlossen." Er nickt voll hämischen Wohlgefallens mehrmals mit dem Kopf. "Schlimmer als ein gewiegter alter Filmverleiher. Stellt sich her und besteht auf einem Vertrag."

Mich ärgert die Art der Verhandlung. Ich ziehe die Brauen zusammen. Sofort bremst er.

"Selbstverständlich bin ich bereit, eine Kündigungsfrist mit Ihnen zu vereinbaren. Vierzehntägig, monatlich, vierteljährlich meinetwegen. Suchen Sie sich das Beste aus. Sie sehen, ich bin immer großzügig."

"Monatlich wäre mir am sympathischsten. Darf ich das Anstellungsschreiben aufsetzen? Sie sicherten mir hundertfünfzig Mark Gehalt zu. Die Dienststunden - "

"Holla, holla, langsam, langsam! So sehr mir Ihre Geschäftstüchtigkeit gefällt, Fräulein Brückner, ich bin schließlich kein Kintoppbesitzer, dem Sie das Fell über die Ohren ziehen sollen. Wenn Sie einige Zeit hier sind und sich gut bewährt haben, können wir auch mal über ein Gehalt von hundertfünfzig Mark sprechen. Aber vereinbart, das wollen wir zunächst festhalten, vereinbart sind hundertzwanzig Mark. In der heutigen geldarmen Zeit ist das ein schöner Verdienst. Sehen Sie sich mal um, wer in Ihrem Alter, noch dazu als Anfängerin in einer Branche, soviel Geld verdient."

Ich bin einigermaßen aus der Fassung gebracht, starre entsetzt in dieses vor Schadenfreude funkelnde Gesicht.

"Sie scherzen, Herr Lichte, Sie wollen prüfen, ob ich mich ins Bockshorn jagen lasse. Ich falle nicht wieder durchs Examen. Sie sagten hundertfünfzig und nicht hundertzwanzig."

Er lacht leise und heftig. "Hut ab, Fräulein Brückner, wo in aller Welt haben Sie das gelernt? Bei Piepenbrock & Eckerlein doch nicht etwa? Ich glaube, ich werde Herrn Dudenmeyer bitten müssen, mir einen kleinen Privatzirkel zu erteilen, damit ich Ihnen gewachsen bin. - - Nun, nun, Sie brauchen nicht gleich blaß zu werden. Mit den Kinobesitzern haben Sie's natürlich leichter. Ich eigne mich leider gar nicht zum Einwickeln, wirklich nicht. Sie können sich das für alle Zeiten merken."

Ich ringe meine Finger ineinander. "Herr Lichte, ich weiß wirklich nicht, ob das nun Spaß ist oder Ernst. Ich glaube noch immer, Sie wollen mich versuchen. Die Arbeitslage hat sich ja inzwischen noch weiter verschlechtert. Ich muß mit jedem Gehalt, das Sie mir bieten, zufrieden

sein. Aber ich würde es bedauern aus Gründen des Vertrauens und der gegenseitigen - Achtung, wenn Sie den Umweg wählten, um mir zu sagen, daß Sie nach reiflicher Überlegung das zwischen uns vereinbarte Gehalt zu hoch befänden."

Er lächelt böse. "Sie müssen etwas bescheidener werden, Fräulein Brückner. Die Art, die Sie jetzt herauskehren, steht Ihnen ganz und gar nicht. Früher waren Sie wirklich eine sehr angenehme junge Dame. Schade. Verleugnen Sie nicht zu schnell Ihre gute Erziehung. Die Zeiten kommen wieder, in denen man Wert auf Kinderstube legt."



Ich habe am Monatsletzten stillschweigend die hundertzwanzig Mark minus Steuerabzug und Krankenkassenbeitrag entgegengenommen und beschlossen, den Vorfall, soweit das möglich ist, zu vergessen. Ich muß ja doch alles versuchen, um mit Lichte in gutem Einvernehmen zu bleiben, solange ich es nicht wagen kann, unser Arbeitsverhältnis zu lösen.

Aber er sinnt, gestachelt von dem Bewußtsein, sich vor mir herabgesetzt zu haben, auf allerlei Machenschaften, die teils den Zweck haben sollen, ihn zu rehabilitieren, teils mich einzuschüchtern. Das eine mißlingt vollkommen, das andere glückt in gewissem Maße: ich werde mir meiner Wehrlosigkeit gegen die Unlauterkeit seiner Mittel erschreckend bewußt.

Er inszeniert beispielsweise Telefongespräche, die sich dann folgendermaßen abspielen.

"Ah, guten Tag Fräulein Leipholz. Das ist aber mal nett, das ist aber eine Überraschung. Was gibt es Schönes? Was verschafft mir das Vergnügen?"

Unseligerweise ist die Resonanz im Apparat so stark, daß Fräulein Leipholz' tiefer Männerbaß durchs ganze Zimmer hallt. Max wendet den Kopf und horcht.

"Also Fräulein Leipholz, das tut mir furchtbar leid. Ich habe natürlich nicht solange warten können und inzwischen engagiert. Man ist auch zu anständig, in der heutigen Zeit einen jungen Menschen mir nichts dir nichts wieder auf die Straße zu setzen. Ich möchte wenigstens erstmal abwarten, wie die neue Dame sich macht."

Höllisches Gelächter bellt aus dem Mikrophon.

"Miklisch," ruft Martha Tübel hinter vorgehaltener Hand mir zu, "Miklisch, der dicke Miklisch."

Lichte sieht sich beunruhigt nach ihr um. "Arbeiten Sie gefälligst, warum halten Sie den Umroller an?"

Und in den Apparat: "Entschuldigen Sie bitte, Fräulein Leipholz, ich wurde gestört. Eine Frage noch: wieviel Gehalt haben Sie sich gedacht?" Er fühlt wohl selbst, daß die Situation trotz fest an die Ohrmuschel gedrückten Mikrophons² heikel werden könnte und redet weiter, ohne Fräulein Leipholz' Antwort abzuwarten. "Zu dumm, wirklich zu dumm. Ich zahle genau das Doppelte, und die Dame ist fremd in der Branche. Ich will Ihnen mal was sagen, Fräulein Leipholz. Rufen Sie mich in drei bis vier Wochen wieder an. Es ist immerhin möglich, daß die schlechte Geschäftslage mich zu einer Änderung zwingt."

Martha Tübel tippt sich hinter ihm an die Stirn. Max zuckt die Achseln wie ein Alter.

Er besitzt die Keckheit, den dicken Miklisch beim nächsten Besuch "Fräulein Leipholz" anzureden. Das gibt ein Gelächter in dem verfetteten Brustkasten! Lichte stößt hinzu. "Was ist los, Mensch? Worüber freust du dich schon wieder?"

Sie verschwinden in seinem Zimmer. Es erfolgt nichts. Lichte ist ungeheuer abgehärtet gegen Beschämungen aller Art.

² sic!



Halb möchte man lachen darüber, halb weinen. Welche Manipulationen immer noch um mein bißchen Gehalt!

Entweder: Lichte hat die Karte selbst in den Kasten werfen wollen und sie nur vergessen (das ist wahrscheinlich, denn er hat sie eigenhändig geschrieben) oder aber ich soll sie lesen und einen erneuten Dämpfer bekommen.

Er fragt beim Zentralverband der Filmverleiher an, wieviel Gehalt eine Disponentin zu beanspruchen habe, dreiundzwanzig Jahre alt, Anfängerin in der Branche, seit drei Jahren kaufmännisch tätig.

Dieses Gestichel ist geradezu qualvoll. Ich bin noch fremd in meiner Arbeit. Lichte zeigt wenig Geduld. Immer nur tadelt er. Ich weiß nicht, wie ich dran bin. Will er mich tatsächlich loswerden? Ich fühle mich unsicherer von Tag zu Tag. Aber warum erst diesen Aufwand von Geschicklichkeit, mit dem er mich damals einfing? Sollte das nur Laune gewesen sein? Launisch ist er über alle Maßen.

Die Antwort vom Zentralverband kommt wenige Tage später im geschlossenen Umschlag. Ich bin nicht ermächtigt, die Post zu öffnen. Schade, der Brief hätte mich interessiert. Lichte diktiert mir ein paar eilige Sachen. Der stahlgraue Bogen kommt ihm immer wieder zur Hand, und jedesmal wird er von neuem untergepflügt.

Gegen elf Uhr holt das übliche Konsortium feuchtfrohlicher Genossen Lichte zum Frühschoppen ab. Der unangenehmste Tumult, den man sich denken kann, erfüllt das Bürozimmer. Die Berufszugehörigkeit dieser Helden bleibt mir ewig ein Rätsel. Über ihr Niveau bin ich mir indessen nicht im Zweifel. Ihren Redensarten setze ich eine geringschätzig gelassenheit entgegen, die Herrn Oberleutnant a. D. leicht nervös macht, weshalb auch sein Abgang mit dieser Horde meistens Fluchtcharakter trägt.

Max soll schleunigst zum Postscheckamt, fünfzig Mark abheben und das Geld nach der *'Scharfen Ecke'* bringen. Max brummt zum Zeichen, daß

er verstanden hat. Er weiß aus Erfahrung, wie weit diese fünfzig Mark reichen bei sechs Mann hoch. Da kann er nachmittags noch mal rennen.

Mich ärgern heute weder die fünfzig Mark noch die lärmenden Freunde. Ich behalte Lichte im Auge. Er steckt Zigaretten zu sich und sucht nach Streichhölzern. Dazwischen erteilt er mit übertriebener Wichtigkeit die Dispositionen für den Nachmittag. Martha Tübel wird im Hinauseilen schnell noch gehörig angeschnauzt. Aber kein Gedanke scheint an den Brief des Zentralverbandes zu mahnen. - Ich kann ihn nachher in Ruhe lesen.

‘Auf Ihre Anfrage vom 14. ds. Mts. teilen wir Ihnen höfl. mit,‘ schreiben die Leute, ‘daß sich das Gehalt einer Disponentin im Filmverleih nach der Größe des Betriebes richtet. Wir nennen Ihnen als ungefähre Richtlinie hundertachzig bis zweiundertfünfzig Mark. Hinzu kommt in der Regel eine Provision von ½ bis 1 % des Umsatzes, je nach Vereinbarung.’

- - - Um fünf leuchtet Lichte an, er käme in 10 Minuten. Wir sollten warten. Um sieben kommt er angestürmt. Betrunkener ist er nicht. Es empfiehlt sich nur, zwei Meter Abstand zu hehmen, wenn er spricht.

Die Tübels dürfen gehen. Er will nur schnell die Post unterschreiben und sehen, ob noch etwas Eiliges zu erledigen ist. Er durchstößt den Korb mit der unerledigten Post.

”Kann bis morgen bleiben... hat noch Zeit... müßte eventuell heute noch raus... hier, holen Sie mal schnell Ihren Block. Nee, halt, halt! Donnerwetter ja, das betrifft Sie, armes Würstchen. Die letzte Gehaltsabrechnung mal bitte. Was zahle ich Ihnen denn eigentlich?”

Ich gehe und hole die Mappe. Ich bin nur neugierig, was er jetzt anstellen wird.

”Die Bande kann nichts weiter als Vorschriften machen”, rät er sich hin und durchblättert die Mappe der Spannung halber nicht von vorn, wo das letzte Blatt liegt, sondern von hinten. Er schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch, daß alles klirrt. ”Da haben wir die Schweinerei. Zehn Mark übers Höchstgehalt. Hören Sie bloß, was die Affen schreiben.”

Und er liest mir aus eben dem stahlgrauen Briefe, dessen Inhalt ich genau kenne, ohne zu stocken, ohne sich im Satzgefüge zu verrennen, mit halber Stimme, im Eiltempo, in dem man etwas herunterzulesen pflegt, folgendes vor:

"Sehr geehrter Herr Lichte, um endlich auch hinsichtlich der Gehälter eine einheitliche Regelung herbeizuführen, wenden wir uns an unsere Mitglieder mit der höflichen Bitte, die nachstehenden Gehaltssätze unbedingt innezuhalten. Danach sind zu zahlen an:..."

Das Nächste überfliegt er murmelnd. "Reisende... betrifft uns nicht. Buchhalter... sind wir selbst. Expedienten... kommen erst noch. - Was stellen Sie denn nun eigentlich vor? Disponentin ist doch wohl etwas zu viel gesagt. Na, bleiben wir schon anstandshalber bei der Disponentin. Hier steht:" (jetzt liest er mit erhobener Stimme) "Eine branchenkundige Disponentin unter fünfundzwanzig Jahren: achtzig bis hundertzehn Mark je nach Größe des Betriebes. Arbeitszeit neun Stunden täglich. Überstunden werden nicht bezahlt."

Dann nuselt er etwas wie "...müssen im Interesse des allgemeinen Zusammenhalts leider streng darauf dringen... Konventionalstrafe bis zu tausend Mark... - Natürlich, wo werdet ihr nicht!"

Ich bin geradezu erschlagen.

"Was machen wir denn da, Fräulein Brückner?"

Mir kommt ein Gedanke. Ich strecke die Hand aus. "Den Brief müssen Sie mir unbedingt zeigen, Herr Lichte."

"Um Gottes willen!" Blitzschnell läßt er ihn hinter dem Rücken verschwinden. "Von Rechts wegen hätte ich Ihnen gar nichts davon sagen dürfen. Erzählen Sie bloß keinem Menschen, daß ich Ihnen ein Geheimschreiben des Zentralverbandes vorgelesen habe."

Soll ich still sein? Hat es Zweck, zu reden? Muß ich nicht fürchten, daß es zur Katastrophe kommt?

"Für wie alt halten Sie mich eigentlich, Herr Lichte?"

Er muß plötzlich gähnen und zieht die Uhr, springt auf. "Donnerwetter, schon halb acht? Um acht muß ich ja am Stammtisch sein und vorher Abendbrot gegessen haben. - Gehen Sie jetzt nach Haus, Fräulein Brückner. Ich werde die Sache beschlafen und mal sehen, ob sich nicht ein Ausweg finden läßt. Bestimmungen sind ja bekanntlich dazu da, daß man sie umgeht."

Nein, und wenn ich umkommen soll in den nächsten Monaten! Ich stelle mich ihm in den Weg. "Warum solche Unaufrichtigkeiten, Herr Lichte? Wir wollen doch arbeiten zusammen. Sie erschrecken mich. Ich bin sehr unglücklich über das, was Sie tun. Wenn ich Ihnen so wenig trauen darf, wie soll ich Vertrauen von Ihnen erwarten? Ich bin mit den besten Vorsätzen zu Ihnen gekommen."

"Kindchen, ich hab' jetzt wirklich keine Zeit. Ich sage Ihnen ja, die Vorschriften lassen sich umgehen."

"Darum handelt es sich nicht, Herr Lichte. - Ich habe den Brief des Zentralverbandes heute Mittag gelesen."

"Aber nicht diesen. Den andern. Den alten, den Brief aus der Vorkriegszeit, den ich mir zum Vergleichen rausgesucht hatte. Da kann man so richtig den Rückgang der Wirtschaft erkennen, was? Ja, ja, es sind scheußliche Zeiten."

"Tun Sie mir den Gefallen, Herr Lichte, zeigen Sie mir den alten Brief neben dem neuen."

"Morgen, Fräulein Brückner, morgen." Wieder gähnt er auf Kommando und steht auf. "Sie sehen mir auch schon ganz matt aus vor Hunger. Soll ich Ihnen noch rasch eine Schnitte machen lassen? - Mutter," ruft er, "Mutter, wo bist du denn - ?"

Ich gehe ohne Gruß hinaus.



Was mich bei Lichte hält, ist die Tatsache, daß sein Geschäft sich entwickelt. Es ist erstaunlich, wieviel es abwirft. Ich möchte es eine Art Filmhökerei nennen, einen Handel mit alten, abgespielten Kopien, die er billig aufkauft oder zu lächerlich günstigen Bedingungen in Kommission erhält.

Die kleinen Saalkinos der Grenzstädte, die Wandertheater, die sonntags in den entlegenen ostpreußischen Dörfern mit einer verstümmelten Lustspielkopie noch ausverkaufte Säle erzielen, sind unsere Kunden.

Das beste Geschäft bringt der Sommer. (Bei andern Verleihern ist es umgekehrt.) Dann durchstöbern selbst die Besitzer der größeren Provinztheater unser Lager nach halbwegs spielbaren Kopien. Programme für zwanzig, dreißig Mark einschließlich Lustspiel sind eben nur bei Lichte zu haben. Seine komplizierten kleinen Spesenrechnungen, in denen die Versandkosten nicht ohne Kühnheit nach oben aufgerundet werden, seine eigenen Sätze für die Umsatzsteuer und alles, was sonst noch dranrum baumelt, nimmt man gern mit in Kauf. Lichte kommt auf diese Weise zu einem ansehnlichen Reingewinn.

Sein Abrechnungssystem mit den Verleihzentralen bleibt mir dunkel.



Wir sind jetzt vier. Ein zweiter Laufbursche hat eingestellt werden müssen, nachdem wir notgedrungen in ein geräumigeres Büro übersiedelt sind. Dies Büro liegt günstig in der Nähe des Bahnhofs.

Die verbesserte Geschäftslage, unterstützt durch einen ungewöhnlich früh einsetzenden heißen Sommer, bringt einen bedeutenden Aufschwung. Das Wintergeschäft der Lichtspielhäuser hat infolge der allgemeinen Wirtschaftnot zu wünschen übriggelassen. Die Theaterbesitzer haben nicht soviel verdient, daß sie es wagen können, ihre Bühnen während der Sommermonate zu schließen. Sie

durchfahnden den Verleihbezirk nach billigsten Filmen. Man erinnert sich allgemein des Lichte-Verleihs. Selbst die Inhaber führender Danziger Lichtspielbühnen fahren im Auto vor und lassen sich herbei, unsern Kram anzusehen.

Lichte fängt alle mit beispielloser Gewandtheit ein. Er spielt jede Rolle, die der Augenblick fordert, ist Kavalier und Posauk, näselte vor den große Herren, trinkt mit den kleinen Brüderschaft. Er gibt sich als Oberleutnant aus, wo er denkt, daß es Eindruck macht und erzählt Anekdoten aus dem Felde, die Lachsalven sprengen. Er bietet die besten Zigarren an, Liköre, belegte Brötchen. Bequeme Sessel werden gekauft, neue Gardinen aufgehängt. Er operiert mit seinen paar Filmen, daß man ihn bewundern muß. Hier steckt Begabung, erstaunliches Können. Er weiß den Inhalt dieser faden Schauspiele zu erzählen, daß alles atemlos zuhört, er phantasiert, dichtet aus dem Stegreif, prahlt und tut dennoch bescheiden, streicht sich heraus und tritt ebenso schnell zurück, wenn er sieht, es wird unangenehm empfunden. - -

Eine Stenotypistin müßte unbedingt eingestellt werden. Lichte bessert mein Gehalt um fünfzehn Mark auf und ich bleibe ohne Hilfe, schwirre zwischen Telefon und Schreibmaschine, empfangen die Kunden, halte sie fest, denn Lichte sitzt viel in den Kneipen. Er sammelt dort Kundschaft. Nicht immer läßt er sich finden.

Max bekommt eine Mark mehr die Woche und darf sich jetzt Expedient nennen. Er sitzt den ganzen Tag und schreibt Versandpapiere, packt Kisten, schafft sie zur Bahn. Die Zollangelegenheiten für den Versand nach Danzig und Memel bearbeitet er selbständig. Er kennt die Bestimmungen, weiß, wie man einen Film heausbekommt, wenn einmal der Vormerkschein verlorengegangen. Er verhandelt bei allzustarkem Andrang mit kleinen Kunden. Die Relame liegt ganz in seiner Hand.

Martha sitzt ununterbrochen an der Filmspule und repariert an den Trümmerhaufen ramponierter Kopien, schneidet, klebt, flickt, dreht sich den Arm lahm, immer ein Auge auf den Bruder, daß er nicht allzunahe der Tür steht und das Gefeilsche dadrinnen hört, das Lügen und Prahlen, die betrügerischen Winkelzüge auf beiden Seiten. Sie hält auch Walter, den Neuen, im Zug, der gern seine Botengänge über Gebühr ausdehnt. Habe ich allzuviel zu tun, schreibt sie auch Rechnungen aus.

Mehrere Stunden am Tage steht sie über die Mappen gebückt und legt die Post ab. Sie nimmt einen Abendkurs in Stenographie und Schreibmaschine. Ihr einziger Wunsch ist: vorwärtskommen.

Ich bin zuweilen erstaunt, wieviel diese beiden leisten. Sie haben nur die Bürgerschule besucht und vorher keine andere Stellung innegehabt. Und wie schlecht werden sie für ihre Mühe bezahlt!

Jeder von uns arbeitet unter äußerster Anstrengung. Ich kann nicht fünf Minuten bei einer Arbeit verweilen, nicht einen Briefbogen zu Ende schreiben, ohne mehrere Male abgerufen zu werden. Lichte liebt es, uns durcheinander zu hetzen, wenn Kundschaft da ist. Das erhöht den Eindruck der Betriebsamkeit. Immer Tumult, immer Tempo, Tempo. Drei Wege läßt er für einen machen. "Bringen Sie mal dies! So, und nun holen Sie mir das! Jetzt schnell die Plakate von *'Sturm in der Wüste'*. Und wo sind die Kartothekkarten von Gumbinnen? Die müßten längst schon hier liegen, Fräulein Brückner. Wieviel Versand haben wir heute?" Wehe, wenn ich nicht zehn hinzulüge!

Ich muß immerwährend auf der Hut sein, um zu unterscheiden, ob er nur bluffen will oder es ihm ernst ist mit seinen Aufträgen. Er schwätzt von Filmen, die wir gar nicht haben, wir müssen Plakate suchen, die es überhaupt nicht gibt. Wenn wir dann kommen und melden, sie wären vergriffen, werden wir angeschnauzt. Anfangs habe ich mich verwirren lassen. Es ging mir schlecht, wenn ich im richtigen Augenblick nicht kapierte. Jetzt bin ich eingespielt. Das Herz tut mir weh.

Dazu die mörderische Hitze dieses Sommers. Aber wir wollen uns nicht beklagen, wir wollen gern laufen und rennen und hetzen, wollen Überstunden machen und uns an jedem Zahltag Vorwürfe wegen des Gehalts machen lassen, wenn er nur vernünftig bleibt und nicht seinen Raptus bekommt.

'Raptus' sagt Walter, der stets seine Ruhe bewahrt. Aber es ist nichts weiter als Unfähigkeit, die üble Laune zu zügeln. Wir erkennen das Unheil schon, wenn er nur die Tür aufstößt, unten mit dem Fuß und oben, ohne die Klinke herunterzudrücken, so daß die Tür mit einem

Knall aus dem Schlosse springt. Alle Schrauben sind schon gelockert. Er ist dann unerschöpflich in Quälereien.

"Nichts ist in Ordnung... wo man hinguckt, die größte Sauerei... Wer hat die Briefe hier abgelegt?... Fräulein Tübel, kommen Sie gefälligst mal her!"

Martha läßt erblassend ihre Filmspule fallen.

"Dösen Sie nicht immer", herrscht er sie an. "Wenn Sie schlafen wollen, bleiben Sie lieber zu Haus. Ich verbitte mir diese Luderei!"

"Ich dachte - "

"Gar nichts haben Sie zu denken. Zum Denken sind Sie nicht hier, zum Aufpassen. Sie haben die Briefe dem Datum nach abzulegen und damit basta!"

"Ja, aber Herr Lichte - "

"Halten Sie den Mund, wenn ich mit Ihnen rede! Ich verzichte auf Ihre Verteidigung. Machen Sie jetzt, daß Sie rauskommen!"

Er rast, schäumt, wütet, tobt den ganzen Tag. Wir sind wie verängstigte Tiere, über denen sich ein Unwetter entlädt.

"Wenn der mir jetzt noch mal kommt von wegen Schlamperei, wo ich bald gar nicht mehr übersehen kann, was ich alles zu tun habe, dann zeig ich ihn bei der Baupolizei an", droht Max. "Die sollen nur wissen, daß wir hier kein Lager haben. Die schlössen ihm einfach die Bude."



Damit hat er nun wirklich recht. Wir denken manchmal an Feuer. Meine Unruhe steigt, als im Herbst der eiserne Ofen geheizt werden muß. Dieser Ofen, aus dem ein Funkenregen stiebt, sobald man Briketts von oben hineinwirft, ist geradezu eine Herausforderung des Unglücks. Jeder Mensch kennt die Feuergefährlichkeit von Filmstreifen. Annähernd

hundert Rollen liegen im selben Raum, in dem wir arbeiten, offene Kisten mit Filmen stehen umher, einzelne Akte liegen auf den Fensterbänken, auf Stühlen und Tischen. Kein Mensch kümmert sich um das Rauchverbot. Lichte raucht, die Kunden rauchen, natürlich rauchen auch die beiden Jungen. Ich habe Max beim Einpacken der Filme mit brennender Zigarette erwischt. Ein einziger Funke in eine der umherliegenden Rollen und keiner von uns entginge dem schrecklichsten Tode. Nicht ein Stein des Hauses bliebe auf dem andern.

Einmal hängt Blankfilm in der Nähe des Ofens. Vielleicht wehte ein Luftzug ihn gegen den Rost. Zischend schießt eine glühweiße Flamme hoch. Schon lodert ein Stück der Tapete. Martha hat zufällig einen nassen Lappen zur Hand und schlägt auf das Feuer ein. Dieser Zufall erhält uns das Leben. Wir stehen weiß wie der Kalk an der Wand. Max hat vor Schreck die Sprache verloren. Er sammelt sich langsam. Lichte sitzt irgendwo jetzt und frühstückt. Ob er ahnt, daß einige Jahre Gefängnis haarscharf an ihm vorbeigegangen?

Als ich ihn eines Tages aufspringen höre in seinem Zimmer, trampeln und um sich schlagen und, hinstürzend, seinen Papierkorb schwelend im Winkel sehe, verlange ich die Einrichtung eines Filmlagers, wie das Gesetz es unter Androhung schwerer Strafen bei Unterlassung vorschreibt. Er ist selbst noch so verstört, käsebleich und zitternd in Händen und Knien, daß er sofortige Maßnahmen verspricht.

Aber die Einrichtung eines Lagers kostet Geld. Seine Devise, wie er mir freimütig zugestanden, lautet: Spare im Büro wo immer du kannst, desto mehr hast du für deinen Privatgebrauch. So wird der Vorfall vergessen, die Einrichtung eines Lagers hinausgeschoben. Ich erinnere ihn alle Tage. Er hat tausend Ausreden. Auf dem Boden wird ein Verschlag mit Wellblechschutz eingerichtet. Nun kann ich alle paar Tage kontrollieren, ob die Jungen da oben nicht rauchen. Ich drohe Walter mit Entlassung, als er bei meinem Eintritt die brennende Zigarette in der Hosentasche verschwinden läßt. Max verklage ich zweimal bei Lichte. Es gibt einen Höllenspektakel. Als ich trotzdem Zigarettendunst wittere, bin ich nahe daran, Anzeige bei der Baupolizei zu erstatten. Ich weiß, daß die Lager sämtlicher Verleiher in Königsberg regelmäßig revidiert werden. Weiß man denn nichts vom Lichte-Verleih? Und wie ist das möglich?

Erst als die Zeitungen erschütternde Berichte von einem Filmbrande bringen, bei dem fünfunddreißig Angestellte den Tod fanden und nicht ein einziger gerettet werden konnte, macht Lichte sein Versprechen wahr und mietet vor der Stadt einen alten Pulverkeller. Er kostet sechs Mark Miete pro Monat.



Ich bin draußen gewesen und habe mir das Lager angesehen. Eine Eisentür, eine schmale Luke in der Mauer, durch die allenfalls eine Katze kriechen kann. Sonst keinerlei Zugang. Der Keller selbst ist geräumig. Wir können die einzelnen Produktionen getrennt voneinander lagern.

Die selbst für unsere Begriffe unbrauchbar gewordenen Kopien kommen in eine Kiste. Fünf Invaliden mit zerschlagener Perforation, altersblind, bis zur Unkenntlichkeit verregnet und zerkratzt, brüchig und um zwei Drittel ihres einstigen Umfangs verringert, werden ausrangiert. Seit zwei Jahren sind sie nicht mehr verliehen. "Den ganzen Ramsch schicken wir nächste Woche an die Verleihzentralen zurück", sage ich zu Max.

Aber Lichte, der mir darin immer freie Hand gelassen, besteht darauf, sich die Rollen vorher noch anzusehen.

"Ich begreife gar nicht, was ihr wollt", sagt er, von der Besichtigung zurückgekehrt. "Die Kopien sind doch noch tadellos. Na - ", korrigiert er sich auf Fräulein Tübels scharfes Auflachen hin, "tadellos ist vielleicht etwas zu viel gesagt, aber wir können sie noch wunderschön verleihen."

"Nee, Herr Lichte," meldet sich Max bescheiden, "die kriegen Sie durch keinen Apparat mehr durch."

"Wetten, Max, wetten, daß ich die Filme noch vermiete? Wetten, daß ich noch Geld damit verdiene? Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Max. Was für diese Filme an Leihmiete noch eingeht, sollen Sie haben. Taugen die Filme nun noch was oder nicht?"

Das ist echt Lichte.



Ein schöner Schreck ist das so früh am Morgen! - Ich nehme mir am Bahnhof einen Wagen, Max und Walter erwarten mich aufgereggt vor dem Lagerraum.

Das elektrische Licht funktioniert nicht. Ich stapfe in das Dunkel hinein, und um meine Beine schlingern sich Bänder auseinandergerissener Filmrollen. Ich zerre einen Streifen ans Licht. Wenn ich mich nicht täusche, ist dies ein Stück der ausrangierten Kopien.

Der Chauffeur stellt uns seine Taschenlampe zur Verfügung. Wie der Schein sich hineinbahnt in das Kellergelaß, stellt sich heraus, daß alles halb so schlimm ist. Einzig die Kiste mit den unbrauchbaren Filmen ist durchwühlt. Die Rollen sind auseinandergerissen, ein Teil scheint zu fehlen, der Rest ist hoffnungslos verwirrt. Da ganze übrige Lager ist unberührt geblieben. Schnurgerade, Akt auf Akt geschichtet reihen sich die Filme neuester Produktion gleich neben der beraubten Kiste. Es ist auffällig.

Ich halte Umschau. Häuser sind nicht in der Nähe. Das Gras um den Keller herum ist nicht zertrampelt. Filmschnitzel liegen nicht umher. Das Schloß ist unbeschädigt.

Ein merkwürdiger Einbruch auf jeden Fall. - -

"Natürlich sind es Kinder gewesen", weiß Lichte, der eine halbe Stunde nach mir atemlos angekeucht kommt.

Er spielt den Vernichteten. Ich hasse diese Theatralik. "Sehen Sie doch hier", ruft er und macht mit seinem Stöckchen ein paar Schrammen unter die Fensterluke. "Hier sind ja deutlich die Spuren zu sehen. Ein Kind ist durch das Fenster geklettert und hat die Rollen rausgeholt."

Ich stecke ungläubig meine Hand durch den Spalt. "Nun," sage ich, "wir haben ja weiter keinen Schaden."

"Was, keinen Schaden? Wie können Sie sagen, daß wir keinen Schaden haben! Fräulein Brückner, manchmal kann man direkt an Ihrer Zurechnungsfähigkeit zweifeln. Die fünf Filme sind doch glatt tausend Mark wert. Das waren gute Spielfilme, die wir noch fünfzig Mal hätten verleihen können."

"Aber Herr Lichte, das sind doch die Filme, die wir ausrangiert haben."

"Ausrangiert? Wer hat was ausrangiert? Habe ich vielleicht etwas anrangiart? Sie sind imstande und erklären vor der Versicherung, die Filme wäre ausrangiert gewesen - !"

"Ach so", sage ich, ehrlich betroffen. Max pfeift kaum hörbar durch die Zähne. Walter wischt sich mit dem Handrücken unter der Nase weg.

Es entsteht eine dumme Pause.

Lichte mißt mit langen Schritten die Entfernung von der Tür bis zur Fensterluke, vom Fenster bis zur Kiste, von der Kiste bis zur gegenüberliegenden Mauer. Ganz sinnlos. Er steigert sich in helle Verzweiflung hinein. Wer ihn hört, muß denken, er wäre für alle Zeiten ruiniert.



In den nächsten Wocheh lann man Lichte hinter der Schreibmaschine sitzen sehen, mit einem Finger emsig tippend. Zuweilen flucht er und reißt den Bogen aus der Walze, fängt von neuem an und verschreibt sich abermals. Einmal verläßt ihn vollends die Geduld und er diktiert mir, was er lieber selbst hätte schreiben sollen, einen Drohbrief an die Versicherung, die sich weigert, für den Schaden aufzukommen.

Warum sie sich weigert, ist mir unbekannt. Einschreibebriefe sind hin- und hergegangen. Auf jeden Fall droht Lichte. Er läßt durchblicken, daß die ostpreußischen Verleiher, deren Lage sich infolge der Abtrennung vom Reiche immer schwieriger gestalte, einen Zusammenschluß planen, eine Art Verleihkonzern, der eine intensivere Bearbeitung der schwach bevölkerten Landstriche ermögliche. Für diese Anregung habe er, Lichte, sich seit Jahren eingesetzt und er spräche ein offenes Geheimnis aus, wenn er verrate, daß er an erster Stelle mit der Leitung dieses Konzerns betraut werden würde. "Selbstverständlich", so schließt der Brief, "wird dann auch die Frage der Feuerversicherung eine einheitliche Regelung erfahren, und ich würde außerordentlich bedauern, wenn ich in letzter Stunde meine ganz konkreten Vorschläge hierfür zurückziehen müßte."

Ein bißchen dick aufgetragen ist das ja nun, ein bißchen plump und grobfällig. Aber die Rumenia muß doch wohl einsehen, daß es besser ist, sich einen Lichte nicht zum Feinde zu machen, zumal sie manche Prämie unter den Verleihern des Ostens laufen hat.

Es erscheint also eines Tages zur gütlichen Einigung Herr Udo, zerfließende Fleischmassen, rot und schwitzend. Er fragt mit einem großen traurig-glotzenden und einen kleinen listig-zwinkernden Auge nach Herrn Lichte. Der Sessel ächzt, als der Koloß sich auf ihn türmt.

Martha Tübel schneuzt sich auffällig lange in ihr Taschentuch. Im Lachen kann sie sich wenig beherrschen. Walter besieht sich staunend, Max abschätzend das Ungeheuer.

Herr Udo wischt sich mit einem feuerroten Taschentuchz die Stirn und beichtet, daß ihn die Rumenia schicke. Signal genug, den komplizierten Apparat zur Herbeischaffung Lichtes in Betrieb zu setzen. -

Mit zunehmender Hinneigung zum Alkohol nämlich und meiner wachsenden Vertrautheit mit dem Kundenkreis ist Lichte immer

arbeitsscheuer geworden. - Er schämt sich ein wenig, wenn er uns so fleißig sieht. Er ist z.B. taktvoll genug, das Silbenrätsel, über dem er sich den Kopf zerbrochen, unter dem Tisch verschwinden zu lassen, wenn ich unvermittelt eintrete. Aus demselben Taktbewußtsein heraus erfindet er immer wieder neue Entschuldigungen für sein Fernbleiben vom Büro. Wir sehen ihn zuweilen drei, vier Tage nicht.

Da hat er einen Autounfall gehabt und zwei Rippen gebrochen. Der Rippenbruch ist in drei Tagen auskuriert. Er zieht den Fuß nach, als er wiederkommt. Ich weiß nicht, ob man hinkt bei Rippenbrüchen. Oder er hat plötzlich Nasenbluten. Es äußert sich darin, daß er, das Taschentuch unter die Nase gedrückt, fluchtartig das Büro verläßt, kaum daß er gerade gekommen. Er ist der erste Mensch, den ich mit Nasenbluten auf die Straße laufen sehe.

Der einzige Sohn seiner Mutter ist er längst nicht mehr. Ein Bruder aus Süddeutschland kommt zu Besuch, eine Schwester macht Hochzeit, eine Nichte wird getauft, ein Schulfreund wird begraben. Ganz glaubhaft soweit, wenn Tübels nicht unmittelbar in der Nachbarschaft Lichtes wohnten und ihn sehen, ausgerechnet an Tagen, an denen er angeblich in Berlin, in Danzig, in Hamburg weilt.

Seit vierzehn Tagen nun geht er zum Zahnarzt, zu enem berühmten, versteht sich, bei dem man trotz Anmeldung stundenlang warten muß. Er nennt mir sogar den Namen. Aber ich soll nur im äußersten Notfall anrufen. Ich weiß ja mit allem so schön Bescheid. Es wird auch gar nichts Besonderes kommen.

Nun will es mir scheinen, als wenn dieser Herr Udo doch etwas "Besonderes" wäre.

Merkwürdigerweise stellt sich heraus, daß der Zahnarzt, den Lichte seit zwei Wochen Tag für Tag aufgesucht haben will, seinen Namen nicht einmal kennt. Unter den Patienten im Wartezimmer will auch niemand Lichte heißen. - Diesen Anruf hätte ich mir sparen können.

Mit dem Ober der 'Scharfen Ecke' habe ich ein Abkommen getroffen. Er sagt mir zunächst, ob Lichte anwesend ist oder nicht, damit ich nicht zehn andere Lokale umsonst anrufe. Dann geht er und fragt, ob Lichte da sein will oder nicht.

Nein, Lichte ist nicht in der 'Scharfen Ecke'. Ich überlege. Heute ist Dienstag. Am Dienstag ist Schlachtfest im 'Bürgerstübel'. - Hier muß ich diplomatischer vorgehen.

"Ach, rufen Sie schnell mal Herrn Lichte ans Telefon. Ich sollte um diese Zeit anrufen."

"Jawoll, Fräulein", ruft der freundliche Ober zurück. "Ist eben gekommen. Ich werde ihn holen."

Er kommt zurück. "Nee Fräulein, da hab ich mich geirrt. Das is'n anderer."

"Na, sehen Sie man schnell nochmal nach, ob er's inzwischen nicht doch geworden ist. Die Angelegenheit ist nämlich außerordentlich dringend."

Er verschwindet abermals. "Tut mir leid, Fräulein."

"Schön, dann bestellen Sie bitte Herrn Lichte, der gar nicht da ist, es warte jemand von der Rumenia auf ihn. Verstehen Sie recht: Ru-me-ni-a. Sie brauchen nichts weiter zu sagen als dieses Rumenia."

Zehn Minuten später kommt Lichte angekeucht. Er hält sich die Backe mit dem "angebohrten" Zahn.

Abends hat Walter helfen müssen, den völlig betrunkenen Herrn Udo ins Hotel zu schaffen.

Eine Überweisung der Rumenia trifft ein. Es ist fatal, daß Max den Geldbriefträger auf der Treppe trifft.

"Achthundert", raunt er der Schwester ins Ohr. Martha Tübel läßt ihren Roller los und sitzt wie versteinert. Max rührt nicht die Hand an diesem Tage. Er sitzt auf einer umgestülpten Kiste und grübelt. Sein nettes blondes Gesicht ist verfinstert.

Es wäre gut, er fände anderswo Arbeit. Aber da ist schon einer arbeitslos bei Straßenbahnschaffner Tübel. Vor dem Ältesten haben sie Angst, der gibt nichts zum Haushalt. Vater verdient zwanzig Mark die Woche. Mutter kann nicht mehr soviel waschen gehen, seitdem sie Asthma hat. Man ist froh, daß die beiden Jüngsten verdienen.-

„Jetzt weiß man, wie die Reichen ihr Geld verdienen“, sagt Martha.

„Ich lern es schon auch noch“, murrte Max. „Ich guck ihm genau auf die Finger.“

Was ich dagegen sage, bleibt ungehört. Die Macht des Bösen ist ja tausendmal überzeugender als die des Guten.



Nur zu bald zeigt sich, daß meine Befürchtung begründet ist. Ich habe eines Tages kein Porto für einen dringenden Expresßversand. Lichte ist nirgends aufzutreiben. Ich selbst habe den Betrag nicht verfügbar. So bleibt mir nichts anderes übrig, als bei der Hauswirtin zehn Mark zu borgen. Bald darauf kommt der Geldbriefträger, und ich lasse den entliehenen Betrag sofort durch Max zurücktragen.

Vier, fünf Wochen vergehen.

Max gefällt mir nicht. Er ist blaß und mürrisch.

Ich begegne der Hauswirtin selten. Um so sonderbarer, daß ich sie eines Morgens schon auf der Treppe treffe. Fast will es mir scheinen, als habe sie dieses Zusammentreffen gesucht.

Sie lächelt mir etwas betreten entgegen.

„Guten Tag Frau Schmidt,“ sage ich, „schon so früh auf den Beinen?“

Sie guckt über das Geländer nach unten. Es kommt niemand.

„Ich wollte Sie nur bitten, Fräulein Brückner... Sie haben es gewiß vergessen bei der vielen Arbeit... die jungen Damen haben es ja heute so schwer... es schadet ja auch nichts mit dem Gelde... ich muß bloß am Ersten den Mietzins zahlen.. da brauch ich auch jeden Pfennig nötig...“

„Ist die Miete noch nicht bezahlt?“ Ich kann mich im Augenblick nicht gleich besinnen.

"Nein, nicht die Miete. Ich sprech' von den fünfundzwanzig Mark. Dem jungen Mann hab' ich's schon ein paar Mal gesagt, aber der hat Sie wohl gar nicht erinnert?"

Ich ahne einen Zusammenhang.

"Waren es nicht nur zehn Mark, Frau Schmidt?"

"Einmal zehn und das nächste Mal fünfzehn. Die zehn Mark holten Sie sich noch selbst und nach den fünfzehn schickten Sie den Jungen."

"Richtig, ja, entschuldigen Sie bitte, Frau Schmidt. Es ist mir furchtbar unangenehm. Hätten Sie mich doch eher erinnert!"

Sie beteuert nochmals in aller Freundlichkeit und Beredtsamkeit, daß es bestimmt gar nichts ausmache und sie mir gern wieder aus der Verlegenheit helfe.

Ich steige schweren Herzens die Treppe hinan. Wie muß ich mich jetzt verhalten?

Max steht am Fenster, als ich eintrete. Er schrickt zusammen. Erst jetzt kommt mir zum Bewußtsein, wie scheu er in letzter Zeit ist.

Martha kommt gern zu spät. Auch Walter ist noch nicht da.

"Holen Sie mir mal meine Kasette."

Er bringt die Kasette und blickt nicht auf. Ich entnehme ihr fünfundzwanzig Mark. "Bringen Sie dies Geld runter zu Frau Schmidt."

Er wird weiß wie Papier, sagt nichts und geht. Unterdessen kommen Martha und Walter. Max kommt hinterdrein geschlichen.

Es wird angebracht sein, ihn aus Marthas Beobachtungsbereich zu entfernen. Ich rufe ihn an meinen Schreibtisch. Er soll einen Satz Photos auf seine Vollzähligkeit hin prüfen.

Ich sehe verstohlen seinen Händen zu. Sie wissen nicht, was sie sollen. Viermal zählt er die Bilder und kommt nicht zu Ende. Als Lichte auf der Treppe zu hören ist, schließt er wie betäubt die Augen. Es sieht aus, als wolle er umfallen.

"Setzen Sie sich hin, Max", sage ich so streng ich kann. Er reißt gewaltsam die Augen auf. Sie sind wie ein Schrei um Erbarmen. Aber ich darf ihm die Angst noch nicht nehmen. Die Lehre muß nachhaltig sein.

Wie ich in Lichtes Zimmer verschwinde, die Geschäftsereignisse des vorhergehenden Tages zu besprechen, fühle ich den rasenden Blick des Knaben im Rücken. Ich weiß, daß er jetzt mit seinem ganzen Körper, seiner ganzen Seele, seiner ganzen irrsinnigen Angst und Verzweiflung lauscht auf das, was wir sprechen. Draußen rasselt die Elektrische. Er wird nichts verstehen können. Ich komme an meinen Platz zurück und der Blick des Jungen stürzt mir gehetzt entgegen.

Ich sehe nicht auf, setze mich hin und arbeite. - So oft ich aufstehe an diesem Morgen, so oft Lichte mich ruft oder ich selbst zu ihm muß, wird der hagere Knabekörper von neuem Fieber der Angst geschüttelt.

In meiner Kasse fehlen die fünfundzwanzig Mark. Es ist der Bestand für Portoauslagen, von Lichte erst gestern aufgefüllt. Es braucht nur telefonisch ein Film angefordert zu werden und Max ist verloren. Ich werde selbst nervös, sobald das Telefon klingelt. Wir haben Programmwechselfesttag.

Gegen Mittag schreibe ich folgendes auf ein Blatt Papier: *'Liebes Fräulein Pahlke, in der mittleren Schublade meiner Kommode rechts unter der Wäsche liegt etwas Geld. Der Schlüssel liegt an dem bewußten Platze. Bitte, händigen Sie dem Boten fünfundzwanzig Mark aus. Ich brauche das Geld dringend.'*

"Sie müssen zum Postscheckamt", sage ich zu Max, "und dann sprechen Sie bei meiner Wirtin vor und geben Sie ihr diesen Zettel." - - -

Mit niedergeschlagenen Augen zählt er mir nachher die fünfundzwanzig Mark in die Hand.

Lichte verschwindet zum Essen. Die beiden Jungen sind mit dem Versand nach der Bahn. Ich bin mit Martha Tübel allein.

"Max sieht schlecht aus in letzter Zeit", fange ich an und erkenne mit Schrecken, wie verhärtet sie selbst dreinschaut.

"Ja", sagt sie. "Ich denke immer, der geht schon mit Mädchen. Ach, Fräulein Brückner, manchmal ist's gar nicht mehr auszuhalten!" Sie bricht in Tränen aus. Ich beschließe, über Max zu schweigen.

"Es ist was Schreckliches passiert bei uns zu Haus", gesteht sie nach einer Weile.

"Mit Max?"

"Nein, mit Vater." Sie wischt sich energisch mit dem Handrücken die Augen, schluckt und sammelt sich. "Meinen Vater, den müßten Sie kennen, so solide wie der ist! Immer zu Haus, niemals besoffen, - arbeiten, essen und schlafen. Weiter merken Sie nichts von dem. Und nun einen Abend, da kommt und kommt er nicht nach Haus. Die Mutter geht schon immer auf die Straße sehen und der Max muß aus dem Bett raus und ihn suchen. -

Um 4 Uhr endlich kommt er an. Wir haben ihn bald nicht erkannt, so hat er ausgesehen, zerrissen und dreckig und im Gesicht so gelb wie Leder. '*Vater,*' schreit die Mutter, '*was hast du gemacht?*' Erst kann er gar nichts sagen. Er würgt bloß und die Augen sind ihm ganz wirr. '*Die Tasche ist weg,*' sagt er dann schließlich. '*Ich hatt' solchen Durst und war ein Glas Bier trinken. Drei Kerle saßen noch mit mir am Tisch. Ich weiß von nichts. Wie ich aufwache, lieg ich im Rinnstein und die Tasche ist weg.*' Sie können sich gar nicht denken, Fräulein Brückner, wie uns das traf. Fünfzig Mark Wechselgeld und allerhand Fahrscheinhefte. Im ganzen für zweihundert Mark. Erst wollten sie ihn rausschmeißen bei der Direktion. Ein Schaffner darf mit der Tasche nicht ausgehen. Aber weil er doch schon zwanzig Jahre dabei ist und immer ordentlich und ehrlich gewesen, da wollen sie ihn behalten, wenn er abbezahlt."

"Kann denn Ihr ältester Bruder nichts geben?"

"Ach der! - Die Mutter wird keine Kohlen kaufen. Das ist so das einzige, wo wir noch sparen können. Max und ich, wir haben sonst immer zwei Mark bekommen von unserem Geld. Jetzt kann uns die Mutter nicht einen Pfennig mehr lassen."

"Ist das in diesen Tagen gewesen, Martha?"

"Nein," weint sie, "vor vier, fünf Wochen."



Ich habe gewuß, daß Max noch kommen würde heute Abend. Er steht im Schatten meiner umschirmten Lampe und ruiniert seine Mütze. "So," sage ich, "nun legen Sie erst mal Ihre Mütze aus der Hand, und dann setzen Sie sich dort auf's Sofa. Ich will mal nachsehen, ob sich irgendwo noch ein paar Zigaretten auftreiben lassen. Beim Rauchen erzählt sich's noch mal so gut. - - Vor allen Dingen aber, Max, wollen wir kein so verdonnertes Gesicht machen, denn es scheint ja noch alles ganz gut abgelaufen zu sein, oder nicht?"

"Ich kann's Ihnen nicht abzahlen", stammelt er, blaß vor Scham.

"Das weiß ich, Max. Sonst hätten Sie's doch längst der Frau Schmidt zurückgegeben. Ich kann mir schon denken, wie die Dummheit entstanden ist. Nun weinen Sie man nicht, Max. Ich weiß, daß Sie kein Dieb sind. Sie wollten eine kleine Anleihe machen, und dann kam die Geschichte mit Vaters Tasche und Sie saßen fest. War's nicht so?"

Er nickt heftig. - "Ich möcht weg von Lichte", stößt er heraus. "Ich will ja versuchen, bei den Soldaten anzukommen. Da seh' ich nicht so viel. Aber ich bin noch zu jung. Ein Jahr muß ich noch warten, sagt der Wachtmeister in unserm Haus."

"Na, sehen Sie, das ist gar nicht mehr so lange. Ein Jahr hält man sich schon noch gerade, wenn man an heute morgen denkt. Oder war das gar nicht so scheußlich, als Sie jeden Augenblick dachten, ich würd' es ihm sagen?"

Er schnupft auf. "Au Backe!" und lacht verlegen unter Tränen wie ein fünfjähriger kleiner Bub. "Zuletzt hab' ich schon richtig gebetet. Lieber Gott, hat es immerzu in mir gesagt, dieses eine Mal hilf mir noch raus. Ich nehm' ja nie mehr was wieder. Ich stell' in meinem ganzen Leben nichts mehr an."

"Das war ganz gescheit von Ihnen, daß Sie gleich mit dem lieben Gott geredet haben. Denn das weiß man doch, daß der nicht mit sich spaßen läßt. Dem kann man nicht gut was versprechen, bloß damit er einem hilft und nachher hält man's nicht. Da würd' es einem ja fein dreckig gehen."

"Vielleicht?" Max bekommt Mut. Er schielt nach den Zigaretten. "Aber dann muß man auch wieder sagen: Wenn es einen gibt, da oben, der aufpaßt, warum bestraft er die Reichen nicht? Die Reichen können machen was sie wollen. Das liegt am Geld."

"Sagen Sie mal, Max, wer gehört eigentlich alles dazu, wenn Sie von den 'Reichen' reden? Ich glaube, das ist ein unsicherer Begriff."

"Na," sagt er, "zu allererst mal der Lichte."

"Lichte? Na ja, er verdient so ganz gut. Aber um reich zu sein, müßte man schon etwas mehr haben. Und weiter, wen zählen Sie noch zu den Reichen?"

"Da ist der Pokral vom Residenz-Theater. Das ist auch so einer, der nichts tut und viel Geld kriegt. Ich kenn' dem seinen Vorführer. Der Vorführer ist verheiratet und hat nicht soviel, daß er seine Kinder durchbringt. Der muß bloß immer schufteln."

"Lichte, Pokral. Wer nun noch, Max? Vielleicht wissen Sie nun noch eine ganz andere Sorte von Reichen?"

"Ja, der Lehrer zum Beispiel, bei dem wir Rechnen und Singen hatten. Da war ein Hund, kann ich Ihnen sagen. Der schlug immer. Für jeden Dreck gab's zehn in die Hand. Ssst, machte er jedesmal, wenn er schlug und guckte einem so richtig ins Gesicht, ob's auch weh tat."

"So, der war also reich. Da hatte er wohl oft einen neuen Anzug und immer feine Schlipse?"

"Nee, nee, der und feine Schlipse! Denselben Anzug hat er getragen, solange wir in die Schule gingen."

"Da war er am Ende gar kein Reicher? Warum rechnen Sie ihn dazu?"

"Doch, die Reichen, das sind eben die, die die Macht haben und uns wegen dieser Macht quälen. Die meisten sitzen ja im Auto und haben ein eigenes Haus. Aber das kommt immer erst, wenn sie genug Arme gefunden haben, die für sie arbeiten und sich von ihnen schinden lassen."

"Wer sagt das, Max? Der Vater, der Bruder?"

Jetzt kann er nicht mehr widerstehen, langt nach den Zigaretten. Er entzündet eine mit Bescheidenheit und macht vorsichtig einen Zug. "Das hab ich mir eigentlich selbst so zurecht gelegt, seit ich beim Lichte bin. Sehen Sie mal, als Sie noch nicht da waren, da hat er arbeiten müssen. So sehr viel hat er damals noch nicht verdient. Dann sind Sie gekommen und haben seine Arbeit gemacht. Jetzt machen Sie alles und kriegen hundertfünfundsiebzig Mark dafür. Das mag ja wohl eine ganze Menge Geld sein, aber wenn man so bedenkt, wie der zu Ihnen ist, wo sie ihm doch sein Geld verdienen, und wie wenig er selbst tut und wieviel Hundertmarkscheine ich schon so weggebracht habe in die Kneipen - "

"Nun sagen Sie mal, Max, Sie sprechen da von mir. Zu welchen gehöre ich denn nun eigentlich, zu den Reichen oder zu den Armen?"

Diese Frage ist ihm sehr fatal. Er zieht an seiner Zigarette. "Wie Sie kamen - aber das müssen Sie mir nicht übel nehmen, Fräulein Brückner - da haben wir gleich beide gesagt, das ist eine von den Reichen, nun wird es uns schlecht gehen. Erst haben Sie ja auch nicht viel mit uns gesprochen. Da haben wir gedacht, die hält's mit dem Lichte, die wird uns schon rumjagen. Aber dann sind Sie so freundlich gewesen, und nachher haben Sie uns immer geholfen. Die Martha sagt, das kommt bloß, weil Sie arbeiten müssen. Wer selbst richtig arbeiten muß, der kann gar nicht so gemein sein zu denen, die unter ihm stehen."

"Nun will ich Ihnen mal was sagen, Max, und Sie müssen es glauben, wenn's auch ein bißchen unwahrscheinlich für Sie klingt. Die meisten Kaufleute, Fabrikbesitzer, Großindustriellen, die Leute, die im Auto fahren und ein eigenes Haus haben, sagen wir mal ruhig in diesem Falle 'die Reichen', müssen noch viel mehr arbeiten als Sie und ich und die Martha und der Walter. Nicht jeder verdient sein Geld so leicht wie Herr Lichte."

"Reiche, die arbeiten, kenne ich aber nicht," sagt Max, "da glaub ich das nicht."

"Sie hatten gewiß doch auch andere Lehrer als den für Rechnen und Singen. War denn nicht einer darunter, der gut war?"

"Doch, der Borbe. Der Borbe war anständig. Der Borbe hat einen nie geschlagen."

"Und er hatte doch auch die Macht?"

"Ja, die hatte er."

"Max, wenn nun Borbe die Macht hatte, sie zu quälen und doch gut war, glauben Sie nicht, daß es dann auch Arbeitgeber geben kann, die große Macht haben und doch gut sind?"

"Ich weiß nicht. Beim Lichte, das ist doch meine erste Stelle. Ich hab mir vorgenommen, nichts mehr zu glauben, was ich nicht selbst sehe. Wenn ich mal zu einem komme, der anders ist, dann will ich einsehen, daß nicht alle so sind wie der Lichte."

Er sagt das treuherzig. Mir legt sich ein Alp auf die Brust. Ich denke zurück an die Arbeitgeber, die hinter mir liegen. Habe ich Veranlassung, anzunehmen, daß Lichtes Beispiel dermaleinst ausgelöscht werden wird aus diesem jungen Gemüte?

"Max, wenn aber der nächste auch noch ein unangenehmer Mensch ist und der dritte erst recht, dann sollen Sie trotzdem nicht denken, daß es am Geld liegt. Es liegt am Charakter. Auch unter Euch sind viele, die nichts taugen, und man darf nicht sagen, sie sind schlecht, weil sie arm sind. Verstehen Sie mich, Max? Sie sollen kein Hassler werden. Der Haß ist die schlimmste Gefahr. Er ist stärker als das festeste Gewissen. Die meisten Unglücklichen, die im Gefängnis sitzen, sind durch den Haß dorthin gekommen."

"Aber wir können uns doch nicht wehren," sagt er, "was sollen wir denn tun?"

Es klingt in mir nach, es braust und wühlt und gräbt in mir, als ich diese Nacht nicht zur Ruhe kommen kann. Wie können wir uns wehren, was können wir tun?

Ich komme von dem grüblerischen Blick der Knabenaugen nicht los und sehe Lichtes Augen daneben, blank und funkelnd wie Moorwasser.



Immer noch sind wir vier allein. Das Geschäft wächst stetig. Wir müssen ungezählte Überstunden machen. Der freie Sonnabend-Nachmittag wird zur Legende. "Wenn Sie fertig sind, machen Sie man auch Schluß", sagt Lichte und geht um halb drei. Es soll sich anhören, als gingen wir eine Stunde später auch. Auf diese Weise will er unsere Überstunden vertuschen. Ich habe meine Not, die Jungen bei der Arbeit zu halten. Ab und zu meutern sie in Lichtes Hörweite. Dann kriegen sie fünf Mark in die Hand gedrückt, und gegen fünf Mark sind sie machtlos. Die stecken sie glückstrahlend in die Hosentasche und sind willig, bis der letzte Pfennig vertan ist. Dann murren sie wieder.

Ich bekomme jetzt eine kleine Provision. Sie beträgt monatlich fünf bis acht Mark. Lichte betrügt mich dabei, so viel er kann. Ich habe es also in dreijähriger treuester Arbeit dazu gebracht, daß ich das Mindestgehalt einer Disponentin bekomme. Immerhin: wer sonst in Königsberg zahlt einer Kontoristin hundertachtzig Mark?

Lichte und ich sind erbitterte Feinde. Wir sprechen höflich miteinander, beinahe offiziell, aber insgeheim läßt er keine Gelegenheit vorübergehen, mich zu demütigen. Und ich gebe mir keinerlei Mühe mehr, meine Geringschätzung für ihn zu verbergen.

Er ist jetzt ab und zu betrunken. Früher kam er wenigstens zur Hochsaison ins Geschäft. Jetzt hat er nicht mehr die Energie, das Notwendigste selbst zu bearbeiten. Ich muß immer erst mit Nachdruck auf ihn einwirken, damit er reist und Verträge heranschafft. Die ganze Sorge um den Betrieb ruht auf meinen Schultern. Ich habe manche schlaflose Nacht, wenn ich kurzfristig terminierte, um ein gutes Geschäft zu retten. Lichte kommt, fragt nach Geld, rafft zusammen, was da ist, stopft es sich in die Manteltaschen und verschwindet. Ein Bankguthaben hat er nicht. Kommt eine flauere Zeit, so geraten wir sofort in Schwierigkeiten. Dann bekommen wir Vorwürfe wegen unseres "unverschämten Gehalts".

Ich bekomme immer wieder zu hören, daß ich die Einzige sei, die bei uns verdiene. In dieser Zeit mache ich den Versuch, meiner Arbeit

innerlich näher zu rücken. Es gibt Tage, an denen ich spüre, daß sie Freude machen könnte. Ich genieße den Vorteil ziemlicher Selbständigkeit, da Lichte ja größtenteils abwesend ist. Zuweilen gelingt es mir auch, das Interesse von einem aufdringlichen Sensationsfilm auf ein menschlich wertvolleres, künstlerisch höher stehendes Lichtspielwerk zu lenken. Es will mir auch zuweilen scheinen, als fände ich bei vereinzelt Kunden Verständnis für mein Bestreben, das Niveau ihres Spielprogramms zu heben, aber diesen gelegentlichen kleinen Erfolgen steht eine unüberwindliche Mauer hartnäckiger Gewohnheit gegenüber, die nicht zu durchbrechen ist. So komme ich in meiner Arbeit zu keiner Harmonie. Ich bin verpflichtet, Filme armseligsten Inhalts gegen meine innere Überzeugung anzupreisen. Es ist schon gefährlich, nur eine ausweichende Antwort zu geben, wenn sie verlangt werden. Rechtliche Gesinnung und kaufmännischer Vorteil können arge Gegner sein.

Wir haben jetzt soviel Verleihmaterial, daß wir es uns leisten könnten, minderwertige Filme brachliegen zu lassen. Aber wehe! Lichte ertappt mich, als ich unserm treuesten Kunden, dem einäugigen Wittrich aus Ragnit, abrate vom *'Abenteurer im Pazifikexpress'* und ihm dafür ein Hochgebirgsdrama mit wundervollen Landschaftsaufnahmen anbiete. Die Provision für den Pazifikexpress beträgt 5 % mehr. Es hagelt schämliche Beleidigungen in Gegenwart des Kunden.

So bin ich immerwährend hin- und hergerissen zwischen dem, was ich für richtig halte und dem, was mir zu tun befohlen ist. Statt sie mir innerlich zu eigen zu machen, muß ich mich von meiner Arbeit absperren, damit sie mich nicht verdirbt.

Wo finde ich die Möglichkeit zu einem frohen, harmonischen Schaffen?

Suchen... suchen...

Ich komme nicht zur Ruhe.



In Danzig ist ein neues Erstaufführungstheater eröffnet worden. Ein Geschäft, das Lichte noch reizen könnte. Er fährt auf drei Tage nach Danzig, um Filme anzubieten. Das Unerhörte trifft ein: er kommt unverrichteter Sache zurück. Zum ersten Male versagt sein kaufmännisches Genie. Dieser Gründer ist ein verflucht zäher Kerl.

Weil aber die Saison fortgeschritten und gute Filme für Danzig nicht mehr zu haben sind, muß Gründer auf Lichtes Angebot zurückkommen, ob er will oder nicht. Er erscheint persönlich in unserm Büro, ein stiller, bedächtiger Mann, der weiß, was er anlegen darf und der sich mit Filmen gut auskennt.

Lichte hat einen unmöglichen Vertrag aufgestellt. Den paar brauchbaren Filmen, die er für Danzig noch frei hat, ist ein Schwanz alter Schwarten angehängt, die in Danzig bisher nicht zu vermieten waren. Gründer weiß, wenn er diese Filme spielt, kann er sein Theater in kurzer Zeit wieder schließen. Er braucht dringendst Filme, aber er unterschreibt grundsätzlich keinen Vertrag, den er nicht erfüllen kann.

Lichte gibt nicht nach. Gründer kämpft mit zäher Geduld. Er trägt einen bescheidenen Mantel, einen abgetragenen Hut. Er ist ein ältlicher abgearbeiteter Mann, der sich aus mühsam erarbeiteten Mitteln das Kino in Danzig gekauft hat. Die üppigen Luxustheater machen ihm böse Konkurrenz. Mit tiefer Bekümmernis hört er Lichtes gleisnerischem Wortschwall zu. Die Verhandlungen dauern stundenlang. Er lehnt ein Glas Bier ab, er lehnt einen Schnaps ab. Er raucht keine Zigarre, keine Zigarette. Er kann sich nicht ruinieren. Er unterschreibt nicht.

Lichte sagt: "Donnerwetter, ist das eine Arbeit. Da kriegt man ja Hunger. Kommen Sie, Gründer, wir gehen jetzt erst mal frühstücken. Keine Angst, ich will Sie nicht einladen. Sie werden doch auch wohl zu Mittag essen. - - Na also. Kommen Sie mit in die 'Scharfe Ecke'. Ein Sahnfilet kriegen Sie da, klasse, sage ich Ihnen!"

Man merkt es Gründer an, daß ihm der Vorschlag nicht recht ist. Zögernd erhebt er sich. Zögernd geht er mit Lichte davon. - -

Wir sollen am Nachmittag Reklameinventur machen. Da wird es spät. Ich spendiere für jeden eine Flasche Bier. Walter muß Brötchen und weiche Mettwurst holen.

Um acht Uhr hören wir die Wirtin das Haus verschließen.

Um neun Uhr poltert es an der Haustür. Ein Rumoren entsteht auf der unteren Treppe. Jemand schleift einen schweren Gegenstand die Stufen herauf. Wir horchen und grauen uns. Das Gepolter kommt immer näher. Vor unserer Tür macht es halt. Jemand versucht, den Schlüssel ins Schloß zu bringen. Max rennt und reißt die Tür auf. Er prallt zurück und derjenige, der herein will, prallt ebenfalls zurück. Es ist Lichte, Lichte in etwas ramponierter Verfassung, nicht mehr ganz sicher auf den Füßen, wie mir scheint.

"Was macht ihr denn noch hier?" ruft er entsetzt. "Seid Ihr verrückt, hier mitten in der Nacht noch zu arbeiten?! Ich muß doch sehr bitten, Fräulein Brückner. Wie können Sie die Leute solange beschäftigen?" Am liebsten möchte er ja Krach schlagen, aber das fühlt er denn doch, daß das nicht gut geht.

Hinter ihm, irgendwo an der Ecke, im Dunkeln zwischen Tür und Flur erhebt sich ein Gurgeln. Wir weichen entsetzt zurück. Dort liegt ein Mensch.

"Das ist eine Schweinerei," sagt Lichte, "eine verfluchte Schweinerei. Herrn Gründler ist nämlich schlecht geworden. Ich will ihn hier hinlegen."

Dieses unkenntliche, schmutzstarrende, lallende Etwas ist also derselbe bedächtige, stille Herr Gründler, der den Vertrag nicht unterschreiben wollte? Das Haar hängt ihm wirr in die Augen. Er erbricht sich. Die Schultern gegen die Wand gestemmt, versucht er sich aufzurichten.

"Aas, du verfluchtes" brüllt er und stürzt krachend über die Tombank.³ Niemand lacht. Sein Hinterkopf ist verklebt von Blut und Schmutz. Aus seinem Mantel ist ein Ärmel halb herausgerissen.

"Nun gehen Sie doch endlich", stampft Lichte ungeduldig mit dem Fuß. "Das ist kein Anblick für eine Dame. Packen Sie zusammen, Fräulein Tübel. - Was steht ihr nun noch? Raus, sage ich euch!"

³ Ladentisch (auch "Tonbank")

"Und wenn du mich totschlägst... ich unterschreib' nicht... ich, Gründer... oho... kein Schnaps mehr... weg, sag ich... kein Schnaps mehr", und krachend schlägt Gründlers Faust auf die Tombank. Wurr ist das schlohweiße Haar, von Wahnsinn entstellt das Gesicht.

"Ihr sollt machen, daß ihr nach Hause kommt", brüllt Lichte. "Seid ihr denn taub geworden oder was ist mit euch los?"

"Nein", sagt Max und tritt vor. Seine Augen funkeln. Sein Kinn zittert. Er ist sehr blaß, sehr aufrecht. "Wir gehen nicht, ehe Sie nicht gegangen sind. Verstehen Sie, wir stehen ihm bei, dem Mann da."

"Mensch, wenn ich Ihnen sage, Sie sollen machen, daß Sie hinauskommen, dann haben Sie zu verschwinden. Mischen Sie sich hier nicht in meine Privatangelegenheiten, sonst können Sie morgen Ihre Papiere holen."

"Das werden wir ja noch sehen, ob Sie mich deswegen rausschmeißen können", sagt Max in verhaltener Drohung. "Oder denken Sie vielleicht, ich wüßte nicht, weshalb Sie den da besoffen gemacht haben?"

"Aber Max! Max, sei still! Um Gottes willen, Max, komm raus! Was geht es dich an. Du weißt ja nicht was du sprichst."

"Halt's Maul!" Max schlägt der Schwester den Arm weg, stellt sich breit vor Lichte hin. "Solche Verträge, Sie, die mache ich auch. Dann ist es kein Kunststück, Geld zu verdienen."

Ich trete dazwischen. "Sie sind jetzt still, Max. Eine Treppe tiefer ist jedes Wort zu verstehen. Herr Lichte erlaubt Ihnen selbstverständlich, hier zu bleiben, bis sich Herr Gründer erholt hat. Ich glaube, Herr Lichte, Sie werden klug genug sein, nichts dagegen einzuwenden. Sie sehen ja, wie sehr Max die Hilfe, die Sie Herrn Gründer angedeihen lassen wollen, mißversteht."

Lichte ändert sofort die Haltung. Er greift sich nach der Stirn. "Donnerwetter, ist das ein Schlamassel, und der Max scheint der Besoffenste von uns allen zu sein. Richtig, da sind ja die Bierflaschen. Hier, Max, haben Sie 'ne Mark. Trinken Sie unterwegs einen Kaffee,

damit Sie nüchtern nach Hause kommen. Hier, Fräulein Tübel, leisten Sie Ihrem Bruder Gesellschaft." Walter kriegt auch eine Mark.

Max schleudert ihm die Mark vor die Füße, daß es klirrt. Sie rollt unters Regal und legt sich klappernd nieder.

Lichte gibt sich geschlagen. Ein Wagen wird bestellt und Gründler ins Hotel gefahren. Der Vertrag kommt nicht zustande. - - -

Lichte erscheint am kommenden Morgen in heiterer Laune. "Kinder, was war bloß los heute nacht? Hab' ich geträumt oder waren wir alle hier im Büro", fragt er scheinheilig. Keiner gibt Antwort. Er schüttelt belustigt den Kopf. "Da hab ich's wohl endlich geschafft, auch mal besoffen gewesen zu sein."

Es scheint mir, als nähme er sich vor Max in den nächsten Wochen etwas in acht.



Aber da ist nun Piefke, der gute arme, kranke Piefke. Wenn er kommt, geht er immer erst reihum und gibt jedem die Hand, dem Walter und der Martha Tübel, mir und zuletzt Max, unter dessen besonderer Obhut er steht.

"Was schleppen Sie nun wieder die schwere Reklame mit rauf, Herr Piefke, wo immer einer von uns nach der Bahn geht", schilt Max in so sanftem Tone, daß er selbst etwas rot und verwirrt wird.

Martha läuft und holt einen Stuhl, gleich dahin, wo Piefke im Augenblick steht. Er sieht auch aus, als könnte er nicht einen einzigen Schritt mehr machen. Von Schein zu Schein blasser wird seine Stirn. Überall tritt ihm der Schweiß aus. Er hustet anhaltend und wir stehen in tiefstem Erbarmen alle vier um ihn herum.

Er hat wieder ein paar Wochen liegen müssen. Die Frau wird mit dem Wanderkino nicht fertig. Da sind wieder Schulden aufgelaufen, und es

gibt nichts zu essen. Der Lichte wäre ja anständig, mahnte nicht. Aber wo nun das Geld hernehmen für's letzte Programm? Es war kein Geschäft mit dem Film. Nein, solche Filme darf Lichte ihm nicht wieder geben.

Er bekommt einen neuen Hustenanfall, daß die Adern an der gelblichen Stirn blau anschwellen, krümmt sich, biegt sich, steht in der Angst seines Körpers vom Stuhl auf, schlägt heftig abwehrend aus mit der Hand. Dann hält er sich schweißbedeckt, zitternd an der Tombank fest, die Augen geschlossen.

"Der soll sich bloß unterstehen und Geld von Ihnen annehmen", droht Max. "Hol mal Wasser du und gaff hier nicht so", schnauzt er Walter an. Der läuft schon zum Waschtisch und säubert ein Glas. Max nimmt es ihm aus der Hand.

"Nun trinken Sie man hier erst, Herr Piefke. Wegen der Leihmiete machen Sie sich keine Sorgen. Wir bewachsen das schon, das wär' ja gelacht. Wo haben Sie sich bloß wieder so erkältet?"

"Erkältet? Haha, erkältet!" Ganz glücklich ist Piefke über dies schonende Wort. "Nee, nee, Herr Tübel," (nie nennt er ihn anders als Herr Tübel) "mit erkälten ist das bei mir nicht mehr gesagt. Ein paar Wochen noch... bis zum Frühjahr vielleicht... ich hab schon den Sarg gekauft... aber nun möchte man doch auch ein paar Pfennig für die Beerdigung zurücklegen. Der Lichte ist wohl heute nicht da?"

"Nein, aber um zwölf will er kommen. Da ziehen Sie man erst Ihren Mantel aus, hier in der warmen Stube."

Alle drei helfen sie dem armen, schwindsüchtigen Piefke aus seinem fadenscheinigen Mäntelchen. Er dankt, strahlt und ist ganz glücklich. - -

Von seinem alten Kino in Wartenburg her hat er noch fünfzig Klappstühle stehen. Deshalb hauptsächlich ist er gekommen. Ob Lichte nicht helfen könnte, die Klappstühle zu verkaufen? Er wollte sie auch ganz billig rechnen. Zwei Mark das Stück. Es wären ja alte Stühle.

Selbstverständlich nimmt Lichte sich der Klappstühle an. "Machen wir alles, - m. w., m. w.! Am besten, Sie übergeben die Stühle gleich einem

Spediteur, dann haben Sie gar keine Schererei mit dem Handel. Um die fünfundzwanzig Mark Leihmiete, die Sie uns schulden, machen Sie sich nur keine Sorgen. Wir verrechnen das später. Erst werden Sie mal wieder gesund!"

Max ist empört, wie rücksichtslos Lichte mit dem zerbrochenen Piefke umgeht. So laut zu lachen und zu sprechen, als wenn der nicht etwa auf den Tod krank wäre! - Piefkes kleines, spitzes Gesicht ist ganz durchleuchtet von Freude. Der liebe Gott hilft doch immer noch. Wenn die Not am größten, wäre seine Hilfe am nächsten. Da hätte er sich nun so den Kopf zerbrochen wegen der Stühle. Man wollte schließlich mal wieder was Warmes essen. Die Steuer wäre ihm verdammt auf den Hacken. Da hätte er sich gedacht: geh zu Lichte. Der Lichte, der ist ein guter Mensch, der hilft schon dem armen Piefke.

"Na, sehen Sie, endlich mal ein guter Gedanke, Herr Piefke." Lichte klopft ihm brüderlich die Schulter. "Sie legen mir auch mal wieder einen Stein in den Weg, wenn's mir dreckig geht."

"Da oben", zeigt Piefke und hat ein verwischtes, wehmütiges Lächeln.

Erst gibt er mir die Hand und dann der Martha, dann Walter, der sich die Hand erst umständlich am Hosenboden abwischt. Den Abschied von seinem Freund Max spart er sich bis zuletzt auf. "Na, alles Gute, Herr Piefke", sagt Max gepreßt. Aus großer Ferne nickt Piefke ihm zu. "Es soll Ihnen gut gehen, Her Tübel. In Ihnen steckt Gold. Gold steckt in dem Jungen." -

Max hört ihm mit ängstlicher Miene nach, wie er die Treppe herunterklabastert. Es dauert lange. Er ruht sich wohl aus. Dann sehen wir ihn draußen um die Ecke biegen. Am Hals hält er seinen Mantel zu. Der Wind weht von Osten. Nicht gut für die kranke Lunge.



Lichte ruft noch am selben Nachmittag seinen Kollegen Schwarz an. "Wollen wir'n Geschäftchen machen, Schwarz? Du hast doch mal was geredet, daß einer Klappstühle braucht?"

" - - - - - "

"Na, siehste, das paßt sich ja glänzend. Ich habe fünfzig tadellose Klappstühle an der Hand."

" - - - - - "

"Ach was, ich mach dir 'n Vorschlag, Schwarz. Was du über drei Mark rausschlägst für das Stück, kannst du behalten. Ich krieg' hundertfünfzig Emm und das andere geht mich nichts an."

Am Nachmittag kommt der Laufjunge vom Schwarz mit den hundertfünfzig Mark gerannt, damit das Geschäft perfekt ist.

Zehn Tage vergehen. Hat Piefke das Geld bekommen? Bekam er die ganzen hundertfünfzig Mark?

Max macht mir Sorge. Er spricht nicht und schnüffelt in allen Papieren. - Bei den Abrechnungen des Postscheckamtes finde ich eine Überweisung an Piefke, Gumbinnen, in Höhe von achtzig Mark. Es ist mir möglich, den Abschnitt verschwinden zu lassen, ehe Max ihn entdeckt.

Auch ein Dankesbrief kommt, den ich öffne, ein erschütterndes Dokument, von todgeweihter Hand mühsam hingekritzelt. Es täte ihm furchtbar leid, daß Lichte solche Mühe mit den Stühlen gehabt hätte. Es wären ja alte Stühle. Er wäre mit den achtzig Mark schon so froh. Der liebe Gott würd' es gutmachen. Mit ihm, Piefke, ginge es nun zu Ende. -

Ich habe mit Lichte den gestrigen Tag gesprochen. Ich zögere noch. "Entschuldigen Sie, Herr Lichte, ich muß Sie um eine Erklärung bitten. Sie haben Herrn Piefke als Erlös für die Stühle achtzig Mark überwiesen. Bekommt er den Rest noch oder ist das ein Irrtum?"

"Nein," sagt Lichte, "das ist kein Irrtum. Aber es ist gut, Fräulein Brückner, daß ich den Fall mit Ihnen besprechen kann. Ich habe mir schon gedacht, daß bei euch da draußen Geschrei entstehen würde."

"Ich habe das Geschrei vermieden. Es schien mir notwendig. Der Überweisungsbeleg liegt in meiner Kassetten. Man darf ihn nicht finden. Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, Herr Lichte, Max schwebt in unmittelbarer Gefahr. Es wird eines Tages ein Unglück geschehen. Dann haben Sie Schuld."

Er lächelt ironisch. "Es ist ein höchst einfaches Exempel. Ich werde Ihnen beweisen, daß nichts daran zu vertuschen ist. Sie sind ein ganz tüchtiges Mädel, soweit, aber kaufmännisch denken lernen Sie nie. - Der Piefke schuldet mir dreißig Mark, oder nicht?"

"Fünfundzwanzig."

"Meinetwegen auch fünfundzwanzig. Mit Porto und Reklamespesen sind es dreißig."

"Nein, fünfundzwanzig einschließlich."

"Auf den Betrag kommt es gar nicht an. Jedenfalls schuldet er mir Geld. Was denken Sie nun, wer dem Piefke einen Film gibt, wenn er das nächste Mal spielen will? Geld hat er nicht. Leihmiete im voraus kann er nicht entrichten. Er geht also zum Lichte, von dem er weiß, daß er ein gutmütiges Luder ist. Der Lichte kann sich nicht regreßpflichtig machen, indem er Filme, die ihm nicht gehören, umsonst verleiht. Soll er ihm also sagen: Tut mir leid, Piefke, geh man nach Haus. Bist ein armseliges Schwein, aber ich kann dir keinen Film geben. Oder soll er ihm einen guten Schlager mitgeben, der seine sechzig Mark Leihmiete wert ist?"

"Und dann empfiehlt er Sie Gottes Vergeltung - ?"

"Fräulein Brückner, Sie haben noch immer nicht kapiert. Ich komme zu meinem Geld. Darauf habe ich zu achten, sonst bin ich kein Kaufmann. Der Piefke hat seine Schulden gestrichen bekommen, achtzig Mark in die Hand gekriegt und einen Film bei uns gratis."

"Weiß er das? Weiß er, wieviel die Stühle in Wirklichkeit brachten?"

"Fräulein Brückner, gründen Sie sich im Leben kein eigenes Geschäft. Sie sind in vier Wochen pleite."

„Sie müßten dann zu mir kommen, Herr Lichte, und in Not sein wie der Piefke. Denken Sie nie daran, daß Sie sich jeden Anspruch auf ein höheres Erbarmen verscherzen, falls es Ihnen einmal schlecht gehen sollte?“

„Doch, Fräulein Brückner, danke für die Ermahnung. Kommen Sie her, Sie kriegen einen Schnaps zu Belohnung. Die Sektenprediger und Gesundheitsbeter nehmen alle gern einen.“

Wie ich hinausgehe, huscht Max von der Tür weg. Er hat alles gehört.

Ich ermahne ihn, wo ich kann. Er bleibt wie versteinert.



Früher sang er gern vor sich hin. Nie singt er jetzt bei der Arbeit. Er ist auch kein Junge mehr. Er ist auf erschreckende Weise erwachsen geworden. Zu mir ist er zuweilen ungezogen, zu der Schwester unleidlich. Ich muß dazwischentreten, wenn sie sich schlagen.

Walter murrte, weil ihm allerlei Arbeit aufgehalst wird, die Max sonst verrichtet hat. Bei uns allen läßt der Arbeitseifer nach. Wir sind mutlos. Ich ertappe mich selbst beim Trödeln. Fertig werden wir nie. Was immer wir anfassen, geschieht mit einem gewissen Widerstreben. Wir arbeiten für einen Menschen, den wir verachten.

Soll das nun so weitergehen, jahrelang, bis man alt ist oder abgerufen wird?

Es kommt vor, daß ich nachts mit einem Schrei aus dem Schlaf fahre. Wo treibe ich hin? Was soll aus mir werden? Wo ist mein eigenes, ursprüngliches, frohes und reines Leben? Dies hier, dies niedergedrückte, verlogene, heuchlerische und ehrlose Treiben, es darf mein Leben nicht werden. Wohl fühle ich die heimtückische Wandlung, fühle die Gefahr der sittlichen Einschläferung und Ermattung.

Hilfe, Hilfe aus dieser Gefahr! Muß ich schlecht werden, indem ich Schlechtes dulde? Muß ich verderben, um nicht in Not zu geraten? Ist Armut wirklich ein Fluch und Abhängigkeit schon Sünde? - Schwarze Tage kommen, an denen ich sitze, grüble, mich gräme und verzage.

Auch Martha Tübel läßt oft die Arbeit ruhen. Sie stützt die Ellbogen auf und träumt zum Fenster hinaus. Zuweilen lächelt sie.

Und einmal springt sie auf, reckt in sehrender Kraft die Arme, entschlußbereit. Ihre jungen Brüste straffen sich unter dem Kattun. "Man müßte etwas haben", sagt sie mit verdunkelter Stimme und läßt den Kopf hintenüber sinken, "etwas, worüber man alles vergißt, den ganzen Dreck, die ganze Gemeinheit. Man müßte glücklich sein, nichts weiter, nur glücklich."

Nun weiß ich genau, daß sie es gewesen ist, neulich im Torweg mit dem Soldaten.



Die einzige Arbeit, die Lichte sich vorbehält, ist die Führung der Bücher. Niemals gewährt er mir Einblick. Ich habe Postvollmacht und nehme die Bareingänge entgegen. Vereinzelt Kunden bringen die Leihmiete persönlich. Da sie uns alle vier nun schon lange kennen, so liefern sie Walter oder Martha Tübel das Geld ab, wenn ich gerade nicht anwesend bin.

Bei den Königsberger Theatern, mit denen wir langsam auch ins Geschäft gekommen sind, geht Max kassieren. Er bringt auch meistens unser Geld zur Bank. Ich weiß nicht, ob Lichte stets die Quittung kontrolliert. Er ist oft sehr fahrig.

Kein Mensch weiß, wer die letzte Gebührenrechnung für den Fernsprecher bezahlt hat. Walter bestreitet es. Max will auch nicht geschickt worden sein. Lichte hat in seinem Kassenbuch die zweihundertdreizehn Mark als bezahlt notiert. Aber das Telegraphenamt mahnt den Betrag und droht den Apparat zu sperren.

Merkwürdigweise ist nirgends eine Quittung zu finden, ebensowenig weist die Kasse einen Mehrbetrag auf. Diese Tatsache besagt allerdings nicht allzu viel, denn Lichtes Kasse stimmt bei der Willkür der unregelmäßigen Privatentnahmen nie. Es wäre denkbar, daß er zweihundert Mark entnommen und nicht verbucht hat. Aus diesem Grunde ist er mit seinen Äußerungen zurückhaltend.

Max soll die Quittungen vom ganzen Jahr durchsehen. Ich blicke auf seine Hände. Sie sind vollkommen ruhig. Lichte denkt, daß es nichts schaden kann, wenn er mal einen richtigen Abschluß macht. Dabei ergibt sich eine Bankdifferenz von hundertfünfzig Mark. Ein umgehend angeforderter Kontoauszug zeigt dasselbe Bild. Vor der Wochen ist ein Ausgang auf Kassenkonto notiert, der im Quittungsbuche der Bank nicht auftaucht.

"Können Sie sich darauf besinnen, Max?"

"Ich weiß von keinen hundertfünfzig Mark."

"Aber Mensch, keiner außer Ihnen bringt Geld zur Bank!"

"Wenn ich was gekriegt hab, hab' ich's auch hingbracht. Und wenn ich es hingbracht habe, dann muß es im Buche drin stehen."

"Aber es steht nicht im Buch. Hier, sehen Sie sich's an. Hier ist das Quittungsbuch. Hier ist mein Kassenbuch. Ich bin doch kein Idiot, verflucht noch mal, daß ich einschreibe *'hundertfünfzig Mark per Bank'* und das Geld in meiner Kasse liegen lasse. Zum mindesten müßte ich jetzt zusammen mit den Telefongebühren über dreihundertfünfzig Mark zuviel haben."

"Das weiß ich dann nicht", sagt Max. Er hat aufmerksam in die Bücher gesehen und hebt nun den Blick, diesen treuherzigen, versonnenen Knabenblick voller Schwere.

"Verstehen Sie das, Fräulein Brückner?"

"Vielleicht haben Sie irgendwelche Entnahmen nicht genau verbucht." Seiner Buchführung traue ich gar nicht.

"Aber ich bitte Sie, dreihundertfünfzig Mark! Ich entnehme wohl mal zehn Mark oder zwanzig, ohne es gleich zu notieren. Aber wo man dreihundertfünfzig Mark läßt, das weiß man doch. - Haben Sie das Geld verloren?" setzt er das Verhör fort. - "Nein."

"Kerl, sagen Sie hier nicht so seelenruhig nein. Sie stehen im Verdacht, das Geld unterschlagen zu haben!"

"Ich hab' nichts genommen."

"Dann sagen Sie mir in Dreiteufelsnamen, wo soll es geblieben sein?"

"Ich besinne mich auf keine hundertfünfzig Mark." Max fährt in seiner Arbeit fort. Er schreibt mit ruhiger Hand Vormerkscheine aus.

"Fräulein Brückner, bitte kommen Sie in mein Zimmer."

"Setzen Sie sich", sagt er dort. "Wie denken Sie über den Fall?"

"Max ist vollkommen ruhig."

"Aber er muß es genommen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, obgleich ich mir einfach nicht vorstellen kann, daß der Bengel so abgebrüht ist."

Ich möchte jetzt gern von Piefke reden. Piefke steht mir sehr lebhaft vor Augen. "Herr Lichte, ich sagte schon einmal, der Junge ist in Gefahr. Man sollte immer bedenken, welches Beispiel man andern Menschen gibt."

"Das ist eine Frechheit, was Sie da sagen. Fräulein Tübel soll reinkommen."

Martha kommt rein. Ich erschrecke, wie ich sie sehe. Einen Herzschlag lang streift mich der Gedanke: sie hat das Geld.

Aber nein, ihr Gram ist anderer Art. Ich erkenne ihn visionär. Ihre Züge sind seltsam verschoben, das Gesicht bräunlich gefleckt. Mehr als die verbreiterte Taille, mehr als ihr schwerer Gang verrät mir die gramvolle Entschlossenheit ihre Mundes: das Mädchen ist schwanger.

Sie sieht mich an und weiß mein Entsetzen zu deuten. Mit einem leidvoll wissenden, unmerklichen Nicken bestätigt sie meinen Verdacht.

Ich bin wie vom Blitz getroffen. Kaum höre ich Lichtes herrische Fragen. Kaum fasse ich den Sinn ihrer ruhigen Antworten.

Sie steht, als schaue sie nur nach innen. Als gäbe es nichts auf der Welt, das Bedeutung hätte neben diesem.

Nein, Max säße immer zu Haus. Er hätte sich nichts gekauft seit langem. Den guten Anzug, den er sonntags trüge, hätte der Vater bezahlt. Und den älteren Bruder hätte er gestern erst noch um abgelegte Schlipse gefragt. Nur böse wär' er in letzter Zeit. Und wenn man alles überdächte, könnte man schon auf den Gedanken kommen, daß er es getan hätte!

Was sie damit meine, wenn man alles überdenke?

"Nun," sagt sie, "so das Ganze hier. Früher, da hat man genau gewußt, das darf man tun und das darf man nicht tun... Wer arbeitet, der kriegt sein Geld... und wer nicht arbeitet, der muß hungern... Wer stiehlt, der kommt ins Gefängnis... und wer lügt, dem geht es schlecht... Jetzt denkt man, vielleicht ist doch alles erlaubt und es gibt keine Strafe." Sie murmelt nur noch.

"Aber zu uns kommt sie immer, die Strafe", flüstert sie tonlos. Ich springe hinzu. Ihre Lippen sind blutlos.

"Wenn das kein Geständnis ist!" sagt Lichte.

Max sieht nicht auf, als ich die Schwester bringe. Er zerrt an einem Stück Bindfaden. Weiß springen die Knöchel seiner Hände vor Anstrengung hervor.

Ich zweifle nicht mehr. - -

Drei Tage geht es noch hin und her mit Drohen und Leugnen. Man kann Max nichts beweisen. Vielleicht ist er deshalb so sicher. Aber dann kommt Koslowski zu uns ins Büro, Koslowski vom Luna-Theater. In diesem Augenblick, im Augenblick, da Koslowski das Zimmer betritt, gibt Max sich verloren. Er hebt den Arm vors Gesicht und weint laut

und verzweifelt auf. Es ist ein furchtbares Schluchzen, in dem sich die Spannung qualvoller Wochen Luft machen mag.

Lichte kommt aus dem Zimmer gelaufen.

Martha drückt ihre Handflächen gegen die Schläfen.

Koslowski hält verwundert ein Stückchen Papier in der Hand. "Sie mahnen mich hier", sagt er und blickt von einem zum andern. Es ist eine Quittung, was er da bringt. Auf der Quittung wird der Empfang der letzten Leihmiete bestätigt. *'Dankend erhalten'* steht da. Max hat es geschrieben. Sogar der Stempel ist nicht vergessen. In diesen Stempel ist winzig gekritzelt: *'p. Lichte'*.

Im ganzen sind es nun vierhundert Mark.



Furchtbar ist, was nun kommt.

Lichte geht zum Fernsprecher, blättert im Telefonverzeichnis. "Wissen Sie zufällig die Nummer der Polizei?" fragt er mich. Max vergißt alle Menschenwürde. Er gebärdet sich wie ein Wahnsinniger, schreit, trampelt, fällt Lichte in den Arm, wirft sich auf die Erde, rast, wimmert und bettelt.

Ich schicke alle Inbrunst meines Mitleidens, alle Kraft meines Flehens in einem Blicke zu Lichte.

"Sie wollen diese Dieberei wohl noch beschönigen?" schreit er erbost. "Jahrelang hat man dem Bengel Gutes getan, hat ihm vertraut, hat ihm geglaubt, hat ihn gefördert, wo man nur konnte!"

'Und ihm zwölf Mark die Woche gezahlt', denke ich im stillen. "Herr Lichte", sage ich angstvoll bemüht, ihn nicht noch mehr zu reizen und dennoch von seinem Vorhaben abzubringen. "Sie werden doch den Jungen nicht ins Gefängnis bringen. Er hat so manches mit ansehen müssen, was er vielleicht falsch verstand - "

"Kommen Sie mir schon wieder mit diesen Frechheiten, ja? Meinen Sie, ich wüßte nicht, was Sie mir damit vorwerfen wollen? Nehmen Sie sich in acht, rate ich Ihnen. Sie könnten in Verlegenheit geraten, wenn Sie mir etwas beweisen müßten."

"Herr Lichte, um Gottes willen, erregen Sie sich nicht so sehr. Ich bitte für Max, das ist kein Verbrechen. Tun Sie jetzt nichts Unbesonnenes. Ein Menschenleben ist bald vernichtet."

Mit einem Wimmern hebt Max beide Hände auf.

"Mensch, lassen Sie das Geheule! Sie machen mich rasend. Raus sage ich Ihnen oder ich weiß nicht, was ich tue!"

Mac flieht bis zur Tür. Dort bleibt er abermals stehen. Ein bettelnder Junge, weiter nichts.

Lichte springt zu. Da drückt er sich, immer noch flehend und jammernd. Dann ist es mit einem Male still. Wir hören ihn laufen.

Keine halbe Stunde später kommt die Mutter, so wie sie am Waschtrog gestanden, mit nasser Schürze, barfuß auf Holzpantinen. Laut, fassungslos und verzweifelt auch sie.

"Mutter," sagt Martha, die seit Stunden reglos dasitzt, und faßt sie beim Arm, "Mutter, wirf dich nicht weg, hab deinen Stolz."

"Stolz -", höhnt die Frau, "wir Armen und Stolz!" Und sie weint lange. Nach einer Weile folgt der Vater, Straßenbahnschaffner Tübel, der Spätschicht gehabt hat und gerade schlief, als der Junge gerannt kam. Seinem vergrämten, in Sorgen verrotteten Gesicht merkt man keinerlei Aufregung an. Wie er bedächtig die Tür hinter sich schließt, wird es still. Man hört seine Stiefel knarren.

"Guten Morgen auch", sagt er und rückt an der Mütze. Er ist nicht geübt im Reden, der Alte, es kommt alles ganz anders heraus, als er sich's vorher zurecht gelegt hat. In Wirklichkeit will er den Herrn ja bitten, den Jungen zu schonen. Aber es hört sich wie eine Drohung an.

"Wollen Sie mir das Geld ersetzen?" fragt Lichte. "Andere Gesichtspunkte interessieren mich nicht."

"Ha", lacht Straßenbahnschaffner Tübel. "Wie so ein Herr sich das denkt. Vierhundert Mark. Nee, nee, daran ist gar nicht zu denken."

Zwanzig Mark hat er die Woche als Schaffner. Der zweite Sohn ist auch schon arbeitslos. Zwei Jahre hat er noch abzubezahlen an dem Geld, das ihm mit der Tasche gestohlen ist. Man lebt schon mehr wie ein Hund. Das kann er nicht machen. Er zahlt nichts zurück.

"Finden Sie nicht selbst, daß es dann eine Frechheit ist, einfach hierherzukommen und um schön Wetter zu bitten?"

"Oho," sagt der Mann, "nicht wegen dem Geld bin ich gekommen."

So einen Bengel, wenn der eine Dummheit mache, den bringe man nicht gleich ins Gefängnis. Die Herren, die säßen ja auch nicht drin und täten so manches. Er werde den Max schon verhauen, da brauche Herr Lichte nicht bange zu sein. Die Kochen schlüge er ihm kaputt. Um die Strafe, da komme er nicht herum.

"Damit ist mir sehr wenig gedient, Herr Tübel. Ich habe keine Lust und auch keine Zeit, mit Ihnen noch länger zu debattieren. Entweder Sie zahlen das Geld zurück - ich will Ihnen sogar entgegenkommen und mit kleineren Raten zufrieden sein - oder aber ich erstatte heute noch Anzeige."

"Na", sagt der Mann und wendet sich zum Gehen. "Dann hilft das ja nichts. Dann müssen wir'n hingeben. War sonst ein ganz guter Junge, ja, ja."

"Sie scheinen recht viel für Ihre Kinder übrig zu haben, Herr Tübel, wenn Sie wegen der paar hundert Mark..."

Der Mann, schon zum Gehen gewendet, bleibt stehen. Die Frau hat mit einem Ruck den Kopf rückwärts gewendet.

Martha lacht bitter auf. "Ja, sowas habt ihr noch nicht gehört bisher: *'die paar hundert Mark'*. So reden die Reichen. Aber ich werd' s ihm zeigen. Ich arbeite sie ab, die paar hundert Mark. Vielleicht lernt er noch einsehen, wieviel das doch ist." Stiller: "Geht man nach Haus, Mutter. Und schlag ihn nicht gar so gar, Vater. Mach's nicht so wie neulich mit mir. Ich hab' ja eine feste Stelle für die Zeit, die bald kommt." - - -

Lichte, geschäftstüchtig wie immer, stellt einen Schuldschein aus. Ich höre das Gespräch durch die Tür.

„Es sind nur vierhundert“, sagt das Mädchen.

„Das weiß ich besser. Fünfhundert fehlen.“

„Aber Max hat mir geschworen, es wäre nicht ein Pfennig mehr.“

„Max ist ein Dieb und ein Lügner. Hier, schreiben Sie Ihren Namen.“

„Herr Lichte, haben Sie Erbarmen, wir sind arme Leute.“

„Haben Sie denn überhaupt kein Schamgefühl?“ schreit er. „Man ist so anständig und bewahrt den Lämmel vor'm Zuchthaus... macht sich noch strafbar, indem man ihn nicht anzeigt... und ihr habt die Stirn, von dem Geld noch was abzuhandeln!“

Jetzt höre ich nichts mehr. Sie unterschreibt wohl.

„Na, sehen Sie“, sagt Lichte, schnell wieder besänftigt. „Sie werden sich noch einmal freuen. Das ist eine schöne Sparkasse für Sie. Max gibt Ihnen das Geld ja zurück, wenn er wieder verdient.“



Bei den Soldaten ist Max nicht angenommen worden, weil er kurzsichtig ist. Er hat vorübergehend als Streckenarbeiter, Transportarbeiter und sonntags auch manchmal als Aushilfskellner ein bißchen verdient. Die meiste Zeit sitzt er zu Haus. Nie hat man erfahren, wozu er das gestohlene Geld gebraucht hat. „Der ist hin“, sagt die Schwester.

Ein neuer Filmverleih wird in Königsberg gegründet. Max bewirbt sich als Expedient und hat Aussicht, den Posten zu bekommen. Den Grund seiner Entlassung bei Lichte hat er verschwiegen. Herr Wurm, so heißt der neue Verleiher, möchte sich bei Herrn Lichte erkundigen.

Max kommt selbst und steht niedergeschlagen, blaß und verlegen vor Lichte.

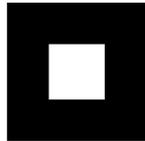
Herr Lichte möchte doch nichts von dem Gelde erwähnen... er würde ja nie mehr was nehmen... wenn er nur wieder verdienen könnte... im Filmverleih wäre er zu Haus... er würde bestimmt alles dransetzen, um Herrn Lichte Ehre zu machen, wenn er ihn empfiehlt...

"Mal sehen", sagt Lichte und gibt ihm die Hand. Es klingt wie ein 'Ja'. Max macht viele, viele Bücklinge. "Ich danke, Herr Lichte. Ich danke viel tausendmal. Sie sollen sehen, daß ich ein ehrlicher Mensch bin, Herr Lichte. Auch der Vater läßt danken. Er hat mir's noch nachgerufen."

Ich wende mich gemartert ab.

Herr Wurm ist fremd im Verleihbezirk und gedenkt, den erfahrenen Lichte gelegentlich einer persönlichen Erkundigung über den jungen Tübel unauffällig ausfragen zu können. Nun, darin täuscht er sich. Lichte empfängt ihn mit der mitleidigen Jovialität, mit der ein Meister einen Anfänger ermutigt.

Die beiden Herren unterhalten sich eine Stunde lang auf's geräuschvollste. Martha sitzt die ganze Zeit mit gefalteten Händen. Umsonst. Max bekommt eine Absage.



Zum zweiten Male steht im Filmkurier, breitgedruckt, in schwarzer Umrandung folgende Annonce:

Erfahrene Disponentin

vertraut mit dem ostpr. Kundenkreise, in
selbständige Stellung bei hohem Gehalt
per sofort gesucht.

Filmhaus Murawski, Königsberg (Pr.)
Kneiphöfsche Langgasse 4

Selbstverständlich kenne ich Murawski dem Namen nach. Er hat den bedeutendsten Filmverleih am Platze, vormals Vertreter der Ufa, jetzt Kommissionär der Phoebus A.G. und des Filmhauses Bruckmann. Er betreibt nebenbei ein Geschäft für photographische Artikel, das erste seiner Art in Königsberg. Die Kundschaft besucht er in eigener Limousine und gilt als reicher Mann. Lichte spricht von ihm nur im Tone eifersüchtiger Geringschätzung. Mehr ist mir von Murawski nicht bekannt.

Martha Tübel geht durch's Zimmer, hochbepackt mit Reklamematerial. Der Ersatz für Max arbeitet langsam. So hat sie mehr zu schaffen denn je. Sie ist schwerfällig geblieben nach der Entbindung, stumpf, gleichgültig. Ihre Übungen an der Schreibmaschine ruhen. "Es ist ja doch alles vorbei", sagt sie. Der Vater des Kindes zahlt, das ist ein Glück für die ganze Familie.

"Murawski sucht eine neue Disponentin", sage ich.

"Da geht die Hahne?" - "Wer ist Hahne?"

"Na, die Kunden reden doch immer von einer Hahne, die so tüchtig sein soll. Aus Berlin hat er die."

"Warum sie wohl fortgeht? Murawski bezahlt scheinbar gut."

"Weiß man's? Länger als ein Jahr ist sie jedenfalls noch nicht da."

Ich lese noch einmal das Angebot durch. Es lockt mich.

Das Telephon klingelt. "24 25? Sie werden aus Lötzen verlangt."

Der Lötzener Kunde braucht sofort einen Film. "Machen Sie fix, Fräulein, das das Gespräch nicht doppelt wird. Ich setze Ihnen sonst die Gebühren von der Rechnung ab."

Das sind unsere Kunden. Ob dies Fräulein Hahne auch so mit sich umspringen läßt?

Ich reiße meine Dispositionsbücher auf und suche in Eile die Kartothekkarten von Lötzen vor. In Lötzen sind drei Lichtspielhäuser, die eifrig spielen. Ich muß, um einen Film ausfindig zu machen, der für Lötzen noch frei ist, alle drei Karten durchsehen.

"Na, los, los, Fräulein", schreit der Kunde, ehe ich überhaupt recht angefangen habe. "Eine Bummelei ist das immer bei Ihnen - "

"*Im Rausch der Leidenschaft* mit Marcella Albani," schlage ich vor, fünf Akte, vorjährige Produktion."

"Quatsch, *Rausch der Leidenschaft!* Mit Ihrer Leidenschaft, da werden Sie keinen Hund mehr hinterm Ofen vorlocken. Ich brauch' einen Film, verstehne!"

"Schon gut, Herr Hartmann, spielen Sie *Frühlingserwachen*." ⁴

"*Frühlingserwachen* kann ich hier in Lötzen nicht spielen. Was ihr euch wohl so denkt dort in euerm Königsberg. Ist *Hottentot* frei?"

"Nein, *Hottentot* läuft in Danzig. Aber spielen Sie doch die Sonntagsjäger."

"Aber Fräulein, was schlagen Sie mir da alles vor?! Ich habe doch vorige Woche erst ein Lustspielprogramm gehabt." (Von irgendeinem andern Verleih, das soll ich nun wissen!)

Ich mache kurzen Prozeß. "Dann spielen Sie *Paradies im Schnee*. Achtzig Mark Spielmiete. *Bob und die sieben Zwerge* als Beiprogramm. Zusammen zweitausendsechshundert Meter. Überweisen Sie telegrafisch

⁴ Anspielung auf frank wedekinds theaterstück '*Frühlings Erwachen*', das zu jener zeit als skandalös betrachtet wurde. Ein film nach dem theaterstück entstand erst 2011.

die achtzig Mark, dann geht der Film heute mittag als Expreßgut heraus."

Ich sehe nach der Uhr. Das Gespräch ist nicht doppelt geworden. Aber ich wette hundert gegen eins, daß der gute Hartmann, mit dem wir schon unsere Erfahrungen gemacht haben, versuchen wird, an der Rechnung herumzuflicken.

Ich stütze den Kopf auf. Ich bin heute müde. Nicht wie man müde ist von zu wenig Schlaf. Es sitzt inwendig. Ich möchte heraus aus dieser Welt in die meine. Ach, ein paar Tage nur Licht sammeln dürfen, am Meer in der Sonne liegen und träumen. Dann würde es schon wieder gehen ein Weilchen. Vielleicht ließe es sich einrichten bei einem Stellenwechsel. Schon wieder muß ich an die Annonce denken, die in der gleichen Fassung bereits in voriger Woche Unruhe in meine Gedanken brachte.

Gegen zwölf kommt Lichte. Er ist unleidlich geworden in letzter Zeit, nervös, überreizt, immer beleidigend, immer prahlerisch und verlogen.

Er fühlt sich von uns kritisiert und möchte uns am liebsten alle vier an die Luft setzen. Aber das hieße für ihn: arbeiten müssen. So begnügt er sich damit, uns schlecht zu behandeln. Das Geschäft ist nicht mehr ganz so ertragreich. Die Urania G.m.b.H. hat Pleite gemacht. Die Balo wird für die neue Saison nicht mehr als vier neue Filme herausbringen. Lichte verhandelt seit Wochen mit der Deulig.

Das wäre eine Sache, wenn er die Vertretung der Deulig bekäme! Aber man zögert in Berlin, verlangt Referenzen. Lichte fährt ungezählte Namen an. Bei der Deulig durchschauen sie scheinbar den prahlerischen Bombast. Sie sind überzeugt, daß der Knabe zu brauchen sei. Aber, aber!

Die neue Saison steht vor der Tür. Schon hat man in der Provinz Vertreter der Ufa gesehen, die die Theaterbesitzer vollstopfen mit Filmen, daß sie nicht mehr aufnahmefähig sind.

Lichte tobt. Er telegraphiert, telefoniert um die Entscheidung. Das Türschloß wird nun nächstens herausfallen. Unten, wo er immer mit

dem Fuß gegenstößt, ist das Holz faserig. Wenn er schon alle Schubladen aufreißt, kaum daß er gekommen ist!

Paul, der Neue, kommt auf Zehenspitzen geschlichen. "Nichts zur Bahn zu tragen?" wispert er.

Martha Tübel sieht mit dem trägen Blick, den sie seit der Geburt ihres Kindes hat, zum Fenster hinaus. "Wenn er mich heute vornimmt," sagt sie und kaut ihr Brot, "heut schrei ich ihm was ins Gesicht. Heut krieg ich was fertig, das kann ich bloß sagen. Hund, schrei ich einfach, Hund, Hund!"

Wir müssen alle drei lachen.

"Fräulein Brückner!!!"

"Bitte - ?"

"Kommen Sie rein, wenn ich mit Ihnen rede! - Geld eingegangen?"

"Nein." - "Warum nicht?" - Ich sage gar nichts.

"Hat Bauer aus Marienburg denn nicht bezahlt, der Lümmel?"

"Bar nicht. Wenn nichts durch Postscheck gekommen ist?"

"Dann mahnen Sie gefälligst. Sie denken auch an gar nichts."

"Aber, Herr Lichte, Sie haben die Kassenbücher eingeschlossen. Wie kann ich wissen, wer bezahlt hat und wer nicht? Sie sagen mir ja sonst, wen ich mahnen muß."

"Schlimm genug, wenn ich immer erst alles sagen muß."

"Es ist gut, Herr Lichte. Sonst noch was?"

"Nein, es ist nicht gut, Fräulein Brückner. Sie lassen in Ihrer Leistung ganz auffallend nach. Das Geschäft geht zurück."

Ich kenne die Auswirkungen seiner üblen Laune genug und ziehe mich zurück.

Unterdessen ist Besuch gekommen, Lichtes neuester Trabant: Herr Busold. Gelbe Halbschuhe, weiße Gamaschen, heller Überzieher, rote Krawatte, Monokel, Stöckchen mit Silberknauf: das ist Herr Busold, stud. rer. pol., um es nicht zu vergessen. Gewisse Merkmale in seinem Gesicht lassen ahnen, auf welchen gemeinsamen Interessen die Freundschaft mit Lichte basiert.

Lichtes Anstrengungen, diesem Gigerl zu imponieren, sind grotesk. Er hat uns erst neulich zum Wahnsinn gebracht in seiner Rolle als unermüdlich tätiger Diktator, auf dessen Geheiß eine Schar dienstbeflissener Angestellter nur so springen muß. Auch jetzt hat Lichte kaum seine Stimme erkannt, als er mir nachruft: "Melden Sie sofort ein dringendes Gespräch mit Marienburg an, Voranmeldung Bauer."

Er tut, als bemerke er jetzt erst den Gast: "Ah, mein lieber Busold, entschuldige tausendmal. Bei uns ist immer Großkampftag, wie du weißt. Arbeit, Arbeit und nochmal Arbeit. Weißt du nicht einen tüchtigen Geschäftsführer für mich?"

Ich drehe mich zu ihm um: "Soll ich das Gespräch tatsächlich dringend anmelden?" - denn dieses *'dringend'* ist ja nur des wuchtigeren Eindrucks wegen mitgeschlüpft.

Er will sich seine Prahlerei was kosten lassen: "Wieviel Jahre sind Sie schon in meinem Betrieb, daß ich immer noch alles doppelt sagen muß? - Komm, Busold. Ich kann dir sagen: einen Kopp muß man haben wie ein Regenfaß."

Und er wendet sich nochmals zurück: "Daß der Lycker Film zur Zeit nach der Bahn kommt. Ein Uhr fünfzehn geht der Zug. Um eins wird die Annahme geschlossen. Wenn Robert von der Bank kommt, soll er sich sofort bei mir melden!"

Dieser Robert, der ewig auf der Bank zu tun hat, ist eine von Lichtes Phantasiegestalten, die in Fällen künstlicher Betriebsmachung das Personal vergrößern. Ein Film nach Lyck ist natürlich auch nicht zu expedieren, und daß die Expreßgutannahme am hellichten Tag geschlossen sein könnte, bringt Pauls Blut in Wallung. "So ein Hammel", brummt er über seinem Wassereimer, in dem er alte Kopien zu Blankfilm aufweicht.

Ich nehme gerade den Hörer ab, um nach dem Fernamt zu läuten, als Lichte schon wieder von drinnen ruft. "Fräulein Brückner, wir wollen schnell noch die Post besprechen. Entschuldige mich einen Augenblick, Busold. Eilige Sachen!"

Seit wann besprechen wir noch gemeinsam die Post? Daß er sich nicht schämt vor mir! Die Post liegt auf meinem Schreibtisch und ist in der Hauptsache bereits erledigt.

Er rafft aus einem alten Kasten, in dem er seine Privatkorrespondenz aufbewahrt, ein paar Briefe zusammen.

"Soll ich nicht erst das Gespräch nach Marienburg anmelden?" frage ich.

"Was, das ist noch nicht geschehen?" braust er auf, bremst aber, als er meinem Blick begegnet. "Aber Fräulein Brückner! Paul soll sofort das Gespräch anmelden."

Ich rufe durch die offene Tür: "Paul, melden Sie ein Gespräch nach Marienburg an, dringend, Voranmeldung Bauer."

"Ist gut", ruft Paul zurück.

Ich muß die Tür schließen. Was nun folgt, ist ein unwürdiges, unglaublich lächerliches und beschämendes Theater mit den Briefen. Dabei wartet dringende Arbeit auf mich. Und dieser Geck mit den weißen Gamaschen versteht nichts, aber auch gar nichts von Geschäften, geschweige denn vom Filmverleih. Wahrscheinlich will er Lichte anpumpen und ärgert sich über die Verzögerung. Er döst vor sich hin und hört gar nicht zu. Lichte liest mir murmelnd, aber unter deutlicher Hervorhebung der phantastischen Zahlen, die er erfindet, Verträge mit Danziger Lichtspielhäusern vor, die gar nicht existieren. Weder die Theater, noch die Verträge.

"Viertausend Mark für die Erstaufführung *Paradies im Schnee*" (längst gelaufen für fünfhundert Mark)., "Na, nicht gerade überwältigend. Aber wir werden das mal bestätigen. Text wissen Sie ja."

Er ist nicht sicher, ob Busold die Höhe dieser Leihmiete, die jeden Filmverleiher in kreischenden Neid verwandelt hätte, auch richtig erfaßt

hat und dichtet aus dem Stegreif blitzschnell eine Anekdote, in der er diese erstaunliche Summe von viertausend Mark noch einmal präsentieren kann.

„Mensch Busold, du kennst doch meinen Reisenden Philipp? Den kleinen Verwachsenen, besinnst du dich nicht? Ich kann dir sagen, nicht größer als so:“ (er zeigt eine unwahrscheinliche Höhe) - „drei Käse hoch, aber hui, hui! Holt viertausend Mark raus für eine Spielwoche *Paradies im Schnee*. Mordsfilm natürlich, aber immerhin ist das ‘ne Leistung. So was bringt er in einer Stunde zustande. Sogar mich hat der Lümmel eingewickelt mit 15 %. Erst such dir mal einen Verleiher, der sich überhaupt einen Reisenden halten kann und dann such dir mal einen, der 15 % zahlt. Also dieser Philipp, diese kleine dreckige Laus, stell dir vor, hat folgende dolle Geschichte gemanaged...“

Und er erzählt von diesem Reisenden, den es überhaupt nicht gibt, unter störendem Lachen eine witzlose Geschichte, aus der er selbst nicht mehr herausfindet.

In mir brennt der Widerwille. Ich sehe mit unverhohlenem Abscheu in dieses lügende, seine Lüge gleichsam genießende, von Selbstbefriedigung schäumende Gescht.

Als Lichte mir jetzt Bleistift und Notizblock reicht, um einen Brief an die Ufa zu diktieren, die sich angeblich um seine Vertretung reißt, fühle ich mich hart an meiner Grenze. Ich rühre nicht die Hand. „Wäre es nicht richtiger, ich finge jetzt an, meine Rechnungen zu schreiben?“ sage ich schneidend.

Sein bösfunkelnder Blick zersplittert an der Verachtung, die ich ihm entgegensetze.

„Na gut, meinerwegen, dann schreiben Sie erst Ihre Rechnungen,“ lenkt er ein, „ich diktiere dann später weiter.“

Ich gehe an meinen Schreibtisch zurück. Ein irrsinniger Ekel überfällt mich.

Vier Jahre arbeite ich jetzt bei Lichte. Sie haben mich ruiniert. Meine Nerven gehorchen zuweilen nicht mehr. Der ständig seelische Druck hat

zu allerhand Störungen geführt. In diesem Augenblick des Widerwillens, der Ohnmacht, der Verzweiflung revoltiert wieder der Magen. Ich winde mich vor Schmerzen.

Das Gespräch mit Marienburg fällt mir ein. Paul hat eine Gelegenheit ausbaldowert, um zu entschlüpfen. "Hat er Marienburg angeläutet?" frage ich Martha.

Sie sieht, daß mir nicht gut ist, schenkt mir in ihrer wissenden, resignierten Art ein Glas Wasser ein und reicht es mir schweigend.

Schon klingelt das Telefon. Es war vorauszusehen, daß Lichte aus seinem Zimmer geschossen kommen würde. Sonst kümmert er sich nie um Telefonanrufe.

"Entschuldige mich, lieber Busold. Dringende Konkursache, fatale Geschichte. Tausende stehen auf der Kippe!"

Ich kenne seine Art zu telefonieren und liefе am liebsten davon.

"Hallo? Wer ist da? - Ist da Marienburg? Hallo? Hallo! - Aber wer ist denn da? Hallo! - Ist da nicht Bauer?" (Er legt die Betonung beim hallo stets auf das o. Es klingt widerwärtig.)

Es scheint dem Marienburger Teilnehmer doch gelungen zu sein, eine Bresche in das sinnlose Gerufe zu schlagen, denn Lichte stutzt. "Wer ist da? - Ich will Herrn Bauer sprechen. - Verreist? Aber ich habe doch mit Voranmeldung... - Verflucht noch mal!"

Er schmettert den Hörer auf den Tisch, daß ich denke, der Apparat geht in Stücke. Mit seinem ganzen Körper holt er Atem, um brüllen zu können.

"Schlafen Sie heute oder was ist zum Teufel mit Ihnen los!? Zehnmahl habe ich mindestens gesagt, das Gespräch soll mit Voranmeldung notiert werden!"

"Ich habe das Gespräch nicht angemeldet, Herr Lichte."

„Kommen Sie mir nicht schon wieder mit dieser verfluchten Ausrede! Sie sind verantwortlich für den Betrieb. Oder meinen Sie, ich werfe Ihnen zum Spaß soviel Gehalt in den Rachen?“

Nun ist es auch um meine Beherrschung geschehen. „Warum lassen Sie mir denn keine Zeit, das Gespräch selbst anzumelden? Soll ich Sie etwa daran erinnern, mit welchen Albernheiten ich statt dessen meine Zeit vertrödeln mußte?“

„Halten Sie den Mund. Sie fliegen auf der Stelle raus, wenn Sie noch ein Wort weiterreden! Menschen wie Sie kann ich in meinem Geschäft nicht gebrauchen.“

„Das hätten Sie mir schon vor vier Jahren sagen sollen, dann wäre mir manches erspart geblieben. Selbstverständlich ziehe ich aus Ihrer Äußerung meine Konsequenzen.“

Busold steht grinsend dabei. Lichte dreht augenblicklich ab und verschwindet in seinem Zimmer. Die Tür knallt hinter ihm zu, daß der Mörtel rieselt. Man hört ihn drinnen verhalten fluchen.

Es steht also fest, daß ich mich heute noch bei Murawski bewerbe. Ich werde die Mittagspause benutzen. Jetzt ist es halb eins.

Kurz vor ein Uhr geht Lichte. Er tritt mit Busold aus seinem Zimmer heraus, läßt den Besuch vorangehen bis zur Treppe und kommt zurück, als habe er etwas vergessen. „Fräulein Brückner,“ ruft er mich leise an, „was machen Sie bloß für Geschichten? Ich glaube, Sie müssen mal ein paar Tage ausspannen. Was ist denn nur los mit Ihnen? Sie waren doch sonst nicht nervös.“

Ich gebe keine Antwort, arbeite weiter.

„Machen Sie heute mal eine längere Mittagspause, gehen Sie spazieren bei dem schönen Wetter. Wir scheinen beide ein bißchen überarbeitet zu sein.“

Ich sehe nicht auf. Er zieht betreten ab.



Ich schlafwandle durch das Gewühl des Mittagsverkehrs, weiche mechanisch den Gefahren der Straße aus. Die Brücke über dem Pregel ist aufgezogen. Ein weißgestrichener Dampfer, der langsam vorübergleitet, weckt mich zu flüchtiger Sehnsucht nach Weite und Freiheit des Meeres, einer Fahrt in endloses Blau. Die Sehnsucht macht mich einen Augenblick schwach und ich kämpfe mit den Tränen. Dann hat die Straße mich wieder und ihr unangenehmes Gedränge. - - -

Die Treppe ist auf unbeschreibliche Weise roh und unfreundlich. Eine Korridortür steht offen. Ich lese auf dem Emailleschild: *'Zur Disposition'*. Auf mein Pochen erfolgt keine Antwort. So trete ich ein.

In einem größeren dreifenstrigen Raum sitzen vier weibliche Wesen.

Ich wende mich an die Rothaarige, die, der Tür am nächsten, Reklamedrucksachen frankiert. "Ist Herr Murawski zu sprechen?"

Sie erhebt sich mürrisch. "Wenn er nicht noch schläft - ?"

Ob damit ein Mittagsschläfchen gemeint ist, jetzt um halb zwei? Unmöglich der Schlaf der vergangenen Nacht! Ich lasse mir wohlton von der Erwägung, daß Menschen mit starkem Schlafbedürfnis nicht zu den bösesten zählen.

Die Rothaarige öffnet eine Flügeltür und flüstert etwas durch den Spalt.

Was sie will, ruft drinnen eine Stimme.

"Was Sie wollen?" wendet die Rothaarige den Kopf zu mir zurück.

Ich denke, wie schade, daß ich mich nicht als Inhaberin eines prominenten Theaters vorstellen kann. Der Empfangston im Hause Murawski wird einer Korrektur bedürfen. Das soll meine erste Aufgabe sein, wenn ich hier wirken darf.

"Ich möchte mich als Disponentin bewerben."

Schritte gehen drinnen über einen Teppich, und dieselbe katarrhalische Stimme von vorhin ruft: "Soll reinkommen!"

In der Tür erscheint das verdrießliche Gesicht eines kleinen untersetzten Mannes im weißen Bürokittel. Wie ein Doktor sieht er aus, den eine Kassenpatientin nach der Sprechstunde aufsucht. Er begrüßt mich ablehnend und mißtrauisch.

Ich hatte ihn mir aus weiß Gott welchen Gründen groß und dunkel, bärtig und finsternen Blickes gedacht. Nun hat er weiße Haut wie ein Mädchen, rote Bäckchen, kleine verschollene Äugelchen, die mich neugierig belauern, spärliches, blondliches Haar. Ich bin einen Kopf größer als er.

Er taut auf, als wir allein sind. Wenn er lacht, verschwinden die lauenden Äuglein. Seine Hängebacken schieben sich in die Höhe und ich starre nicht ohne Entsetzen auf das breitklaffende, von Goldplomben durchsetzte Gebiß. Alles, was er sagt, trägt den Charakter des plumpvertraulichen Beschwatzenwollens.

Er spricht unangenehm nah, dreht sein Gesicht mit äffischer Koketterie unter dem meinen hin und her, während er mir mit vielen "*Wissense*" und "*Heernse*" auseinanderzusetzen sucht, wer sich bei Lichte bewährt hätte, von dem wäre noch lange nicht heraus, daß er auch für Murawski taugte. Im Gegenteil. "Über euern Verleih da lachen ja die Hühner. Ihr seid bekannt in der Branche, daß ihr die Perforation extra liefert."

"Nicht mehr, Herr Murawski. Der Lichte-Verleih ist konkurrenzfähig geworden. Lichte ist ein geschickter Kaufmann. Ich habe gut bei ihm gelernt. Glauben Sie mir: Ich kenne die Kundschaft. Da macht mir so leicht keiner was vor. Ich weiß, wie jeder angefaßt sein will, was er spielt, was er zahlt, ob er zuverlässig ist, ob er pendelt, wie er die Filme behandelt und wie es um seine Kreditfähigkeit steht. Bei dieser gründlichen Kenntnis des Kundenkreises wird es kaum eine Rolle spielen, wo sie erworben wurde. Hauptsache: sie funktioniert."

Er sieht mir fortwährend auf den Mund, wenn ich spreche. "Ich glaube Fräulein, Sie haben nicht einen plombierten Zahn. Kann schon sein, daß Sie tüchtig sind. Donnerwetter, haben Sie Zähne! Kein Wunder, wenn sich die Kunden einwickeln lassen von Ihnen."

Ich finde ihn einfältig und aufdringlich. Man wird sich diesen geschwätzigem Gernegroß vom Halse halten müssen.

Er gibt zu, daß er von dem ganzen technischen Bürokratismus nichts verstehe (wie sympathisch!). Die Hahne bleibe noch acht Tage hier, sei lediglich heute beurlaubt. Die müsse mich einfuchsen, ehe er sie gehen ließe. Er wolle mit der ganzen Disposition nicht behelligt werden. Er mache Verträge. Alles andere sei meine Sache.

Wir kommen auf das Gehalt zu sprechen. Er bietet mir zweihundert Mark Fixum und eine Provision, die je nach Geschäftsgang monatlich nochmal hundert bis zweihundert Mark ausmacht. Ich kann nicht leugnen, daß ein leichter Schwindel dahinfliehet, was sich im Laufe der Unterhaltung an Mißbehagen ergeben hat.

Ein zahlreiches Personal ist anzuleiten. Die Berliner Zentralen sind anspruchsvoll. Mir wird ein wenig bange, als er mir die Umsatzzahlen nennt, die für die einzelnen Monate vorgeschrieben sind. Der Umfang des Geschäftes wird mir nun klar. Das Verleihprogramm ist entsprechend, fast ausschließlich Filme von Ruf.

Ich sehe Möglichkeiten, wie Lichte sie einst versprach: Eine leitende Stellung, eine verantwortliche Arbeit, ein Verdienst, der mich aller Sorgen enthebt. Fast bin ich glücklich.

Während wir noch verhandeln, öffnet sich die Tür und wird sofort wieder leise geschlossen. Ich habe den Blick eines Fremden im Rücken gespürt. Murawski eilt hinterher. Ein feldgrauer Mantel entschlüpft, der mir bekannt vorkommt.

"Wer war das?" fragt Murawski die Rote. "Schon wieder der Werner?" Ja, es war Werner. Und das ist ein bißchen fatal.

Er ist ein Produkt der Landstraße, dieser komische Alte, trotz oder vermöge seiner Schläue im Besitz eines Dummscheines, wie der Volksmund es nennt. Seine geistige Minderwertigkeit⁵ pflegt sich in Geschäften zu einer erstaunlichen Gerissenheit auszuwachsen. Er sucht

⁵ Ein in der Weimarer Republik üblicher und anerkannter psychiatrischer Begriff, zunächst für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung ("Geistigbehinderte"), der aber bereits vor 1933 gern ausgeweitet wurde, z.B. zur Bezeichnung von prostituierten und kriminellen.

Ahnungslose, die von seiner Entmündigung nichts wissen und ihm Kredit gewähren. Mit einem Vorführapparat, dessen Herkunft ungewisser ist noch als das Alter der Filme, die er gegen fünf Mark Leihmiete erbettelt, zieht er durch die Dörfer, neugieriger, schwatzhafter als ein Weib. Aus den Klatschgeschichten, die er durch die Verleihbüros trägt, sucht er noch Kapital zu schlagen. Manchmal gelingt es.

Lichte wird ihn für seine Neuigkeit fürstlich belohnen. Ich eile, um ihm zuvorzukommen.



Als Lichte zwischen drei und vier von Tisch zurückkommt mit einer Kundenschar, die er unterwegs aufgelesen hat, sehe ich ihm sofort an, daß es Werner gelungen ist, seine wertvolle Neuigkeit anzubringen. Er geht ohne Gruß mit erbittertem Lachen quer durch das Zimmer.

Die neue Saison steht jetzt unmittelbar bevor. In Königsberg wimmelt es von Theaterbesitzern, die ihre Fühlhörner ausstrecken. Verträge werden aufgestellt, aber noch nicht unterschrieben. Paul hat den ganzen Nachmittag Plakate auszubreiten und Broschüren vorzusuchen. In Lichtes Zimmer steht der Zigarettenqualm in dicken Schwaden. Aber es wird nicht nur von Geschäften geredet.

Da ist zum Beispiel der fidele Blau aus Marggrabowa, einer der Unverwüstlichen dieser Erde. Vor knapp einem Jahr kam dessen Frau noch zu uns im Persianermantel, die Hände übersät von Brillanten. Jetzt liegen die Ringe als Pfand in Lichtes Geldkassette, und Blau kämpft seit einer Stunde um zehn Mark Nachlaß auf die letzte Leihmiete. Mit seiner Vergnügtheit hat das nichts zu tun. Über alle erhebt sich sein dröhnendes Lachen.

” - wie alt kann sie gewesen sein?” höre ich ihn erzählen. ”Siebzehn vielleicht. Ich stehe daneben. Sie rechnet und schreibt und merkt gar nicht, wie er ihr hinten ganz vorsichtig die Bluse aufknöpft. Plötzlich

steht sie da - ! Die eine Hemdachsel ist noch mit einer Sicherheitsnadel festgesteckt..."

Jetzt spricht der Schöppe vom Thalia-Theater. "- die Polizei kennt ihn genau. Aber er ist ein schlauer Fuchs, läßt sich nicht fassen. Weiß der Himmel, warum keins dieser Mädchen ihn zur Strecke bringt..."

"Nicht für tausend Mark Gehalt", höre ich Lichtes gequetschte Kehllaute. "Das Mädels ist bettelarm, der Vater gestorben, die Mutter im Krankenhaus, vier kleine Geschwister, aber sie geht nicht für tausend Mark zu ihm zurück."

Ich fühle, wie mir heiß wird. Sie lügen ja. Das ist Lichtes Politik.

"Bitte, Paul," sage ich, "machen Sie die Tür fester zu, ich kann bei dem Unsinn nicht rechnen." Trotzdem hüpfen die Zahlen vor meinen Augen. Es ist da etwas, das sich mit diesen Klatschereien gefährlich verschwistert: mein eigenes Mißtrauen gegen Murawski.

Die Unruhe auf der Treppe nimmt heute kein Ende. Schon wieder einer. Jetzt muß ich lachen. Werner steckt den Kopf durch den Türspalt. Er kommt wie ein Dieb, nach allen Seiten sichtigend, streckt den Zeigefinger nach Lichtes Zimmer aus und fragt mit einer Grimasse, ob jemand drin sei.

"Gehen Sie man rein", sagt Martha Tübel.

Er scheint gut gefrühstückt zu haben, der Biedre. Das Eigelb sitzt ihm rings um den Mund. Er kommt auf Zehenspitzen geschlichen und drückt mir die Hand, daß ich alle seine Warzen spüre. "Was muß ich hören," beginnt er zu ächzen, "Sie wollen zu diesem Hund übergehen?"

Ich laufe nach meiner Handtasche und zücke das Portemonnaie. "Was zahlt Lichte Ihnen, Herr Werner? Ich biete das doppelte, wenn Sie mich verschonen."

Er tut wundervoll entrüstet. "Gott bewahr' mich, wenn ich es nicht ehrlich mit Ihnen meine. Sehen Sie mal, ich hab' doch eine Schwester. Eine forsche Marjell ist das, muß jeder sagen, ungefähr so wie Sie. Die war nicht mal angestellt bei dem Murawski. Bewahre, als Kundin ist sie gekommen, und der Kerl hat sie anzupuffen versucht. Aber, was meine

Schwester ist, die hat ja nun eine feste Hand. Junge, Junge, wo die erstmal zuhaut." Er hält sich erinnerungsschwer die Backe. "Die klebt ihm also so richtig eine - "

"Schon gut, Herr Werner. Ihre Schwester interessiert mich wirklich im Augenblick nicht. Ich habe zu arbeiten. Gehen Sie nur ruhig dort hinein. Sie stören nicht nebenan."

Er ist ganz gekränkte Würde. "Wie Sie wollen, Fräulein Brückner, ganz wie Sie wollen." Er bleibt nach ein paar Schritten stehen. "Ich habe nur gedacht, Sie sind doch ein anständiges Mädchen. Und wenn Sie da hingehen, nichts weiter als hingehen, - dann sind Sie schon kein ganz anständiges Mädchen mehr."

Er verschwindet steifbeinig im Nebenzimmer.

Nach einer Weile ruft Lichte. Nein, ich kann - ich kann jetzt dort nicht hineingehen. Er muß seinen Ruf wiederholen. Und auch dann dauert es noch eine Minute, bis ich mich zwingen.

"Ach bitte, Fräulein Brückner, die Karten von Marggrabowa."

Martha Tübel, den Blick voll erschreckter Teilnehme, reicht mir die Karten.

Ich schließe mich ganz zu, ganz fest schließe ich mich zu, mein Gesicht, mein Fühlen, mein rasendes Widerstreben, die Schleusen der Abwehr. So, bis zur Fühllosigkeit verriegelt, gehe ich hindurch durch die Blicke der Männer.

"Wirklich schade", sagt Blau.

"Ein Jammer", sagt Schöppe.

"Richtig so was für den", meckert Werner.

Lichte zuckt bloß die Achseln. - Ich komme mir vor wie bespieden.



Ich hatte mir zuweilen unter dem Druck der ewigen Demütigungen mit einer wahren Wonne den Augenblick ausgemalt, da ich vor Lichte hintreten und ihm meine Kündigung vor die Füße schleudern könnte.

Was mein plötzlicher Austritt für ihn bedeutet, unterliegt keinem Zweifel. Es gibt in ganz Ostpreußen keine Filmdisponentin. Fände sich eine bereit, vom Reiche herüberzuwechseln, so würde sie schweres Geld kosten. Die Saison setzt schon heftig ein. Zwar haben sich die Verhandlungen mit der Deulig zerschlagen, aber es ist Lichte gelungen, eine andere gute Vertretung aufzunehmen. Das bringt viel Neuarbeit mit sich. Stellt er eine Arbeitskraft ein, die keine Ahnung vom Filmverleih hat, so muß er den ganzen Winter über mitarbeiten, wenn er nicht unabsehbare Verluste in Kauf nehmen will. Mit dem Bummelleben wird es überhaupt zunächst mal vorbei sein.

Dennoch: von der Lust, mich an seiner Niederlage zu weiden, ist nichts geblieben. Mir ist zu bange zum Triumphieren. Werde ich mit meiner einseitigen Erfahrung dem Posten im Hause Murawski gewachsen sein? Und was ist mit Muraweski los? - Er liegt wie ein Stein in meinem Wege. Ich traue ihm nicht. Ist das berechtigt? Unterliege ich Lichtes durchsichtiger Politik?

Jedenfalls bin ich Werner dankbar, daß er mir das Unangenehmste erspart hat: den Stoß gegen den unvorbereiteten Gegner.

Mir hämmert das Herz, als endlich auch Schöppe gegangen ist und ich zu Lichte hinein kann.

Geschäftliche Dinge sind erst zu besprechen. Lichte zwingt sich zu künstlicher Freundlichkeit. Ich hingegen mache aus meiner Beklommenheit keinen Hehl. Nicht einen Funken Freude macht mir seine Nervosität.

Er klopft sich die Taschen nach seinem Zigarettenetui ab, legt eine Zigarette auf den Ascher, sucht Streichhölzer, die vor ihm liegen, ohne sie zu finden, nimmt die Zigarette, steckt sie sich wieder zwischen die Zähne, klopft wieder die Taschen ab, zieht wieder die silberne Büchse und legt eine Papyros vor sich bereit. Seine Hand vibriert heftig. Er

sieht zu mir auf. Ich sage: "Herr Lichte, unser heutiger Wortwechsel hat mich zu einem schnellen Entschluß geführt. Sie wissen, zu welchem."

Ist meine Kombination hinsichtlich Werners Meldedienst falsch gewesen? Lichte wechselt die Farbe zu einer grauen Schattierung der gelblichen Haut. Aber schon fällt der Name Murawski. Was er jetzt sagt, das hat er sich gut überlegt, da hat er seine ganze Gehässigkeit aufgerufen, um eine Anhäufung von Schmähungen auszubrüten.

"Ich stelle mit Genugtuung fest," sagt er und gibt jedem Worte besonderen Nachdruck, "daß selbst die sogenannten höheren Töchter, von denen man doch glaubte, Schliff erwarten zu dürfen, in Fragen des Taktes und Anstandes gründlich versagen können. - Oder sollten Sie", fragt er nach einer Pause, in der ich eine Erwiderung wohlweislich verschmähe, "tatsächlich kein Empfinden dafür haben, daß es allem kaufmännischen Anstand ins Gesicht schlägt, wenn Sie aus einer Vertrauensstellung in meinem Hause zu meiner schärfsten Konkurrenz übergehen? Ich glaubte, selbst bei einer Offizierstochter," (er läßt das Wort ausschwingen) "nachdem sie sieben Jahre im kaufmännischen Beruf gestanden, soviel Reinlichkeitsgefühl voraussetzen zu dürfen, daß ich diesen Fall schlechterdings nie zu erwägen brauchte."

Die Tür ist geschlossen. Jetzt rede ich. Warte Freundchen, den Hieb bekommst du zurück.

"Ich bin überrascht, Herr Lichte, in Ihrem Sprachschatz Worte wie Takt, Anstand, Reinlichkeitsgefühl zu entdecken. Die Tatsache, daß diese Begriffe mindestens vier Jahre lang nicht für Sie existierten, entschuldigt ihre fehlerhafte Anwendung. Vielleicht nehmen Sie von mir, der mißachteten Offizierstochter, die Belehrung entgegen, daß es selbst im kaufmännischen Leben, dem Sie nota bene eine bedenkliche Deutung geben, durchaus angebracht ist, einen Arbeitgeber zu verlassen, dessen man sich zu schämen hat."

Er springt auf. Der Stuhl stürzt um. Fast sieht es aus, als wolle er mich schlagen. "Sind Sie verrückt geworden?!" brüllt er. "Sie haben nicht Ihresgleichen vor sich! Sie stehen vor Ihrem Chef!"

"Allerdings -", ich finde ein eisiges Lächeln, "ich würde mir niemals einfallen lassen, diesen - Chef mit meinesgleichen zu verwechseln."



Ehe ich das Büro verlasse, trifft ein Telefonanruf der Firma Murawski ein. Fräulein Hahne reise morgen ab, würde aber liebenswürdigerweise bereit sein, mich heute nach sechs Uhr in mein Arbeitsgebiet einzuführen.

Meine Erleichterung ist eine zwiefache: Ich übernehme meinen Posten nicht unvorbereitet, und - was im Augenblick noch wertvoller scheint - ich kann Fräulein Hahne sehen und sprechen. Irgendwie, denke ich, muß sich daraus eine Klärung der Situation ergeben.

Fräulein Hahne sei im Privatkontor, wird mir beschieden. Murawski muß meine Stimme gehört haben. Sofort kommt er heraus. Er ist, was mich aufs angenehmste berührt, in Ton und Haltung ungleich zurückhaltender als gestern. Mit zögernder Nachdenklichkeit fordert er mich auf, bei ihm einzutreten. Man könnte fast meinen, er sei melancholisch.

"Hier ist sie", sagt er und eine Frau am Fenster wendet sich um. Ohne die Spur eines Lächelns erwidert sie meinen Gruß. Ich bin überrascht. Vor mir steht eine Dame. Oder lasse ich mich bestechen von ihrer Eleganz, ihrer unerwarteten Schönheit? Unter einer lackglatten Kappe tiefschwarzen Haares ein feingemeißeltes Gesicht von edelster, wachsbleicher Tönung. Schwarze, herrliche Augen, eine rassige Nase, ein feinbogiger, verächtlicher Mund.

Wie ich sie ansehe, denke ich: man kann sich verhärten, um nicht zu zerbrechen. Ihr Hochmut überzeugt nicht. Zu beredt ist die leidende Durchsichtigkeit ihrer Stirn, das blaue Geäder der Schläfen. Sie hat tiefe, leidvolle Schatten unter den Augen. Leidet sie körperlich, seelisch? Für alle Fälle will sie allein damit fertig werden. Sie verbittet sich jedes Mitgefühl.

"Wir haben zwei Stunden", sagt sie mit flüchtigem Blick auf die Armbanduhr. "Es muß genügen. - Zwischen uns, Herr Murawski, ist ja wohl alles gesagt."

Murawskis Haltung bleibt völlig undeutbar.

Sie schreitet mir ruhig voran.

Ihr Hals, von hinten gesehen, dünkt mich erbarmungswürdig, es ist der Hals eines kleinen, schwächlichen Mädchens. Ein Jahr ist sie gerade in diesem Hause. Ob sie gekommen ist, so wie sie heute geht? So bleich, so blutlos, so ausgeronnen?

Auf dem Arbeitsplatze der Disposition liegen Stapel vielfarbiger Formulare, Papierblocks in allen Größen, die schweren Dispositionsbücher, andere unhandliche Folianten, die an Stelle der mir vertrauten Kartothekkarten fungieren, blaue Aktendeckel mit langen Aufstellungen und Listen.

"Alles, was Bruckmann betrifft, kommt auf die roten Zettel, Phoebus auf grüne. Jeden Auftrag schreiben Sie mit vier Durchschlägen. Einer kommt in die Expedition, einer in die Reklameabteilung, den dritten bekommt die Buchhaltung, den vierten behalten Sie selbst zur Kontrolle. Die viereckigen Kundenbücher enthalten die Bruckmannverträge, hier sind die neuen, dort liegen die alten Jahrgänge. Phoebus finden Sie in den langen Büchern. Blauer Aktendeckel mit rotem Schild: Bruckmannpreise. Mit grünem Schild: Phoebuskalkulation. Mit Bruckmann rechnen Sie monatlich ab, mit Phoebus alle zwei Wochen. Bruckmann gibt zwanzig Prozent Provision mit Ausnahme von *Quo Vadis*. Von *Quo Vadis* behalten Sie fünfzehn Prozent ein. Phoebus gibt fünfzehn Prozent für Großfilme, zwanzig für Spielfilme. *Weißer Schwester* muß gesondert verrechnet werden. Beide Firmen verlangen zum Monatsersten eine Übersicht über die Spieltermine der nächsten vier Wochen. Mit den Zentralen ist nicht zu spaßen. Halten Sie die Termine peinlichst ein."

In meinem Kopf geht alles durcheinander. Ich will mir Notizen machen. Sie spricht ruhig weiter. Mit aufgestütztem Kopf sitzt sie da und plappert ihre Erklärungen herunter wie etwas Auswendiggelerntes. Meine Zwischenfragen beantwortet sie widerwillig.

Ich begreife, daß ich so wenig wie möglich behalten soll. Fräulein Hahnes Haltung ist eine durchaus feindliche.

Dennoch fasse ich mir ein Herz, als ich fünf Minuten mit ihr allein bin: "Fräulein Hahne, beantworten Sie mir eine Frage. Sie mag Ihnen aufdringlich erscheinen. Vielleicht ist sie Ihnen auch sehr erklärlich. Bitte sagen Sie mir, warum Sie nach relativ kurzer Zeit diesen glänzend bezahlten Posten aufgeben, auf dem Sie mit soviel Erfolg gearbeitet haben?"

Sie sitzt noch immer mit aufgestütztem Kopf, als habe sie Schmerzen. Sie starrt vor sich hin und ich erwarte kaum eine Antwort.

"Ich bin kaputt", sagt sie schließlich. "Man sieht es mir ja wohl an."

"Haben Sie zuviel gearbeitet?"

"Ja," sagt sie, "auch."

Dieses 'auch' durchdringt mich wie eine glühende Nadel.

"Arbeitet es sich - schwer mit Murawski?"

Sie sagt nach einigem verächtlichen Vorsichhinstarren: "Man muß ihn zu nehmen wissen." Es klingt abweisend, und sie fährt in ihren Belehrungen fort.

"Glauben Sie, daß ich es schaffen werde?" frage ich zum Schluß.

"Was? Die Arbeit? Dieses bißchen Kram hier? Bestimmt!" Das 'aber' spricht sie nicht aus. Es hängt in der Luft.

"Ich weiß nicht," fährt sie fort, "ob Sie sich darüber klar sind, daß wir nur dann etwas erreichen, wenn wir das auf uns angewandte Prinzip der äußersten Ausnutzung in die Umkehrung zu verwandeln suchen. Ich weiß nicht, ob Sie unsentimental genug dazu sind. Für mich existieren ethische Begriffe nicht mehr. Ich hasse und beute aus. Sie können sicher sein, daß ich meinen Weg mache."

Meine Unrtuhe wächst. Will sie mich warnen? Ich verstehe sie gar nicht. Wie furchtbar der Wahlspruch: *Ich hasse und beute aus.*

Murawski kommt zu uns ins Zimmer, ein alter bedrückter Mann. "Wird sie's schaffen?" fragt auch er.

"Warum nicht?"

Sie übergibt mir den Brief eines Kunden, erklärt mir den Vorgang und schickt mich ins Schreibmaschinenzimmer, damit ich die Antwort dort gleich diktieren. Fräulein Müller wäre bestimmt noch da.

Krumm über ihren Stenogrammblock gebückt finde ich Fräulein Müller hinter der Schreibmaschine. Sie hebt ein blasses, verschüchtertes junges Gesicht zu mir auf.

Ich diktiere ihr den Brief.

Es erscheint mir nicht fair, was ich tun will, aber ich muß noch heute Gewißheit haben. Bestimmt finde ich sie bei diesem schlichten, bescheidenen Mädchen eher als bei der diplomatischen Hahne, die ihren glanzvollen Abgang keineswegs durch ein kollegiales Opfer gefährden will.

Ich bleibe also neben der Kleinen stehen, obwohl das Diktat beendet ist. "Sind Sie schon lange hier, Fräulein Müller?"

Sie wird flammend rot. "Zwei Jahre."

"Dann fühlen Sie sich gewiß recht wohl in Ihrer Stellung?"

"O ja", sagt sie in großer Verwirrung.

Es ist eine dumme Situation. Ich fühle mich nicht behaglich. "Sie werden befremdet sein, Fräulein Müller. Aber ich muß eine schwierige Frage klären und habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir helfen. Ich bin als Nachfolgerin für Fräulein Hahne engagiert und soll in den nächsten Tagen meinen Dienst antreten. Es ist mir allerlei Häßliches über Herrn Murawski zu Ohren gekommen. Ich würde die Stellung in seinem Hause unter keinen Umständen annehmen, wenn nur das geringste davon auf Wahrheit beruhte. Bitte, Fräulein Müller, raten Sie mir. Haben Sie sich über irgend etwas zu beklagen?"

"Nein", sagt sie und schluckt vor Erregung. Ich sehe ihre Halsschlagader klopfen.

"Sie haben nie etwas Unangenehmes gehört oder gesehen?"

"Nein," sagt sie wieder, "nichts, nein, nein!"

Ich sehe ihr fest ins Gesicht. "Sie sind ohne Frage ein anständiges und braves Mädchen. Ich bin überzeugt, Sie würden es nicht über's Herz bringen, eine Kollegin, die Sie vertrauensvoll um Hilfe bittet, ungewarnt in gewisse schmutzige Gefahren gehen zu lassen, denen Sie selbst sich vielleicht aus irgendwelchen traurigen Gründen aussetzen müssen."

"Es ist, wie ich sage", flüstert sie beinahe tonlos. Ihre Erregung ist unverständlich.

Ich strecke ihr langsam die Hand hin. "Sie raten mir nicht ab, den Posten zu nehmen?"

Ihr Blick ist ein einziger Schrei der Qual. "Nein", sagt sie auch jetzt. Ihre Hand ist feucht und kalt. Sie zittert am ganzen Leibe. Das Kleid ist bescheiden, vielfältig gestopft, verwaschen, zu kurz und zu eng.

Ich kann mir's nicht anders erklären, als daß sie ganz ungewöhnlich schüchtern ist. - -

Hat Murawski an der Tür gehorcht? Ich treffe ihn im Flur. Er bleibt bei mir stehen, wieder so ekelhaft nahe trotz der kummerbeladenen Miene. "Na," fragt er, "haben Sie schon gekündigt? Was sagt denn der Lichte?"

"Er hat nichts Gutes gesagt, Herr Murawski." Mein Ton weckt sein Mißtrauen.

"Über mich? Aha, das ist der Neid. Er fürchtet meine Konkurrenz."

"Fürchtet Herr Blau aus Marggrabowa auch Ihre Konkurrenz?"

"Was, der Blau hat gequatscht? Der soll doch man still sein, so ein Halunke. Hat Schulden bei mir, daß ich ihn in vierzehn Tagen erledigen kann, verstehne?"

Ich nehme meinen Kopf zurück, so widerlich nah kommt er meinem Gesicht, äußerst beunruhigt, das unterliegt keinem Zweifel.

Ich wage eine letzte Möglichkeit. Alles steht auf dem Spiele. "Herr Murawski, auch andere haben über Sie gesprochen. Es gibt Dinge, über die wir uns vor meinem Eintritt klar sein wollen. -

Ich bin Waise. Ein Unglück entriß mir beide Eltern zu gleicher Zeit. Die Inflation verschlang den Rest unseres Vermögens. Ich hatte nichts gelernt und mußte dem ersten besten Erwerb nachgehen, um überhaupt leben zu können. Menschen, hinter denen unmittelbar die Not steht, sind in gewisser Weise schutzlos. Damit komme ich auf das, was ich sagen möchte. - Ich würde, um nicht in Not zu geraten, die Kisten mit Filmen zur Bahn tragen oder die Treppe scheuern, sofern Sie es von mir verlangten. Es gibt keine Arbeit, die ich scheuen darf um meiner Armut willen. Aber meine Frauenehe ist unverkäuflich. Ich will lieber hungern, als sie mit in die Wagschale zu werfen."

Er ist unruhig, atmet asthmatisch. "Was haben sie denn gesagt, die Halunken?"

"Daß Sie Ihre Angestellten mißbrauchen."

Er hustet erregt. "Anzeigen werd' ich die Brüder! Fräulein, legen Sie gleich mal dem Buchhalter einen Zettel hin, daß er die Schulden vom Blau einklagt. Der Werner war auch wohl dabei, dieser Sauhund? Der kriegt einen Fußtritt, wenn der hier noch mal aufkreuzt. In meinem Büro ist noch keiner Frau was geschehen. Aber bleiben Sie ruhig bei Ihrem Lichte, wenn Sie zimperlich sind. Ich will Ihren Ruf nicht verderben. Mit Menschen, die mir nicht trauen, arbeite ich nicht zusammen,"

"Herr Murawski, wenn Sie mir sagen, die Verleumdungen beruhen auf Lüge, so glaube ich Ihnen. Ich kenne Lichte und die Mittel, mit denen er arbeitet."

Murawski reißt eine der Türen auf. "Hier, die Frau erzählt mir, ich soll meine Angestellten mißbrauchen!"

Ein mißtöniges Gelächter erschallt. Ich sehe in einem, halbdunklen Raum vier, fünf weibliche Wesen sitzen.

Was tun? Was tun?

Ich prüfe noch einmal Murawskis Erscheinung, so wie er dasteht, mißmutig und bekümmert. Was kann er schon wollen von mir? Ich weiß ja so wenig von diesen Dingen. Warius' kleine Geplänkel fallen mir ein. Das darf man so tragisch nicht nehmen. In unsern Kreisen war man der Ansicht, daß eine korrekte Frau vor jeder Unliebsamkeit sicher wäre. Diese Theorie wird auch auf Herrn Murawski anwendbar sein. Ich traue mir zu, ihn auf Distanz zu halten.

"Herr Murawski, ich bin also völlig beruhigt. Wenn's Ihnen recht ist, fange ich morgen an."

"Haben Sie sich das auch gut überlegt? Noch ist es Zeit." Wieder steht er so unangenehm nahe. Das ist wohl so seine Art. Seine Nasenflügel bewegen sich. Ich benutze nie ein Parfüm. Wonach soll ich riechen? Er atmet tief ein. Ein Fünkchen glimmt zwischen den dickwandigen Lidern. Auf der Hut will ich sein, doch ja, auf der Hut will ich sein.



Als ich kurz vor acht Uhr die Treppe heraufkomme, tritt mir eine ältliche Person entgegen: Küchenschürze vorgebunden, lange Ohrgehänge, tiefe Narbe durch die rechte Gesichtshälfte, im übrigen grau, verdorrt, bemitleidenswert mager.

"Die andern arbeiten schon längst", sagt sie. Ihre Stimme ist die eines kreischenden Papageis.

Ich halte sie für eine Scheuerfrau und ihre Äußerung für einen dummdreisten Annäherungsversuch. "So," sage ich deshalb, "das ist ja sehr schön, wenn sie schon fleißig sind" - und will ins Garderobenzimmer.

"Mein Bruder wünscht aber nicht, daß die Angestellten erst mit dem Glockenschlag kommen."

Murawskis Schwester also. Die schlägt ja ein Tönchen an.

„Beruhigen Sie sich, es hat noch nicht acht geschlagen.“ Ich ordne in aller Ruhe mein Haar. Dies war der Anfang. -

Mein munteres „Guten Morgen!“, merkwürdig hallend in diesem kahlen, gegen eine Mauer blickenden Bürozimmer, wird von einem unverständlichen Gemurmelt beantwortet, das sich tropfenweise nach und nach von jedem Platze löst.

Mein Arbeitstisch steht rechts am Fenster, breit und ausladend. Eine gute Schanze. Ich halte Umschau.

Mit meinem in gleicher Richtung steht ein zweiter Tisch, an dem zwei Mädchen sitzen. Ich sehe auf einen pickeligen, unsauberen Hals und auf einen schneeigen jungen Nacken, auf schinniges⁶ dunkles Haar und auf eine licht ansteigende Lockenfülle. Dem ungewaschenen Hals gesellt sich eine schmutzstarrende Hemdachselt, durch die weiße Bluse der Blondin lugt tadellos saubere Wäsche. Ein ungleiches Paar. Jetzt tuscheln sie miteinander. Schade, die kleine Blonde zeigt ein allzu tönliches Profil. Die Dunkle wirft einen dreisten Blick zu mir zurück. Sie kichern.

In der andern Zimmerhälfte, und zwar in entgegengesetzter Richtung, die Gesichter uns zugewandt, sitzen gleich an der Tür die rothaarige Gauda, die unbedingt freundlicher werden muß, und hinter ihr ganz im Winkel Frau Suhl, die Kassierererin. Niemand spricht mit mir.

Ich denke darüber nach, wie alt wohl Frau Suhl sein mag. Es läßt sich gar nicht bestimmen. Das säuerliche Gesicht ist nicht eigentlich alt, nur schlaff. Trotz seiner Magerkeit begegnen sich die seitlichen Falten unter dem Kinn zu einer mehrstufigen Wamme. Ich bitte Frau Suhl, mich durch die übrigen Räume zu führen.

Sie erhebt sich mit Würde und geht mir voran.

An unser Zimmer schließt sich zunächst die Reklameabteilung. Die Regale steigen an allen vier Wänden bis unter die Decke. Von einer

⁶ schuppiges

Leiter gucken schwarze Mauseugen herunter aus kinderjungem Gesicht. Der Rock ist entschieden zu kurz. Ich sehe die nackten Oberschenkel.

Dem Reklameraum folgt das Schreibmaschinenzimmer, das ich schon kenne. Fräulein Müller sieht verstört von der Arbeit auf, als ich sie begrüße. Neben ihr klappert ein älteres Mädchen auf der Maschine. Sie mustert mich argwöhnisch. Das Zimmer riecht unerträglich nach Fusel.

Es unterliegt denn auch gar keinem Zweifel, daß Maschke, der Buchhalter, völlig betrunken ist. Er ist nur halb angezogen. Seine Weste steht offen. Ein Schlips ist überhaupt nicht vorhanden. Er lallt eine Begrüßung, die ich zum Glück nicht verstehe.

"Quartalssäufer", sagt die Suhl lakonisch. "Vom morgen ab fehlt er drei Tage. Sonst ist er tüchtig. Hat seine Bücher in Schuß."

In der Expedition tritt mir ein junger gewandter Mensch entgegen: der neue Expedient, acht Tage im Dienst. Sein hübsches offenes Gesicht wirkt überraschend in dieser Umgebung. Wir tauschen einen Blick. *'Wie kommst du hierher'*, scheint jeder zu fragen.

Im Nebenraum balgen sich einige Laufjungen.

In einer schrägen Kammer ist die Telefonzentrale untergebracht. Ich sehe einen braunen Arm hantieren, von silbernen Reifen umklirrt. Zuletzt gucken wir in den Kleberaum. Voller Unbehagen erinnere ich mich des schrille Gelächters von gestern abend. Frau Suhl nennt mir die Namen der Mädchen. Ich kann mir nicht helfen: fragwürdige Gestalten. Ich bin froh, als ich wieder draußen bin.

Noch will ich kein Urteil fällen, aber der Rundgang hat mich bedrückt. Viel Gehässigkeit scheint mir zusammengepfercht in diesen Räumen, viel Bösartigkeit, Erbitterung und Niedertracht. Fröhliche Gesichter habe ich nicht gesehen. Mein eigener Versuch, ein wenig Munterkeit zu verbreiten, ist auf sichtlichen Argwohn gestoßen. - -

De erste Arbeitstag packt mich hart genug an. Überall begegne ich passivem Widerstand. Ich bekomme unzureichende Antworten auf die vielerlei Fragen, die ich notgedrungen stellen muß. Die rothaarige Gauda weiß mit der Disposition Bescheid. Bei starkem Betrieb hat sie

der Hahne zur Hand gehen müssen. Sie wäre gern selbst Disponentin geworden, aber Murawski hat unbedingt recht, daß sie ihrer Unverbindlichkeit wegen den Posten nicht gut bekleiden kann. Sie läßt mich nun ihre Zurücksetzung fühlen. Mit der Suhl scheint sie im besten Einvernehmen zu stehen. Die beiden wechseln verstohlene Blicke, wenn ich am Telefon in Schwierigkeiten gerate und aufgeregt die ungewohnten Bücher wälze.

Um eins geht Murawski zum erstenmal an mir vorbei. "Na?" sagt er nur und nickt melancholisch.



Am Abend kommt dann die Hahne, um Abschied zu nehmen.

Drunten wartet ein Auto mit ihren Rohrplattenkoffern. Sie ist gekleidet wie eine Großkapitalistin. Der Pelzmantel steht offen. Ein sandfarbenes Reisekostüm ist sichtbar. Die Handtasche, die sie unter den Arm klemmt, ist von echtem Krokodilleder. Aber sie scheint mir bleicher, mitgenommener, zugeschlossener noch als gestern.

Murawski sitzt in gramvoller Versunkenheit und starrt vor sich hin. Was mag sich zugetragen haben zwischen diesen beiden Menschen?

Merkwürdig der Abschied von den Kolleginnen. Fräulein Hahne tritt zunächst zu Frau Suhl. Frau Suhl steht auf wie eine Gescholtene. Sie hält die Augen niedergeschlagen und in ihrem Gesicht zuckt es. Was die Hahne murmelt, ist nicht zu verstehen. Frau Suhl ist so bewegt, daß sie gar nichts spricht.

Nun kommt die Hahne zu der Rothaarigen. Deren Haut ist durchsichtig wie Glas. Ihre hellen Augen sind bläulich umschattet. Sie ist auch jetzt hart, zugeschlossen und kalt.

"Wann werden Sie heiraten, Fräulein Gauda", fragt die Hahne.

In die eisgrauen Augen kommt etwas Wärme. "Im Herbst."

"Nun, dann alles Gute bis zum Herbst."

Zu der kleine blonden Lindner sagt sie nur: "Mutig weiter."

Aber die schüttelt den Kopf und antwortet: "Nicht mehr lange."

Der Beckmann wird flüchtig die Hand gegeben. "Glückliche Reise", sagt die Beckmann dabei.

Den herzlichsten Abschied bekommt der Lehrling, ein kleiner, schwarzer, gewitzter Kerl. Sie reißt ihn bei beiden Ohren: "Werd' was, du Lausub, verstanden?"

Wie schön ist die Hahne, wenn ihre weißen Zähne lachen! Ich bin gespannt, wie der Abschied von Murawski sich gestaltet.

Gleich wie weggewischt ist ihr strahlendes Lachen.

Er sieht sie nicht recht an und sie sieht ihn nicht recht an. Sie sagt: "Leben Sie wohl." Auch er will etwas sagen, aber es gelingt nicht, es wird nur ein heiserer Laut seiner katarrhalischen Kehle.

Ihre Hände streifen in einer flüchtigen Berührung aneinander vorbei.

Sie nickt mir leicht zu und geht mit zusammengezogenen Brauen an Murawskis bettelndem Blick vorbei hinaus.

Wie war gleich ihr Wahlspruch? *Ich hasse und beute aus!* - Murawski, ist er zur Beute geworden? Und sie selbst, ist sie selbst nicht zu Tode gehetztes Wild? Wahrscheinlich haben sich hier zwei gleichstarke Gegner zerfleischt. - - -

Murawski steht undurchdringlich immer noch am selben Platze. Die Suhl und die kleine Lindner winken aus dem Fenster. Sie winken ohne zu lächeln, steinern ernst. Ich bezweifle, daß ihr Ernst dem Scheiden der Hahne gilt. Nur vielleicht der Möglichkeit des Scheidens, die jene sich genommen.

Die Gauda steht mit schmalem Munde und horcht auf das immer fernere Hupen des Autos. Es ist als läge ein Alp auf den Menschen, die hier zurückgeblieben sind. Sie packen ihre Sachen zusammen, jede schwiegend und tief in Gedanken.

Kaum daß Murawski hinausgeschlurft ist, schlägt die Suhl ihre Hände vors Gesicht und beginnt laut zu weinen. Niemand geht zu ihr hin, niemand fragt sie, niemand versucht zu trösten.

Frau Suhl flüchtet dann hinaus. Nach und nach gehen auch die andern. Ich bleibe allein zurück und vertiefe mich in das Studium der Bücher, mit denen ich so schnell wie möglich vertraut werden muß. Um mich ist Fremdheit und Totenstille. Fast fürchte ich mich.



Ein merkwürdiges Haus, merkwürdige Menschen! Als ich gestern früh gekommen bin, hat niemand aufgeschaut, nicht mit der Gleichgültigkeit, mit der man schließlich den Eintritt jedes Fremden vermerkt, keineswegs auch mit dem Entgegenkommen, das man vielleicht einer neuen Kollegin bezeigen könnte, nein, nicht einmal mit der feindseligen Neugier, mit der Frauen eine der Ihren mustern, die ein nettes Kleid an hat.

Aber wie Murawski mich zum ersten Male in sein Privatkontor ruft - so wird das Zimmer hinter der weißgelackten Flügeltür genannt - geht eine Bewegung durch alle.

Ich habe schon die Tür hinter mir zugezogen, als ich noch die gespannten Blicke an mir haken fühle. Ich spüre sehr wohl: sie arbeiten jetzt nicht, nebenan. Sie sind ganz und gar beschäftigt mit meinem Gang in dies Zimmer, der etwas so Selbstverständliches ist, denn es gibt mancherlei zu besprechen zwischen einer Disponentin und ihrem Chef.

Als ich wieder herauskomme, gleiten unter den gesenkten Gesichtern die Blicke hinter mir her. Die kleine Lindner sieht sich verstohlen lächelnd nach mir um, als ich sitze. Sogar Frau Suhl, die würdige, lächelt sauersüß. Die Rothaarige dreht sich nach ihr um und schüttelt den Kopf. Frau Suhl schüttelt auch den Kopf. Nach einer Weile murmelt die Beckmann mit dem schlechten Teint etwas wie "- nicht den richtigen Stink" und alle vier lachen.



Ich werfe peinlich berührt einen Blick in das Mahagonischlafzimmer, das also fünfhundert Mark gekostet haben soll und erhasche mit diesem einen Blick die beiden nebeneinander stehenden Betten und die Unordnung auf der dreispiegeligen Frisiertoilette.

"Die Lampe ist wirklich wundervoll", wende ich mich dem Objekt zu, von dem wir eigentlich sprachen und Murawski, der mich lauernd beobachtet, zieht die Tür zu seinem Schlafzimmer wieder zu. Es berührt mich unsympathisch genug, daß dies Schlafzimmer unmittelbar an sein Privatkontor schließt.

"Sie dürfen nichts Schlechtes denken, Fräulein", sagt er in der Hoffnung, meiner Unbeweglichkeit doch noch eine kleine Verlegenheit abzujagen. "Das zweite Bett ist nötig, wenn mal eine Tante zu Besuch kommt. Für die alte Tante sind auch die *Parfühmfläschchen* vor dem Spiegel da."

Ich ziehe an dem goldenen Kettchen, durch das die Stehlampe eingeschaltet wird. Ein sanftes Licht bahnt sich durch die Georgetteschleier. Warmer Goldton überströmt das Zimmer.

"Was soll doch die Lampe kosten?" frage ich den Monteur, der bescheiden an der Tür stehen geblieben ist.

"Vierhundert", prahlt Murawski. "Dahinten die hat dreihundertfünfzig gekostet. Schweres Geld für so'ne Lampe. Und Sie meinen nun, ich soll sie nicht nehmen?"

"Da Sie mich um Rat fragen, Herr Murawski? Die Lampe ist fabelhaft. Ich habe selten ein so schönes Stück gesehen. Aber beide Stehlampen können Sie nicht in dies Zimmer stellen. Haben Sie nicht einen andern Raum für eine von ihnen?"

Er faßt mich leicht am Arm. "Ich will Ihnen was sagen: nehmen Sie die Lampe. Sie gefällt Ihnen doch. Ich schieße Ihnen das Geld vor. Wir richten Ihnen ein Konto ein."

"O nein, Herr Murawski. Das kommt unter keinen Umständen in Frage. Erstens kann ich eine solche Lampe überhaupt nicht gebrauchen, ich habe nicht das Zimmer danach. Zweitens mache ich grundsätzlich keine Schulden."

"Ach, wegen der Schulden", er zwinkert mit den Äuglein. Es gäbe Konten, auf denen die Schulden ganz von selbst verschwänden, wenn man sich als brauchbare Kraft erwiese. Und mit dem Zimmer ließe sich auch schon Rat schaffen. Er, Murawski, hätte feine Zimmer anhand.

"Sie sind zu liebenswürdig, Herr Murawski, aber ich danke wirklich. Ich möchte die Lampe nicht."

"Ganz wie Sie wollen. Ich dachte, Ihnen eine Freude zu machen. Wenn Sie immer so ablehnend sind - ?"

Ich bleibe, um nicht unsicher zu erscheinen, vor der alten Lampe stehen und lasse ihr Fransen durch meine Finger gleiten.

"Die Farbe des Schirmes ist bei dieser fast noch schöner", sage ich. "Ich würde nicht einmal zu einem Tausch raten. - Schade," nicke ich dem Monteur zu, "vielleicht ein andermal" - und gehe aus dem Zimmer.



Kurz darauf rennt Murawski durch unser Arbeitszimmer, knallt die Türen hinter sich zu, daß es dröhnt, und brüllt auf dem Flur. Ein Hund jault auf und wimmert lange.

Kurzatmig, kirschrot im Gesicht kehrt Murawski zurück. Täusche ich mich, oder hat er der Beckmann, deren Teint mir Grauen einflößt, unmerklich mit den Augen gewinkt?

Die Bruckmann beugt sich wieder über ihre Arbeit und schreibt weiter. Nach einer Weile steht sie auf, kramt in einem Aktenschränkchen, zieht eine Mappe heraus. Sie wirft einen Blick in die Mappe und geht Murawski nach. - - -

Zehn Minuten mögen vergehen, da ruft das Telefon. Der Insterburger Kunde bittet um Nachlaß auf den augenblicklich laufenden Film. Er hätte des schönen Wetters wegen miserables Geschäft. Ich weiß nicht, wie Murawski sich in solchen Fällen verhält und bitte den Kunden um einen Augenblick Geduld, damit ich Murawski an den Apparat hole.

Dummerweise ist Murawski gar nicht mehr im Privatkontor. Auch die Beckmann ist nicht zu sehen und doch sind sie vor wenigen Minuten hereingegangen. Ich rufe auf dem Flur der Privatwohnung nach Murawski.

"Ist nicht hier", schreit die Schwester aus der Küche. Das Insterburger Gespräch ist dringend und wird doppelt.

In meinem Eifer klopfe ich auch an die Schlafzimmertür und drücke unwillkürlich die Klinke herunter. Die Tür ist verriegelt. Die einzige Möglichkeit ist nun, daß Murawski durch die Privatwohnung in unsern Flur gegangen ist und in der Expedition weilt. In der Expedition ist Murawski aber nicht gewesen. Seine Schäferhündin sitzt dort und leckt sich die blutige Pfote.

Als ich an meinen Arbeitsplatz gelaufen komme, legt Murawski gerade den Hörer auf die Gabel. Wo kommt er jetzt her?

"Ist erledigt," sagt er, ohne mich anzusehen, "fünfundzwanzig Prozent Nachlaß, wenn er den ganzen Vertrag kurzfristig terminiert."

Die Beckmann sitzt auch wieder da. Ihre ohnedies unordentliche Frisur droht auseinanderzubrechen.

In meiner Verwunderung ist viel Beklemmung. Irgend etwas ist hier nicht in Ordnung. Aber die Suhl zählt in aller Ruhe ihre Geldscheine und Fräulein Gauda prüft mit Aufmerksamkeit das Gewicht sauber verpackter Reklamesendungen.



Der Disposition gegenüber liegt die Toilette. Zwei Mädchen stehen davor. Ihr Gespräch verstummt, als sie mich sehen. Ich erkenne in der einen die Kassiererin aus dem Ladengeschäft. Sie ist auffallend gut gekleidet. Die andere könnte die Telefonistin sein, der silbernen Armreifen wegen.

Ich verschwinde in der Toilette.

Gleich hinter mir muß Murawski herausgekommen sein. Er ist überall da, wo zwei zusammenstehen.

"Na, was steht ihr hier und quatscht, wie? Geht's wieder über mein Fell her?"

Ich denke, ich traue meinen Ohren nicht, als eins der Mädchen erwidert: "Hol' doch lieber gleich deine Reitpeitsche. Warum hast du überhaupt deine Peitsche nicht bei dir?"

"Sei du man still", droht Murawski. "Mit dir habe ich überhaupt noch ein Hühnchen zu rupfen. Stimmt deine Kasse oder sitmt sie nicht?"

Sie lacht häßlich. "Ich würde dir raten, die Polizei anzurufen. Ich hätte dann auch einiges zu sagen. Wollen mal sehen, wer länger zu sitzen kriegt, du oder ich?"

Murawski benutzt ein gemeines Schimpfwort und schlägt die Tür hinter sich zu.

Die beiden Mädchen entfernen sich nach dem unteren Ende des Ganges. Wie ich mich hinauswage aus meiner Kammer, stehen sie vor der Telefonzentrale. Ich sehe gerade noch, wie die Telefonistin ihren Rock über einen blutunterlaufenen Streifen am Oberschenkel fallen läßt.

Was geht hier vor? Um Gottes willen, was bedeutet dieses alles?



Direktor Winter von der Phoebus hat uns mit seinem Besuch überrascht. Er will die Abschlüsse sehen.

Murawski ist aufgeregt und Winter um so ruhiger. Ich gebe sachliche Erklärungen, soweit ich dazu in der Lage bin.

Ich habe schlecht geschlafen und weiß, daß ich elend aussehe. Winters Blick geht wieder und wieder über mich hin. Es macht sich, daß wir ein paar Minuten allein sind. Kaum, daß Murawski aus dem Zimmer gegangen, sieht Winter von den Büchern auf.

"Wie lange sind Sie jetzt hier?" fragt er.

Ich muß mich besinnen. Sind es wirklich erst fünf Tage? Wahrhaftig, fünf Tage und nicht mehr.

"Wo waren Sie vorher?"

Doch, Lichtes Name ist ihm bekannt. Eine Pause entsteht, während der er sich eingehend mit seinen Fingernägeln beschäftigt.

"Hat sich schon etwas ereignet?" Es soll gleichmütig klingen, aber ich erschrecke entsetzlich. "Es muß sich also unweigerlich etwas ereignen?"

"Gott, es wird allerhand geredet in der Branche. Man weiß natürlich nicht, wie weit solche Gerüchte zutreffen."

Jetzt mustert er mich wieder gründlich, doch ohne Zudringlichkeit. "Wir beabsichtigen, in Königsberg eine eigene Filiale einzurichten. Da Sie die Kundschaft hier oben kennen, wäre es von Vorteil für Sie, wenn Sie aushielten bis dahin. Die Rentabilität dieser Filiale zu erwägen, bin ich hergekommen."

"Und wann denken Sie, werden sich die Pläne verwirklichen lassen?"

"Ein Jahr könnte immerhin noch vergehen."

Ich versuche mir vorzustellen, wie lang wohl ein Jahr ist, wie lange es dauern mag hier in dieser Umgebung.

„Fräulein Hahne hat leider nicht durchhalten können. Es ist überraschend. Ich kenne sie. Wir hatten sie als Filialleiterin vorgesehen und sie wußte das.“

Murawski kommt zurück.

„ - jedenfalls dürfen auf die neue Produktion keinerlei Ermäßigungen gewährt werden“, sagt Winter, als führe er ein dienstliches Gespräch fort.

Ich bin durch das, was er gesagt hat, außerordentlich beunruhigt.



Wie ein unsichtbares Netz, dessen Umstrickung erst fühlbar wird, wenn es dicht genug gesponnen ist, sind diese Versuche, Verpflichtung zu schaffen.

Da steht zum Beispiel eine Tasse Kaffee auf meinem Platz. Leda, die Schwester, hat sie mir bringen müssen. Der Vormittag ist anstrengend gewesen, viel Gehetze zwischen Telefon und Kundenbesuchen. Ich bin nicht zum Mittagessen gekommen. Der Kaffee duftet mir bis ins Herz. Dennoch: er ist kein Labsal, mir gutwillig zugedacht, er ist eine der schlauen, unendlich winzigen Schlingen des großen Netzes.

Ich schicke also den Kaffee in die Küche zurück.

Murawski verrät sich. Mißtrauisch aufgerührten Gesichtes kommt er auf die Angelegenheit zurück: „Aber eine Weintraube werden Sie doch wohl vertragen, wenn Sie schon keinen Kaffee trinken dürfen?“

Was läßt sich nur schnell sagen gegen diese saftstrotzende Brüsseler Traube? Es ist schwer, meine Ablehnung zu motivieren. Unmöglich aber auf jeden Fall, in Gegenwart dieses lauernenden Fuchses auch nur eine einzige Beere zu naschen.

Murawski ist gekränkt. "Ist das in Ihren Kreisen, auf die Sie sich so viel einbilden, üblich, daß man Leute, die einem eine Gefälligkeit erweisen wollen, in dieser Form vor den Kopf stößt?"

Ich lasse mich nicht im geringsten beirren und lehne am nächsten Tage mit derselben Bestimmtheit ein Stück Torte ab, das durchaus nicht den Anschein erweckt, als wäre es zufällig übriggeblieben.

Diese Politik des Einfangens mag Herr Murawski an sechzehnjährigen kleinen Mädchen geübt haben. Er wirft die Torte erbost seinem Hunde hin. Die französische Bulldogge läßt sich träge vom Sessel fallen, beschnuppert die Marzipanrinde und nagt mit langen Zähnen daran. Sie kennt dieser Art Genüsse. Herrchen füttert sie täglich mit Felsche-Konfekt.

Murawskis Laune ist nunmehr gründlich verdorben. Es gibt keine Seele im Hause, die es nicht zu spüren bekäme. Das ist das Furchtbare daran.



Vielleicht ist es nichts weiter als Angst, rasende Angst seines unersättlichen Blutes vor dem Alleinsein! Wie soll man es sonst verstehen, daß er uns nicht aus dem Hause läßt? Er verlangt gar nicht, daß wir abends noch arbeiten, ja, wir sollen nicht einmal arbeiten, wir sollen nur da sein, nur da sein. Er muß Unruhe spüren in seiner Nähe, Unruhe und Frauengeruch. Er muß quälen können, weil er selbst ein Gequälter ist. Er muß sich an hassenden, leidenden, ermatteten Gesichtern erhitzen können. Wie ein Hysteriker bewacht er die Ausgänge, setzt den Fliehenden nach, schleift sie zurück, wenn sie nicht eiliger waren als er, droht, keucht, erfindet fiebernd Vorwände, sie zu halten, sie einzukerkern und anzuketten.

'Denn wenn ihr frei seid, haben euch andere Kerle!' Von dieser Idee scheint er besessen. Sie ist die Geißel über seinem Leben. Nichts ist ihm unerträglicher als der Gedanke, daß andere genießen könnten, erlöst

und beseligt sein, während er sich zerfleischt in seiner unersättlichen krankhaften Gier, die keines der täglichen Opfer zu stillen vermag.

Diese übersteigerte Lebensgier, gepeitscht durch die Furcht vor dem nahenden Alter und dem ihm verschwisterten Tode, bestimmt all sein Tun.

Er haßt den Tag. Tag ist etwas unerträglich Nacktes und Erbarmungsloses. Und er betrügt sich um die Helle der Sonne, indem er sie verschläft. Nur in Ausnahmefällen darf er vor ein Uhr mittags geweckt werden, und auch dann dauert es noch Stunden, bis er sich hindurchgestoßen hat durch die vielfachen Überwindungen des Erwachens, Aufstehens, Ankleidens und Zum-Bewußtsein-Kommens. Um fünf Uhr ißt er zu Mittag. Und erst dann, zur Dämmerstunde erst, wenn Schlupfwinkel entstehen, Schatten die Wände zusammenrücken, beginnt er zu leben: ein unstet flackerndes Irrlicht.

Um diese Zeit kommen die Kunden, die ihn persönlich sprechen wollen. Auch sie machen sich schwer wieder von ihm los. Für uns, deren Arbeit nach acht Stunden getan sein sollte, fängt dann der Dienst erst an, kein freiwilliges, rechtmäßiges Schaffen mehr, sondern ein Frondienst unter Murren und Drohen. Ich bin täglich vierzehn bis sechzehn Stunden im Büro. Meistens fällt auch die halbstündige Mittagspause fort. Murawski sieht ungern, daß ich zu Tische gehe. Er will mich zwingen, mit ihm gemeinsam zu essen.

Er rast durch die Räume, wenn er mich vermißt, mißtraut einem jeden, schilt auf jeden, weil er von unserer Arbeit im Grunde nichts versteht. Immer ist er laut, kurzatmig, immer in Schweiß, unfähig, sich vor sich selbst zu retten.

"Ihr macht mich wahnsinnig, alle miteinander", schreit er und sinkt auf einen Stuhl. Auf seiner Stirn stehen helle Tropfen. Er hat das verhetzte, blutunterlaufene Auge eines wild gemachten Stieres. Ein flüchtiges Mitleid überrascht mich. Ich sage aus diesem Mitleid heraus etwas Ungeheuerliches: "Sie sind überreizt, Herr Murawski. Sie müssen mal ein paar Tage ausspannen."

"Ausspannen? Pleite machen? Nachher als Lump vor fremden Türen betteln?"

"Nein.", sage ich und denke, mein Ton wird ihn besänftigen, "so böse wird das nicht gleich auslaufen. Sie müssen doch auch einmal Urlaub haben."

"Urlaub? Also Fräulein, das Wort gibt's bei mir überhaupt nicht. Bei mir wird gearbeitet, wenn Sie das noch nicht gemerkt haben. Oder bilden Sie sich vielleicht ein, Sie könnten hier wochenlang faulenzen im Sommer?"

Ich bleibe ruhig. "Wir sprachen von Ihnen, Herr Murawski, nicht von mir. Aber selbstverständlich steht auch mir nach dem Gesetz eine bestimmte Urlaubszeit zu."

Rings um mich her erstarren die Gesichter.

"Na, da packen Sie man gleich Ihre Sachen, wenn Sie mir mit dem Gesetz kommen. Leute, die immer gleich das Gesetz bei der Hand haben, kann ich in meinem Betrieb nicht gebrauchen. Für mich gibt's kein Gesetz, verstehense. Gesetz, Polizei, Gericht, solche Begriffe erkenne ich überhaupt nicht an!"

Das Wort scheint ihm verdammt in die Nieren gefahren zu sein. "Das haben Sie wohl bei Lichte gelernt? Der kann sich das leisten bei seinem Pinscherladen. Ich bin ein Geschäftsmann, verstehense. Damit kommen Sie mir man nicht noch mal, mit Ihrem Gesetz."



Etwas Verstecktes, Undurchsichtiges und Verbotenes geschieht. Es hängt zusammen mit den Dingen, von denen dieses Haus voll ist, ohne daß man sie sieht. Es ist mir unmöglich, näher heranzukommen an das, was alle wissen und jeder zu verraten sich hütet.

Ich umwerbe Frau Suhl, Fräulein Gauda, die kleine niedliche Lindner. Sie wissen zu schweigen und so gründlich zu schweigen, daß keinerlei Deutung in Blick, Haltung oder Miene gerät.

Murawski hat seine Spitzel unter den Angestellten. Welche es sind? Niemand weiß es. Fräulein Gauda ist sich nicht ganz klar über Frau Suhl, Frau Suhl nicht unbedingt über die Lindner. Fräulein Lindner hütet sich vor der Beckmann und die Beckmann weiß, daß ihre Freundin, die Telefonistin, sie für fünf Mark an Murawski verraten würde. Leda schleicht auf Gummisohlen von einer Tür zur andern und lauscht. Das allergrößte Mußtrauen besteht gegen mich. Ich habe noch nicht bewiesen, wie ich zu Murawski stehe.

Murawski selbst paßt auf wie ein Luchs. "Was erzählt Ihnen da eben die Suhl?" Ich fahre zusammen, so lautlos ist er hinter mich getreten.

"Ich habe mir das Frachtenkonto angesehen."

"Wozu macht ihr denn da solche Leichenbittermienen? Sie hat Ihnen doch lange Enden vorgeredet."

"Die Kunden decken ihre Frachten nicht ab."

"Ich seh schon, Sie wollen die Suhl nicht reinlegen. Wenn ich rauskriege, daß sie quatscht, fliegt sie unweigerlich an die Luft."

Eine halbe Stunde später geschieht es mit Fräulein Lindner - das Versteckte, Undurchsichtige und Verbotene.

Im Hof ruft ein Händler Äpfel aus. Die kleine Lindner reckt sich aus dem Fenster. "Wiegen Sie mir zwei Pfund ab, ich komme runter", ruft sie und eilt davon.

Die Türen läßt sie hinter sich offen, unsere Tür und die Korridortür. Der Werberuf des Obsthändlers schallt durch das ganze Haus.

Es ist niemand zur Korridortür hereingekommen oder hinausgegangen, wir hätten ihn sehen müssen. Dennoch ist die Tür plötzlich geschlossen, denn der Händlerruf dringt nur noch gedämpft herauf.

Neben dem Büroeingang liegt der der Privatwohnung. Nur von hier aus kann die Korridortür geschlossen worden sein, und zwar in aller Heimlichkeit, sonst hätten wir es gehört.

Unten im Hausflur entsteht eine gewisse Unruhe. Man kann nicht sagen, was es ist. Vielleicht ein Schrei, der schleunigst erstickt wird. Dann huschen Schritte die Treppe herauf und alles ist wieder still.

Die Lindner kommt und kommt nicht mit ihren Äpfeln zurück. Der Händler ist bereits weitergezogen. Wir hören ihn im Nebenhofe rufen. -

Fräulein Gauda arbeitet nicht. Sie starrt hart und finster vor sich hin. Plötzlich steht sie auf, horcht mit offenem Munde nach dem Nebenzimmer, kneift entschlossen die Lippen aufeinander und geht hinaus. Auch sie läßt die Türen hinter sich offen. Ihre Absätze klappern die Stufen hinunter. Jetzt muß sie stehengeblieben sein.

Frau Suhl schließt an ihrer Kasette. Ihr Gesicht ist merkwürdig rot angelaufen. Ich sehe, wie sich lautlos die Tür zum Privatkontor öffnet, um einen winzigen Spalt bloß. Durch diesen Spalt kann man Frau Suhl beobachten. Sie zählt ihr Geld, hält die Augen auf die Päckchen gesenkt und murmelt mit den Lippen.

Die Tür schließt sich wieder, geisterhaft. Nun drückt Frau Suhl die Hand aufs Herz und ringt nach Atem, als wäre sie um Tod und Leben gelaufen.

Die Gauda kommt zurück. Sie geht an den Platz der Lindner und rafft deren wenige Habseligkeiten zusammen, ein Kämmchen, das Taschentuch, zwei eingewickelte Schnitten und die Handtasche. "Haben Sie einen Mantel?" fragt sie flüstend die Suhl.

Die wirft einen verhetzten Blick nach der Tür zum Privatkontor und legt den Finger auf den Mund.

Auch die Beckmann hat keinen Mantel mit. Es ist warm heute. Ich nehme den Schlüssel zu meinem Garderobenschrank und gehe der Gauda voran. "Ich muß wissen, was passiert ist", sage ich, eher ich ihr den Mantel gebe.

Wie ich ihr jetzt in das junge Gesicht schaue, erkenne ich deutlich: alle Härte, alle Unfreundlichkeit und Schweigsamkeit dieses Mädchens ist nichts weiter als niedergerungene Qual.

"Sie hat sich ihr Kleid zerrissen", sagt sie und beschwört mich mit flehendem Blick. Es ist alles, was ich aus ihr heraushole.

Inge Lindner kommt nicht mehr wieder. Niemand fragt.

Murawski hat acht Tage lang ein Heftpflaster vom rechten Auge bis zum Kinn. Auch davon wird nicht gesprochen.



Die Laufjungen gehen um fünf Uhr mit dem Versand aus dem Hause und kommen dann nicht mehr wieder. Die Expedition steht leer. Murawski hat Damenbesuch und ist hier jetzt nicht mehr zu erwarten.

Ich will dem Expedienten eine verspätete Order geben. Wahrscheinlich ist er im Packraum.

Im Packraum ist es wundervoll still. Das Fenster steht offen. Der Tag geht zur Neige. Ich schaue hinaus, wie eine Gefangene aus dem Kerker. Der Wind trifft mein Gesicht. Ich atme tief und sehne mich fort.

Als ich zurücktrete vom Fenster, höre ich nebenan Stimmen. Der Expedient tuschelt mit dem Buchhalter Maschke.

"Die Jungen erzählen mir, daß sie Blutspuren auf der Treppe gesehen haben."

"Wenn schon. Wird er wieder ein bißchen gebissen haben! Was der schon groß beißen kann mit seinen falschen Zähnen. Wetten übrigens, daß sie zurückkommt, wetten, daß sie in einem Vierteljahr wieder hier sitzt? Und dann hat er sie. Darauf können Sie sich verlassen. Solche Mädchen nimmt er mit Wonne zurück. Die kratzen ihm nicht mehr die Visage kaputt. Drei Monate Stellensuche ohne Erfolg, das macht kirre."

"Aber warum soll sie nicht inzwischen etwas finden?"

"Weil sie nichts gelernt hat. Die Marjell hat nicht einmal einen Handelsschulkursus durchgemacht. Keine Ahnung von Stenographieren."

Schreibmaschine tippt sie mit einem Finger. Bei uns hat sie ein bißchen gebucht, rein mechanisch, ohne jedes Verständnis. Das ist ja das Elend: diese Mädchen sind zum Teil so ungenügend vorgebildet, daß sie jeder Willkür ausgeliefert sind.

Dies war ihre erste Stelle. Ein Zeugnis hat sie nicht. Bitte, wer stellt so ein Mädchel ein und wieviel Gehalt kann sie beanspruchen? Bei uns hat sie hundertfünfzig Mark gekriegt, weil sie siebzehn Jahre alt ist, verstehen Sie - und blond obendrein. Auf die Blonden ist er ja ganz versessen. Suchen Sie sich mal in einer anständigen Firma ein Mädchel von siebzehn Jahren, das keinen Schimmer hat von der Arbeit und hundertfünfzig Mark verdient! Ich kenne bilanzsichere Buchhalterinnen, die das nicht haben."

"Ja, aber die Eltern, hat denn das Kind keine Eltern mehr?"

"Vater nicht, nie gehabt. Die Mutter macht Wachsblumen und kriegt für jedes fertige Exemplar zwei Pfennig. Rechnen Sie sich mal aus, was die im Höchsthalle pro Tag verdienen kann! Und dann stellen Sie sich vor, was die fünfhundert Mark ausgemacht haben müssen, die ihr der Alte wegen des Mädchens auf den Hals geschickt hat. Ach du lieber Gott, wenn man da eine Anzeige erwarten wollte! Die Mutter ist imstande und schreibt noch eine Danksagung."

"Herr Maschke, das sind ja Abgründe, in die man hineinschaut!"

"Sind's auch. Sehen Sie sich doch die Weiber mal an, die hier herumlaufen. Alles arme verkommene Luder. Da ist nun diese Suhl. Die Suhl war schon zweimal weg und ist heute in ewiger Angst, er könnte sie rausschmeißen. Sie hat eine Mutter von siebzehn Jahren und einen Jungen, der unbedingt auf die hohe Schule muß. Der Mann ist lange tot. Richtig was gelernt hat sie auch nicht und ist heute zweiunddreißig Jahre alt. Wo soll die eine neue Stelle herkriegen mit hundertachtzig Mark und ein paar Gelegenheitslappen nebenbei? Die läßt sich von ihm ins Bett nehmen und steckt nachher stillschweigend die zehn Mark ein - oder den Fußtritt, je nachdem. Die Beckmann hat einen sauberen Bräutigam, der die Situation verdammt schnell erfaßt hat. Was da so für Geld hinwandert, davon macht sich ja kein Mensch einen Begriff. Die Beckmann war früher Prostituierte und hat den Bogen raus. Ohne die kann er heute gar nicht mehr leben. Unten im Laden die Kassierererin ist

auch nicht gerade billig. Kam vierzehnjährig als Lernende zu ihm in die Dunkelkammer. Hat ganz gut gelernt. Die hat noch andere Einnahmequellen als bloß unsern Alten. So ist mit jeder was. Bei Müllers ist der Vater krank, eine Schwester blind, im ganzen sind's glaube ich acht Kinder, von denen unsere die älteste ist. Was meinen Sie wohl, wie gerade dies Mädels unter den Zuständen hier leidet? Sie geht kaputt daran, sage ich Ihnen. Na und die Gauda, die kratzt bloß alles zusammen, bis sie heiraten kann. Das Geld macht sie alle kirre. Solange der Alte Geld hat, braucht er nichts zu fürchten. Wer will ihn auch anzeigen? Die Mädels haben sich alle viel zu viel mit ihm eingelassen und schämen sich. Er fängt das so schlau an mit seinen seidenen Strümpfen und billigen Pelzen, mit den Crêpe de Chine-Hemdosen, die er ihnen für drei Mark das Stück läßt, daß sie gar nicht mal gleich merken, was er eigentlich will. Außerdem: fliegt er ins Loch, so sind wir alle arbeitslos. Wollen Sie das vielleicht verantworten?"

"Unter Umständen ja. Wenn ich mir überlege, wieviel Jugend hier verdorben wird, sittlich und gesundheitlich! Wieviel Halberwachsene in ihrer geistigen Entwicklung erlahmen und verdorren! Ich habe in den fünf Wochen, die ich hier bin, täglich meine fünfzehn Stunden Dienst gemacht, kann nicht mehr in den Turnverein gehen und nicht mehr die Abendkurse in der Handelshochschule besuchen. Ich bin abends nicht mehr imstande, die Zeitung zu lesen, geschweige denn ein Buch. Meine Spannkraft läßt nach, meine Lebensfreude. Meine Energie, mich weiterzubilden und vorwärtszukommen, hört ganz und gar auf. Sie werden ja wissen, wieviel Menschen hier im Laufe der Jahre aus und ein gehen, wieviel Laufburschen, Kleberinnen, Kontoristinnen und Stenotypistinnen wurmstichig gemacht werden fürs ganze Leben. Es ist doch Jugend, die erst geformt werden will, die im Begriff ist, gerade ihre Weltanschauung zu bilden. Was haben wir denn zu erwarten von Menschen, die durch die Hände eines Murawski gegangen sind? Und wenn es einen Murawski gibt, dann gibt es auch Hunderte, vielleicht Tausende. Was nützen da alle Bestrebungen zur Hebung der sittlichen Kraft unseres Volkes? Solche Arbeitgeber bedeuten eine Jugend-, eine Volksgefahr, die unabsehbar ist. -

Herr Maschke, welcher ungeheurer Leidenskomples allein ist damit vorhanden, welcher Herd zersetzenden Unrats, dessen Ausläufer ganze Schichten unseres Volkes durchdringen. Wir müssen uns zusammentun!

Ich habe ja keine Ahnung, wie man so etwas anstellt, aber es muß doch Mittel und Wege geben, diesen Murawski unschädlich zu machen!"

"Keins, das nicht auch uns selbst träfe. Darum lassen Sie mich um Gottes willen aus dem Spiele. Rechnen Sie nicht mit meiner Aussage, meiner Unterstützung! Ich schwöre Ihnen glatt einen Meineid. denn ich bin verheiratet und hab für zwei Kinder aufzukommen. Mich zu allererst setzt er an die Luft. Oder glauben Sie, daß es irgendeine amtliche Institution gibt, die mich vor Entlassung schützen kann, wo ich alle Monat meinen Raptus kriege und drei Tage im Rinnstein liege? - Sie müssen bedenken, Murawski könnte mit dem halben Personal auskommen. Wer will ihn hindern, den Betrieb einzuschränken, überflüssige Angestellte abzuschieben? Nee, nee, mein Lieber - "

Die beiden stieben auseinander, Maschke ins Telefonzimmer, der Expedient an seinen Arbeitstisch. Dort markiert er schleunigst ein Gespräch mit dem Lager: "Nein, Sie können schließen, es ist nichts mehr hier."

"Maschke hier gewesen, zum Donnerwetter, wo steckt denn der Kerl?" höre ich Murawski rufen.

"Herr Maschke? Nein, war nicht hier", sagt der Expedient und spricht wieder in den Apparat.

Ich zittere, daß Murawski mich erwischen könnte, hier im Packraum. Aber er stampft weiter. Er hat es auf Maschke abgesehen. Der kommt aus seinem Versteck heraus und huscht in die Buchhaltung zurück. Der Expedient geht nach der Disposition. Ich folge ihm unbemerkt.

Fräulein Müller drückt sich im Flur an mir vorbei mit niedergeschlagenen Augen. Sie schwebt in ständiger Furcht, ich könnte auf unser dereinstiges Gespräch zurückkommen. Aber ich werde sie nicht quälen.



Von meinem ersten Gehalt, dessen Ansehnlichkeit mir nicht die geringste Freude machen kann, bezahle ich eine Annonce im Filmkurier und je eine auffällige Anzeige im Stellenmarkt sämtlicher Königsberger Zeitungen. Ich bekomme nicht ein einziges Angebot.

Auf dem Arbeitsamt sagt man mir: um Gottes willen eine gutbezahlte Stellung nicht aufgeben. Perfekte Stenotypistinnen bieten sich an für sechzig und siebenzig Mark, ein Gehalt, das allenfalls als Wirtschaftsbeihilfe für den elterlichen Haushalt genügen mag.

Mein Zimmer allein kostet fünfunddreißig Mark. Es ist eine bescheidene Mansarde. Ich fühle mich nicht mehr jung, nicht mehr widerstandsfähig und nicht mehr mutig genug, um die Not nicht zu fürchten.

So klammere ich mich wieder an die Absichten der Phoebus und nehme mir vor, soviel wie möglich zu ertragen, um das Ziel zu erringen.



Also ausharren, jonglieren, Nerven trainieren. Es ist eine Qual, ein ewiges Aneinander-Vorbeistreichen.

Murawski umgiert mich wie ein hungriger Wolf. Stets tritt er einen Schritt zu nah an mich heran. Wo immer es sich ermöglichen läßt, streift er mich. Nie entgeht mir die Berührung seiner Finger, wenn ich ihm etwas reiche. Er atmet mich ein, wenn ich mit ihm spreche, er macht mir plumpe Komplimente und starrt mit lidverhangenem Blick auf meinen Mund.

"Beißen müssen Sie können...", sagt er einmal und knirscht mit den Zähnen.

Bald wird es nicht mehr genügen, daß ich mich arglos stelle. Ich stecke lieber den Rüffel einer Eigenmächtigkeit ein, lasse wichtige Post

tagelang liegen, als daß ich mich in sein Zimmer wage, wenn ich ihn erregt weiß. Meine ganze Spannkraft bleibt darauf gerichtet, wie ich Murawski entgehe, für die Arbeit bleibt ein zerrütteter Rest. Und ich liebe diese Arbeit, sie könnte mich ganz erfüllen! Wie furchtbar, wie furchtbar ist das, was mich immer wieder aus ihr herausjagt!

Am meisten hat der Buchhalter bei Murawski zu tun. Ich hänge mich an seine Rockschoße. Er grinst verständnissinnig, sobald ich hinter ihm drinschlüpfe.

"Was wollen Sie?" herrscht Murawski mich dann an. "Sie stören jetzt, kommen Sie nachher mit Ihren Sachen."

"Nur eine Kleinigkeit, nur schnell eine Unterschrift."

"Dann gehen Sie solange raus, Maschke."

Aber Maschke ist eine gute Seele trotz Alkohol und Quartalsrausch. Er brummt etwas in sich hinein und bleibt.

"Sie müssen husten", raunt er mir nachher zu, und ich bäume mich entsetzt aus dem Bereich seines alkoholischen Atems. "Wenn er fürchtet, Sie könnten die Schwindsucht haben, flieht er Sie wie die Pest, vorausgesetzt, daß er Ihnen nicht für ein ganzes Jahr das Gehalt zahlt, damit Sie sofort verschwinden."

Das Telefon schrillt.

"Oder markieren Sie sonst eine nette Sache, irgend was Sauberes unter den Rücken. Parfümieren Sie sich mit Karbol unten rum oder erzählen Sie ihm was von Sublimatpülungen."

Ich muß alle Kraft zusammennehmen, um auf das zu achten, was der Kunde am Telefon bestellt.

Bis drei Uhr muß ich die Post abdiktieren haben. Fräulein Müller fühlt sich krank und möchte zeitig nach Hause gehen. Die Terminaufstellung für die Phoebus ist fällig. Zu fünf Uhr hat sich der Leiter der Trianon-Lichtspele angesagt. Murawski will ihm verschiedene Großfilme vorführen. Das dauert bis tief in die Nacht. Am Sonntag habe ich

englische Stunden. Ich muß Vokabeln lernen, Grammatik pauken. Aber wann, wann?

O Gott, denke ich, als Maschke mich endlich in Ruhe läßt mit seinen martervollen Ratschlägen: die Treppe hinunterfallen, sich das Bein brechen und ein paar Wochen im Krankenhaus liegen. Wie herrlich müßte das sein!



"Tut mir leid, Herr Murawski, ich bin bereit, mit dem Zuge voranzufahren oder nachzukommen, aber vier Stunden ins Auto setze ich mich mit Ihnen nicht."

"Ganz wie Sie wollen, Fräulein, dann kann ich Sie eben nicht länger brauchen. Dann sind Sie beim besten Willen keine Disponentin für mich." Er dreht äffisch sein Gesicht unter dem meinen, wie immer, wenn er eindringlich werden will. "Zimmerlich sein könnense woanders. Filmverleih ist keine Heilsarmee. Um die Jungens in Danzig richtig einzuseifen, muß ich eine Frau mitnehmen. Da war die Hahne ein anderer Schlag, Sie!"

"Wir reden aneinander vorbei, Herr Murawski. Ich weigere mich ja keineswegs, mit nach Danzig zu kommen. Wenn Sie dort sind, werde ich auch dort sein. Wir besuchen gemeinsam die Kunden und Sie sollen sich über nichts zu beklagen haben. Im übrigen kenne ich die Danziger Kunden recht genau. Sie legen keinen so großen Wert darauf, Geschäfte mit einer Frau zu machen."

Er sieht, daß er so nicht weiterkommt und zieht ein anderes Register. "Also Fräulein, ich tue Ihnen nichts. Sie können sich ruhig zu mir in den Wagen setzen. Es geschieht nicht das geringste." Seine Hand legt sich saugend auf meinen Arm. Ich trete einen Schritt zurück und runzle die Brauen.

„Daß Sie mir nichts tun, ist ganz selbstverständlich. Ich gebe nichts auf Gerede. Und so weit ich Sie kenne, würden Sie niemals die Abhängigkeit einer armen Angestellten ausnutzen. Aber Sie haben einen schlechten Ruf, Herr Murawski - es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen. Ich kann mich nicht den Vermutungen aussetzen, die sich an ein vierstündiges Alleinsein mit Ihnen knüpfen.“

Über sein wulstiges Gesicht spielen Wellen von Mißbehagen, Verschlagenheit und Begehrlichkeit. „Wenn's bloß darauf ankommt,“ sagt er mit gemeinem Zwinkern, „wenn Sie bloß kein Gerede wollen, das machen wir so, das keiner was weiß. Sie steigen vor der Stadt zu mir in den Wagen und eine Station vor Danzig lasse ich Sie wieder raus.“

Ich bin schon beinahe bis zur Tür zurückgewichen. „Haben Sie nicht irgendeine Freundin, Herr Murawski, irgendeine gute Bekannte, der es Freude machen würde, Ihnen Gesellschaft zu leisten?“

Es klopft.

„Wer ist da? Draußen bleiben!“

Der Buchhalter steckt den Kopf zur Tür herein.

„Ich hab jetzt keine Zeit, stört mich nicht immer.“

Maschke macht leise wieder zu. Es beruhigt mich, daß ich ihn hinter der Tür weiß.

Murawski ist jetzt sehr aufgeregt. Es muß schnell gehen. Ich kann nicht weiter zurück. Er drängt sich so nahe an mich heran, daß ich ihn fühle. Die Angst pocht mir in der Halsschlagader.

„Du wirst bloß teuer“, raunt er und atmet mit gierigen Nüstern. „Schadet nichts, Frauen wie du dürfen teuer sein. Ich zahl' unbesehen, was du forderst!“

Von hinten her fasse ich den Drücker und klinke auf.

Schweratmend tritt Murawski zurück. Maschke fällt beinahe ins Zimmer, verständnisvoll grinsend wie immer. Wie von ungefähr streift sein Blick meinen Rock. Sein Grinsen vertieft sich. Ich sehe an mir

herunter. Durch die Berührung mit Murawskis Büromantel ist der Saum meines Rockes ein klein wenig umgeschlagen.

Ich brenne vor Scham. Wie sagte doch Werner, der Blöde? *‘Wenn Sie nur hingehen, nichts weiter tun als hingehen, dann sind Sie schon kein ganz anständiges Mädels mehr.’*



Während der ganzen Zeit, da meine Angst hilfeschend nach rückwärts lauschte, wo ich Menschen wußte, habe ich ungewiß das Schwirren hitziger Stimmen gehört.

Kaum setze ich meinen Fuß über die Schwelle, da verstummt es jäh. Als wenn einen rauschenden Bach plötzlich ein Erdloch verschlänge, so abgrundtief ist das Schweigen nach dem Gemurmel.

Um Frau Suhl herum stehen sie alle beisammen, die Gauda, die Beckmann, die Telefonistin, die Spitzmaus aus der Reklameabteilung, die zweite Stenotypistin, drei von den Kleberinnen: ein Trupp erbitterter Feindseligkeit.

Erst als die Gauda mit ihren hellen, harten Augen über ihre Schulter weg einen Blick des Hasses nach mir zielt, begreife ich, daß das Schweigen mich angeht und also auch das vorangegangene Gespräch. Ich bin noch schwach von der Schmach da drinnen und in meinem Kopf, der so bleiern müde, kriselt eine bedrohliche Unsicherheit. Die vielen unausgeschlafenen Nachtstunden rächen sich, und mehr vielleicht noch der Rest dieser Nächte, der die Gespenster des Tages ins Unermeßliche verzerrt.

”Jedenfalls werden wir es erleben, daß er nun nicht fährt”, sagt Frau Suhl heftig. ”Da können wir uns mal wieder bedanken bei der hochgeborenen Prinzessin.”

Gilt das mir? Ist das auf mich gemünzt? So, als ginge ich durch gläserne Leere, fühllos in den Sohlen, trete ich mitten durch die feindselig herumfahrenden Gesichter.

"Kann es denn das geben," frage ich, ein Kribbeln in den blutleeren Lippen, "daß Frauen, Frauen untereinander sich verbieten wollen, ihre Ehre vor so einem Manne zu verteidigen?"

"Warum soll es Ihnen besser gehen als uns?" - "Warum sind Sie zu schade und für uns ist der Dreck gut genug?" - "Warum dürfen Sie sich wehren und wir müssen stillhalten?" rufen sie durcheinander.

Ich starre entsetzt auf ihre gekrümmten Arme, ihre fuchtelnden Fäuste. Das sind Arbeitsgenossen, das sind Kollegen, die sich zusammenschließen sollten, um stark zu sein? Verhetzte Tiere sind es, böse geworden und schlecht.

"Seit Sie hier sind, ist es zehnmal schlimmer!", schreit die Beckmann.

"Was wollen Sie unter uns, wenn Sie sich zu gut sind, dasselbe zu sein wie wir", droht eine kleine Verwachsene, die ich noch niemals hier sah. "Wer mit uns sein Brot verdienen will, der muß auch unser Elend teilen!"

"Teile ich es nicht? Meint ihr denn, ich leide nicht unter euerm Elend?"

Häßliches Gelächter. "Das haben wir eben gehört!"

Die Augen der Gauda sind wie gefrorenes Wasser. "Hören Sie mal, wie er jetzt die Hunde verprügelt. Das kommt alles auf Ihre Kappe."

Und die Telefonistin, dies Wrack einer Frau, ausgesogen bis auf die Knochen, rennt und reißt die Tür zum Privatkontor auf. Vom Flur her ertönt das Schreien eines Hundes.

"Und wissen Sie auch, was er mir gesagt hat", schreit heiser eine der Kleberinnen mit flackernden Augen, um die schwarze Ränder, plump gemalt wie enge Brillen, sitzen: "Kommst du mir auch wie diese Affe da vorne, diese Kaltschnauze, diese Milchfratze, die mich zum Hundsfott machen will? - Sehen Sie mal hier und hier und hier!" Sie dreht ihre mageren Arme vor meinem Gesicht. "Das ist alles bloß wegen Ihnen!"

Ich habe die Vision blutunterlaufener Flecke, zerkratzter, schorfiger Striemen.

Betäubt von ihrem Geschrei, betäubt von der Bösartigkeit ihres Hasses suche ich einen Brocken, den ich diesen Wölfen hinwerfen kann. Ich sage und es macht die meisten stumm: "Ich bin so arm wie ihr."

"So," höhnt die Suhl, "arm, arm bei vierhundert Mark Gehalt!"

"Was denken Sie denn, Frau Suhl, wie oft Sie mir diese vierhundert Mark noch zahlen werden nach dem heutigen Tag? Und wenn ich nun gehe, wozu ihr mich doch wohl drängen wollt, bin ich nicht arbeitslos genau wie ihr es wärt?"

"Sie sollen nicht gehen. Sie sollen nach Danzig mit ihm. Wir wollen ihn los sein auf ein paar Tage. Darauf kommt's an!"

Ich verstehe. Ich verstehe in Grauen und Mitleid.



Aber sie haben sich geirrt. Murawski fährt auch ohne mich.

Nachdem der Chauffeur ein paar Tage schimpfend und fluchend bis tief in die Nacht reisefertig im Regen gestanden, scheint es nun endlich am Sonnabend vormittag ernst zu werden mit der Abreise.

Unser Büro gleicht einem Pulverfaß, an das die Zündschnur gelegt ist. Keiner kann atmen vor Spannung. Wird jemand ins Privatkontor befohlen - und die Glocken schreien den ganzen Morgen -, so folgt ihm die bitterste Sorge. Kehrt er zurück, heften sich aller Blicke an seine Mienen, so groß ist die Angst, sie könnten Schlimmes bekunden.

Viermal muß ich selbst hinein ins Gefahrenbereich des Bösewichtes. Viermal haben außer dem meinen auch alle übrigen Herzen gepocht. Er verlangt Kontoauszüge, Aufstellungen, Briefdurchschläge. Vom Mitfahren ist Gott sei Dank nicht mehr die Rede. Der Habgierteufel scheint den Wollustteufel geknebelt zu haben.

Welcher Augenblick endlich, als die Tür aufgeht und Murawski, ernst bis zur Versteinerung, im neuen Fahrpelz heraustritt. Zum ersten Male sehe ich ihn im Hut und muß lächeln. Frau Suhl, die genau weiß, wie man sich bei diesem Kindisch-Eitlen Verdienste erwirbt, bricht in enthusiastische Bewunderung über den Pelzmantel aus.

Murawski bleibt ganz Würde. "Daß der Laden klappt, solange ich fort bin", sagt er zu mir und kann nicht den Hals drehen im hochgestellten Kragen. Er geht, die Türen bleiben hinter ihm offen.

Aus den Nebenräumen kommen sie geschlichen und lauschen. Man hört seine Stiefel die Treppe hinunterknarren. Die Alteingesessenen wissen, wie wenig das zu bedeuten hat: es ist vorgekommen, daß er vor der Haustür wieder umkehrte, wenn der Wind seiner Nase nicht gefiel.

Drunten springt nach unerträglich langer Verzögerung der Motor an. Alles steht mit ineinandergerungenen Händen. Erst das Hupensignal, das von Straßenecke zu Straßenecke ferner ertönt, löst die unerhörte Spannung. Ein wahrer Sturm bricht los.

Frau Suhl schlägt den Deckel ihrer Kasette zu, daß es knallt. Die Gauda stürzt an den Telefonapparat und ruft ihren Bräutigam an. Die Beckmann stößt an der Tür mit ihrer Kumpanin, der Telefonistin zusammen. Sie beide umfassen sich, lachen, tanzen und johlen. Im Nebenzimmer poltern umstürzende Stühle. Gekreische dringt aus der Expedition.

Dieser Freudenausbruch aus verhärmtten Gesichtern hat etwas Erschütterndes. Der Anblick der losgelassenen Suhl peinigt mich direkt. Die Ausgelassenheit macht sie zur Karikatur. Ihr Gesicht, durchgraben von Spuren nachhaltigen Unglücks, besitzt nicht mehr die Fähigkeit zum fröhlichen Mienenspiel. Ihr Lächeln ist ein Zerren an Gitterstäben, durch die Gram und Not hindurchschauen.

Mein Gott, und heute ist Sonnabend, Sonnabend! Wir werden - unfäßlich verwegener Gedanke - um zwei Uhr Dienstscluß machen. Man muß Angestellter sein, um zu wissen, was ein freier Sonnabendnachmittag bedeutet.

Ach, einmal mit dem Strom der Müßigen durch die Straßen bummeln und die Geschäfte sind noch nicht geschlossen! Kaufen dürfen, nicht wie sonst in der Bedrängnis spärlicher Minuten, sondern genießerisch wählend, suchend, verwerfend. Einmal gut angezogen im Kaffeehaus eine Zigarette rauchen bei Mokka und Sahne ohne die lärmende Unfroheit eines Sonntagnachmittags. Einmal frei sein vom Haß der eingesperrten Kreatur, die jeden Sonnabend verzweifelt eine Möglichkeit des Entschlüpfens sucht.

Fräulein Gauda, sonst alles Persönliche fest hinter den Zähnen verschließend, plaudert Herzensgeheimnisse aus. Ihre Wangen sind hellrot durchschienen. Frau Suhl hat ihrem Jungen versprochen, am Nachmittag mit ihm in den Zirkus zu gehen.

Der Expedient steckt den Kopf durch die Tür, unter dem Kittel bereits im blauen Anzug. "Liegt noch was vor?"

Ich reiche ihm lächelnd die letzte Order. Strahlend saust er davon.

Hinter ihm hat man die Laufjungen hochgetürmte Kisten fortschleppen sehen. Alles eilt. Nie wurde fieberhafter in diesen Räumen gearbeitet.

Punkt zwei Uhr schließe ich meine Bücher in die Lade.

Punkt zwei verriegelt die Suhl ihren Geldschrank.

Punkt zwei rumort es in allen Zimmern, Schritte huschen über den Flur. Aus der Garderobe tönt das erste Gekichere, Geraufe dazwischen.

Die Gauda rechnet ihre Portokasse auf. Sie zappelt mit den Füßen vor Ungeduld.

Ich merke noch gerade, daß es im Gardrobenzimmer jählings still wird, da fegt auch schon etwas Vermummtes durch unser Zimmer und verschwindet im Privatkontor. "Leda!" brüllt eine erboste Stimme.

Ich starre die Gauda an und die Gauda starrt mich an. Ich sehe förmlich das Blut aus ihren Wangen weichen. Ihre zusammengepreßten Lippen bekommen einen blauen Schein.

Frau Suhl, nachdem sie eine halbe Minute gebraucht, um ihre Kräfte zu sammeln, stürmt in einem Anflug von Heroismus aus dem Zimmer. Zu spät. Gerade verschließt Leda die Korridortür. "Keiner darf gehen", kreischt sie mit der Stimme einer zersprungenen Trompete.

Es gibt kein Unwetter im Hause Murawski, das sich nicht mit doppelter Unbarmherzigkeit über diesem ausgemergelten, verprügelten, kaum noch zurechnungsfähigen Frauenwesen entlüde. Sie rächt sich für die Schmähungen vor aller Augen durch eine hämische Genugtuung, mit der sie Schreckensbotschaften, zu denen sie sich drängt, verkündet. Mehr als ihren Peiniger, vor dem sie ewig in Angst ist, haßt sie uns, die Zeugen ihrer Erniedrigung. Kaum ein Tag vergeht, an dem Murawski sie nicht mit den unflätigsten Schimpfworten oder Schlägen durch's Büro jagt. - - -

Verstörte Gesichter allenthalben. Auf dem Flur stoßen sich die Enttäuschten. Ein Name wird laut. Liese hat ihn aufsitzen lassen. So eine Pflanze, so eine Hure, so ein verfluchtes, gemeines Subjekt. - Liese ist die Gehilfin aus der Dunkelkammer. Sie hat sich ein neues Kostüm schenken lassen für die Danziger Reise, Hut, Handschuhe, Wildlederpumps. Wie eine richtige Dame hat sie aussehen sollen und nun ist sie auf und davon. Eine halbe Stunde hat das Auto am verabredeten Platze gewartet. Ja, von wegen. So ein Frauenzimmer, so ein heruntergekommenes Luder. Was sich an Flüchen und Schmähungen über Liese ergießt, ist ungeheuer.

"Fräulein Brückner!"

"Die Bückner soll zum Chef kommen." - "Habt ihr gehört, die Brückner, die Brückner."

Alle fassen neuen Mut. Ich werfe einen flehenden Blick auf den Expedienten. Er nickt ernst und folgt mir bis an die Tür. Ich bleibe unmittelbar an der Tür stehen. So weiß ich den Beschützer hinter mir.

Murawski macht ein Gesicht, das alles bisherige übertrifft. "Neue Filme gekommen?" brüllt er mich an.

"Ja, einige." - "Vorführen, marsch!"

"Welche Filme wollen Sie sehen, Bruckmann, Phoebus - ?"

"Alle, was sonst?"

"Nun, das wäre an einem Tage unmöglich. Die Filme sind lang. Bis der Apparat aufgebaut ist, vergeht auch noch etwa eine Stunde. Die Kopien sind am Lager. Ich weiß nicht einmal, ob noch einer von den Laufjungen da ist, um zum Lager zu fahren. Es ist zwei Uhr und Dienstschluß."

"Das bestimme ich, wann Dienstschluß ist. Kein Schwein kommt heute vor Mitternacht nach Hause."

"Herr Murawski, ich warne Sie. Die Leute haben sich wie die Kinder gefreut auf den Sonnabendnachmittag. Nehmen Sie ihnen dieses bißchen Freude nicht. Es sind Menschen, die sich für Sie abrackern und plagen. Ganz leicht haben sie's ja nicht."

Er rümpft die Nase, daß sich sein Gesicht nach oben verschiebt. "Was geht mich anderer Leute Freude an, he? Da müßte ich selbst erst mal eine Freude haben, verstanden?"

Er kommt träge näher. Es sieht aus, als käme ihm ein tröstender Gedanke. "Ich bin kein Unmensch," sagt er, obgleich noch immer mißgestimmt, "wenn Sie für Ihre Kollegen bitten, so überlege ich mir das. Ich werde sogar 'ja' sagen. Das soll ganz von Ihnen abhängen. Wenn Sie bleiben, dürfen alle anderen gehen."

"Herr Murawski, meine Arbeit ist für heute getan. Auch mir ist ein freier Nachmittag zu gönnen. Ich habe dringende Besorgungen zu machen."

Er kommt jetzt nicht näher, nein, er will klug sein, will keinen Verdacht erregen. Wahrscheinlich bildet er sich ein, mich täuschen zu können.

"Es soll ja auch ein freier Nachmittag sein. Sehen Sie, ich bin allein. Ich unterhalte mich gern mit einer klugen Frau. Wir können zusammen in die Stadt fahren und Ihre Besorgungen machen. Und im übrigen können Sie sich wünschen, was Sie wollen für den Abend, soviel Schlagsahne, soviel Konfekt, soviel Konfekt, soviel Schampus..."

Er spricht keineswegs leise. Ich spüre im Rücken dicht hinter der Tür das aufgeregte Geflüster, das Drohen, Drängen, Zittern, Beschwören der Wartenden.

"Herr Murawski, ich hoffe, Sie werden Ihre armen Angestellten nicht dafür büßen lassen, daß ich Ihre Einladung nicht annehmen kann."

"Dann lassen Sie die Filme holen."

Das Gemurmel hinter der Tür wächst bedrohlich an. Ich spreche so leise ich kann. "Herr Murawski, ich erinnere Sie an Ihre Erpresser. Sie wissen, wie das tut, wenn man vergewaltigt wird."

Nun flüstert er auch, nun hält er sich nicht mehr zurück. Ich hebe blitzschnell meine Arme vor die Brust und vermeide so die Berührung mit seinem unmittelbar gegen mich andrängenden Körper.

"Ja, " raunt er heiser, "ich kenne es. Und weil ich es kenne, weiß ich weiß, wieviel damit erreicht wird, weil ich dich haben will, verstehst du, weil du einen Frauengeruch hast, der mich wahnsinnig macht, weil ich weiß, wie du aussehen muß, unterwärts, darum lasse ich keinen gehen, wenn du nicht bei mir bleibst!"

"Lassen Sie mich los."

"Ich kriege dich doch!"

"Ich schlage Lärm!"

"Keiner kommt dir zu Hilfe!"

"Doch, " schrei ich, "doch!" und bekomme hinterrücks eine Hand frei. Ich stoße die Tür auf und stehe mitten in dem verstummenden Gemurmel.

Bitterböse Blicke glitzern mich an. Ich sehe nichts, als das weiße, drohende Gesicht der Gauda.

"Gehen Sie doch hinein", rufe ich in meiner Verzweiflung. "Er nimmt auch Ihr Opfer an, es ist auch mit Ihnen zufrieden!"

Nun sehen alle auf die Gauda. Die Gauda ist eine der ihren. Man erinnert sich, auch sie hat er vergeblich gehetzt. Ja, mit der Gauda wäre

er ebensogut zufrieden. Einer der Laufjungen ist ihr Bruder. Der Bruder geht als erster hinaus. Sein Freund folgt ihm. Der Expedient steht aufrecht an meiner Seite. Die Jungen haben ihn gern. Murrend geht einer nach dem andern. Sie fahren zum Lager und holen die Filme. Andere bauen den Apparat auf. Ich weine, ich weine um uns alle.

Um 10 Uhr kommt ein Polizist und verbietet den ruhestörenden Lärm des Vorführens. Hausbewohner haben sich beschwert. So müssen wir am Sonntag wiederkommen. Am Sonntag von drei Uhr nachmittags bis abermals zehn Uhr wird der Rest vorgeführt.

Dann kommt wieder eine böse, schlimme Arbeitswoche.



Einen einzigen Tag der Freude erlebe ich im Haus Murawski. Es ist eine höchst bedenkliche Freude. In aller Frühe schon verbreitet sich das Gerücht, Murawski wäre aufgestanden. Einer der Laufjungen will ihm in Hut und Mantel auf der Treppe begegnet sein. Das klingt geradezu unwahrscheinlich, aber eine halbe Stunde später hören wir ihn tatsächlich zurückkommen.

Mit lautem Wehgeschrei läuft er durch unser Zimmer. "Ich sterbe, ich muß sterben, so hilf mir doch einer, so kommt doch, Leda, Leda, es ist Blutvergiftung!" Er schreit überall zugleich, im Privatkontor, im Flur, in der Küche.

Die Suhl huscht nach der Tür, in der sich bereits neugierige Gesichter zeigen. "Pst. Nicht so laut. Blutvergiftung sagt er. Er hielt sich seinen Arm. Es muß irgend etwas am Arm sein."

"Pah, bloß Arm? Arm kann man abschneiden. Daran krepirt noch keiner."

"Seid still, Kinder, mit Blutvergiftung ist nicht zu spaßen. Seine vier, fünf Wochen liegt er zunächst mal auf der Nase."

"Auf der Nase?!" ereifert sich der Buchhalter, "wäre ja noch schöner, wenn der nach all seinem Gehure eine Blutvergiftung überstehen wollte. Ran muß er, und zwar bald!"

"Ja, natürlich, er muß ran." Alle sind sich darüber einig.

"Still! Er wimmert. So seid doch ruhig, man hört ja nichts." Sie drängen in einem Knäuel nach dem Privatkontor, öffnen vorsichtig einen Spalt die Tür. Den Mund lächelnd offen, die Augen verheißungsvoll glänzend, lauschen sie angespannt.

"Da! Jetzt!" Aus dem Schlafzimmer dringt das ächzende Schelten des Schmerzgeplagten.

Der Lehrling hüpfte vor Vergnügen auf einem Bein. Der Buchhalter weist ihn empört zur Ruhe und hält wieder das Ohr an den Türspalt, daß keiner der ergötzlichen Laute ihm entgehe.

Ich sehe Fräulein Gauda an. Sie sagt mir am meisten, dehnt sich wohlig wie eine Katze, als wären alle Fesseln schon gelöst und fragt gähmend: "Wie lange kann das noch dauern, bis er weg ist?"

"Ach," weiß jemand, "das dauert eine ganze Weile. Den werden wir noch wimmern hören und zum Schluß wird er wohl brüllen, häuserweit." Voller Genugtuung über das häuserweit tönende Schmerzgebrüll kehrt jeder an seine Arbeit zurück. Eine allgemeine Heiterkeit bleibt den ganzen Tag bestehen. Ob er sterben wird und wie er sterben wird und daß er auf jeden Fall sterben muß, wird in allen Tonarten erwogen.

Nun, es folgt eine große Enttäuschung. Murawski hat nur ein kleines Geschwür am Oberarm, von dem der Arzt gesagt hat, es müsse sauber gehalten werden, damit keine Blutvergiftung entstehe.

Am zweiten Tag geht Murawski, leidend zwar, aber ohne jedes Schmerzgebrüll wieder durch die Räume. Er versucht vergeblich Mitleid zu erwecken. Jeder, dem er von den ausgestandenen Schmerzen erzählt, lacht ihm ins Gesicht.



Nein, der Tod hat seine eigenen Gesetze. Murawski lebt weiter und peinigt seine Opfer. Aber da fehlt eines Tages Fräulein Müller.

Es gibt einen Auftritt, weil ich mich weigere, ihr zu schreiben, sie wäre entlassen, wenn sie nicht augenblicklich ihren Dienst wieder aufnähme. Ich weiß, wie elend das Mädel in letzter Zeit ausgesehen hat.

Die Beckmann soll gehen und sie wieder herbeischaffen. Die Beckmann kommt zurück und meldet, Fräulein Müller hätte Fieber, würde aber versuchen, morgen zu kommen.

Tatsächlich sitzt sie am nächsten Tage, umwickelt mit einem wollenen Schal, fiebrig gerötet, Schweiß auf der Stirn, hinter ihrer Maschine. Dringende Post ist liegengeblieben. Die zweite Stenotypistin quält sich seit Stunden über Murawskis Diktat. Er kann nicht diktieren. Aus seinem Kauderwelsch wird nur Fräulein Müller einigermaßen klug.

Sie ist immer freundlich und bescheiden, immer geduldig. Mit aufgestütztem Kopf nimmt sie das Stenogramm entgegen. "Werden Sie überhaupt arbeiten können?" frage ich die arme Kleine, Ich erschrecke jedesmal, wenn sie hustet. Es hört sich böse an. Und ihre Hand! Ich sehe mit Grausen auf diese Hand, die die Stirn stützt. Erschreckend enthüllt sie das Geheimnis des Inwendigen. Das Skelett arbeitet sich durch. Die Gelenke sind klöppelstockartig verdickt.⁷ Eine furchtbare Ahnung lähmt mich. Ich breche mitten im Diktat ab. "Gehen Sie nach Hause, Fräulein Müller. Lassen Sie alles liegen, ich werde mit Herrn Murawski sprechen."

Sie hustet und atmet danach so flach, als gälte es, Schmerzen in der Tiefe nicht aufzurühren.

Murawski hat ihr durch Leda sagen lassen, er wolle ihr gleich mittags diktieren. Solange will sie auf jeden Fall warten. Sie getraut sich nicht fort. Ich denke, daß es vielleicht auch besser ist, wenn er sie sieht und nicke ihr ermunternd zu, als sie nachher durch unser Zimmer geschlichen kommt, merkwürdig schattenhaft und blutlos.

⁷ Symptom von Knochentuberkulose

Wir hören, wie Murawski sie anblafft.

Jetzt scheint er zu diktieren. Wir hören sein mühseliges Gestokele. Ab und zu entsteht eine Pause. Fast eine Stunde vergeht.

Maschke vergißt gern das Anklopfen, ehe er ins Privatkontor geht. Je mehr er sieht, desto besser für seine Stellung, denkt er. So reißt er auch jetzt unvermittelt die Tür auf und tritt ein.

Ich habe noch gerade die blitzschnelle Bewegung gesehen, mit der Murawski seinen Arm aus Fräulein Müllers Rückenausschnitt gezogen. Einer Sterbenden, denke ich entsetzt, dies einer Sterbenden! -

Vor mir stapelt sich die Arbeit. Ich habe Aufstellungen für die Zentralen zu machen, Berichte über die Aussichten für den kommenden Verleihmonat. Bauer in Marienburg muß Zwangstermine haben. Ein neues Dispositionsbuch ist einzurichten. Jemand verlangt eine Übersicht über unsere Lustspiele.

Aber es geht nicht, ich kann nicht mehr arbeiten. Ich bin selbst krank, in innerster Seele zerfressen. Um sechs Uhr schleiche ich mich fort. Ich weine auf der Straße. In meinem Zimmer ist kalt. Ich heize nicht, um so viel wie möglich zu sparen. Auch bin ich ja nie zuhause. Alles ekelt mich an: das Margarinebrot mit der billigen Wurst, der Tee vom zweiten Aufguß. Ob ich es wagen kann, mit knapp hundertfünfzig Mark Ersparnissen diese entsetzliche Stellung aufzugeben? Ich fürchte mich vor dem Fortgehen nicht weniger als vor dem Bleiben. Was soll denn noch kommen?

Ich gehe ohne zu essen ins Bett. Aus der unteren Wohnung dringt Lachen und Singen zu mir herauf. Lachen und Singen, wie weit, wie weit!



De nächste Tag ist tumultuarisch wie kein anderer zuvor. Frau Suhl schwimmt schon morgens in Tränen. (Wieviel Tränen werden doch hier geweint!)

Murawski hat ihr sagen lassen, sie solle sich nicht unterstehen, auch nur einen Pfennig Gehalt zu zahlen. Es ist der Monatsletzte.

Drohende Gruppen stehen allenthalben umher.

Gleich nachdem ich gestern gegangen, hat Murawski nach mir gefragt und getobt wie ein Wahnsinniger, als ihm gemeldet worden, ich sei bereits fort. Er hat mit Entlassungen gedroht. Die Telefonistin hat ein paar Ohrfeigen bekommen. Niemand weiß wofür. Ich glaube, daß sie heute noch geht. Dann haben wir niemanden für das Telefon. Der Expedient fehlt. Ich fürchte, er kommt gar nicht mehr wieder. Nun sitzen wir am Programmwechseltage ohne Expedienten.

Um neun Uhr grassiert das Gerücht, Murawski sei bereits aufgestanden. Ich fühle ein heftiges Zittern in den Knien und habe Mühe, meine Gedanken zusammenzuhalten. Mit einem Male ertrage ich dies alles nicht mehr.

Da der Versand im Augenblick das Wichtigste ist, begeben sich mich in die Expedition. Die Jungen sind aufsässig und wollen nicht eher zum Lager, als bis sie wissen, daß sie heute ihren Lohn bekommen. Ich verbürge mich dafür. Endlich rücken sie ab.

Die Schäferhündin hat vor vierzehn Tagen Junge bekommen. Sie liegen hier in der Expedition in einem Winkel. Wie ein Wunder zieht das Miefen der Kleinen durch meine schmerzenden Gedanken.

Schon höre ich Murawski in den vorderen Räumen toben. Er ergeht sich in den gemeinsten Schimpfworten der Gasse.

Ich werde telefonisch aus Rastenburg verlangt und muß ungeachtet alles inneren Widerstrebens nach vorn, wo die Dispositionsbücher liegen. Ich bin so aufgeregt, daß ich die Frau garnicht beachte, die sich neben mir durch die Tür drängt.

Murawski zetert mit der Beckmann. Der Streit geht per du und ist durchsetzt von Ausdrücken der Dirnensprache. Frau Suhl hält sich die

Ohren zu. An allen Gliedern zitternd sitzt Fräulein Lindners Nachfolgerin hinter ihrem Journal. Sie hat heute ihren ersten Arbeitstag bei uns, ihren ersten Arbeitstag übehaupt.

Ich schreie in den Apparat, weil ich kein Wort verstehe. Niemand achtet in dem Tumult auf die fremde Frau. Ich sehe sie einen zaghaften Schritt näher zu Fräulein Gauda machen und sehe die Gauda in Entsetzen erstarren.

Die Gauda geht zu Frau Suhl und sagt ihr etwas, das ich nicht verstehen kann. Frau Suhl sieht genau so verstört drein wie Fräulein Suhl. Sie gibt der Frau die Hand.

In meinem Kopf verwirrt sich alles. Ich begreife nichts von dem, was der Kunde mir sagt.

"Und sie," schreit Murawski jetzt zu mir herüber, "Sie kommen sofort mal mit in mein Zimmer. Mit Ihnen habe ich noch ein besonderes Hühnchen zu rupfen!"

Jetzt erst erinnert er sich der Frau. "Was wollen Sie denn hier überhaupt? Wer sind Sie überhaupt?"

Frau Suhl sagt: "Das ist die Mutter von Fräulein Müller. Fräulein Müller ist diese Nacht gestorben."

Murawski denkt gar nicht daran, jetzt zu schweigen. Vielleicht soll es eine Rechtfertigung sein. Ich weiß es nicht. - "Der eine lügt," schimpft er, "der andere stiehlt, der dritte läuft am hellichten Tag aus dem Dienst!" - Unwillkürlich glaubt man ergänzen zu müssen: *'Und Ihre Tochter legt sich hin und stirbt!'*

Wütend schmettert er die Tür hinter sich zu. Die verstörte Frau starrt ihm mit weit offenen Augen lange Zeit nach.



Ich drehe jeden Pfennig dreimal um, ehe ich ihn ausbe. Vielleicht gelingt es mir, in diesem Monat zweihundert Mark zu sparen. Zu einem weiteren Monatsgehalt wird es nicht mehr kommen. Ich fühle mich an der Grenze, wo die Furcht vor der wirtschaftlichen Not verblaßt gegen die vor unaustilgbarer Schmach.

Ich fühle meine Kräfte ausrinnen. Es ist nicht nur Murawskis engere Umkreisung, die an mir zehrt, nein, die mitleidslose, bis zum äußersten gespannte Neugier der andern kostet mich noch mehr. Immer zudringlicher und dreister lauern sie auf verfängliche Symptome. Gegen Murawski werde ich mich weiter zu wehren wissen. Aber gegen den Verdacht, die hinterhältig heranschleichende Verleumdung, bin ich wehrlos. - Komme ich von einer längeren Besprechung aus Murawskis Zimmer, so hechelt zweideutiges Lächeln jede Falte meiner Kleider durch. Blicke fahren hin und her, verdächtigen, bejahen, bezweifeln. Von morgens bis abends muß ich immerwährend auf der Hut sein. Ich bin so müde, so müde vom ewigen Kampf. Meine Arbeit gelingt nicht mehr recht.

Murawski, anfänglich überzeugt, Geduld und Schläue würde ihn zum Ziele führen, beginnt zu zweifeln. Und mit dem Zweifel wächst sein Grimm. Es reut ihn das hohe Gehalt, das ich bekomme. Zu sehr Kaufmann, um Überpreise zu zahlen, die sich nicht rentieren, drängt er zur Entscheidung. Die Taubheit, mit der ich seine Anzüglichkeiten übergehe, die Unbefangenheit, mit der ich aus jeder Verfänglichkeit entgleite, meine völlige Blindheit gegen sein klebriges Werben, sie erschüttern den Glauben an seine Unwiderstehlichkeit. Er fürchtet, am Ende doch der Genarrte zu sein, und der Gedanke an eine neue und vielleicht verhängnisvolle Niederlage macht ihn grob.

Er hat keine Lust mehr, Komödie zu spielen. Darum läßt er sich gehen und zeigt sein wahres Gesicht. Das Gesicht eines Lüstlings ordinärster Art. Er sieht, daß ich ihn verachte. Diese Erkenntnis macht ihn wütend. Er rächt sich, indem er mich beleidigt. Halb bestimmt der Wunsch, mich zu vertreiben, und halb die Hoffnung, mich einebnen zu können in das traurige Niveau der andern, sein Verhalten.



Die Phoebus antwortet auf mein Telegramm, daß die Errichtung der Königsberger Filiale noch fraglich sei und sie zu ihrem Bedauern auch keine Verwendung für mich in Berlin habe.

Zeugnisse, mit denen ich mich um vereinzelt in den Zeitungen auftauchende Stellenangebote bewerbe, kommen ohne Begleitschreiben zurück. Der Arbeitsmarkt zeigt unverändert das gleiche trübe Bild: wenige billige Kräfte werden gesucht. In zahllosen Annoncen dagegen bieten Suchende ihre Dienste an.

Auf dem Arbeitsamt zuckt man die Achseln. Durchhalten, bis bessere Zeiten kommen, ermahnt mich der junge Mann und fragt nach der Höhe meines Gehaltes. Er hört die Summe, und es fehlt nicht viel, daß er sich entrüstet. Für einen derart hohen Verdienst könne man schließlich auch einige Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen. Ach, du lieber Gott, wie viele würden für den vierten Teil meines Gehaltes gern mit mir tauschen!

Ich lege mir einen Plan zurecht. Im Reich⁸ ist die Arbeitslage nicht ganz so trostlos. Wenn ich noch einen vollen Monat ausharre, kann ich so viel sparen, daß ich die Reise nach Berlin bezahlen und schlimmstenfalls eine drei-, viermonatige Arbeitslosigkeit durchhalten kann.

Der Entschluß gibt mir neuen Mut. Ich beschließe, mich blind und taub gegen alles zu stellen, was da kommen mag. Aber schon der nächste Tag sollte der letzte für mich in der Hölle Murawski sein.



⁸ Ostpreußen war seit 1871 teil des *Deutschen Reichs*, jedoch in den Jahren 1920 - 1939 durch den *Polnischen Korridor* vom übrigen Deutschland geographisch abgetrennt. Daher rührt wohl die umgangssprachliche Unterscheidung, vergleichbar dem seinerzeit verbreiteten Empfinden vieler Westberliner für "Westdeutschland".

Die Stadthallen-Lichtspiele haben den Besitzer gewechselt. Auf dem Theater ruhen alte Abschlüsse. Bei einiger Gewandtheit wird es möglich sein, dem neuen Inhaber im Austauschverfahren die Zweitaufführung der gesamten neuen Produktion geschlossen zu vermieten.

Herr Gaßner meldet sich telefonisch an. Murawski schaltet sich in unser Gespräch ein und überstürzt den Ahnungslosen mit einem Schwall wilder Worte. Die beiden kennen sich aus dunkler Vergangenheit.

Zunächst gibt es wieder unliebsame Erörterungen, weil ich mich weigere, nach Hause zu gehen und Herrn Gaßners Besuch wegen ein Kleid mit kurzen Ärmeln anzuziehen. Murawski droht mit Entlassung, wenn ich nicht wenigstens zum Friseur gehe und mir das Haar ondulieren lasse. Ich setze seinem Toben die größte Ruhe entgegen und behalte mein Haar so glatt, wie es eben ist.

Jede Erregung ist bei Murawski gleichzeitig immer eine erotische. An Tagen großer geschäftlicher Ereignisse hetzt er sein Weibeswild mit doppelter Erbarmungslosigkeit. Es herrscht eine unheilvolle Ruhelosigkeit.

Gaßner erweist sich zum Glück als ein behäbiger alter Knabe. Er hat ein entzündetes Furunkel im Genick, und ich bin sicher, daß dieses allein ihn schon liebesunfroh genug macht. Er läßt sich schwitzend auf den angebotenen Stuhl fallen und schneuzt sich geräuschvoll die Nase. Nachdem er das Geschneuzte umständlich und sorgfältig im rotkarierten Taschentuch zusammengewickelt hat, wendet er sich meinen Büchern zu. Ich zeige ihm die alten Verträge, die auf recht hohe Leihmieten lauten. Er kratzt sich hinter dem behaarten Ohr, und ich glaube, nichts ist ihm in diesem Augenblick gleichgültiger als mein Kleid oder meine Frisur. Einträchtig Seite an Seite sitzend, besprechen wir die Austauschmöglichkeiten, als Murawski zu uns stößt.

Er ist, von den vielerlei Widerständen in allen Instinkten aufgerührt, einzig besessen von der Gier, zu hetzen und zu jagen und auf alle Fälle mein Weibstum mit diesem Geschäft zu verkuppeln. "Das kann dir wohl so passen," begrüßt er den zunächst Verständnislosen, "so dicht neben

einer hübschen Frau. Nimm dich in acht, du, die kann einem heiß machen."

Gaßner lacht verlegen und rückt an seinem Kneifer. "Das sind aber Verträge hier", gibt er zur Antwort. "Eher verkauf ich mein Theater wieder, als daß ich diese Schwarten abnehme."

"Dann stell dich mal gut mit dieser forschen Frau, die hat hier die Hosen an, verstehste, zieh se ihr runter, wennde weißt, wie man sowas zu machen hat. Siehste, se wird schon rot, na, nun fang du man nicht auch an mit Rotwerden. Ihr müßt ja eine Phantasie haben, ihr beide!"

Gaßner rutscht, gezwungen lachend, ein Stückchen von mir ab. Wieder versucht er, das Gespräch von dem peinlichen Thema auf die Geschäfte zu lenken. "Den *Pat und Patachon* will ich allenfalls übernehmen. *Mutter, dein Kind ruft!* müßten Sie mir erst mal vorführen. Aber mit den Amerikanern lassen Sie mich in Ruhe."

Murawski legt sich über meinen Rücken, um mit in die Bücher zu sehen. Ich kann mich, ohne Aufsehen zu erregen, seiner unanständigen Berührung nicht entziehen. Beim Umblättern der Seite stoße ich mit aller Kraft meinen Ellenbogen nach hinten.

Er richtet sich ächzend auf. - "Also wenn du die Produktion abnimmst," ächzt er mühsam ob des verhaltenen Schmerzes, "geschlossen, verstehste, nicht bloß die besten Happen, wie du dir das vielleicht denkst, wenn du den ganzen Ramsch auf einen Hieb übernimmst, hör zu, du, dann darfst du mit dieser Frau, sieh sie dir an, heute Nacht mal ein bißchen ausgehen."

Ich drehe mich um und werfe ihm einen bitterbösen Blick zu. "Lassen Sie doch endlich diese Albernheiten, Herr Murawski! Wie Sie sehen, sind sie Herrn Gaßner unangenehm."

Ob er nun denkt, daß dem guten Gaßner trotz seines entzündeten Furunkels ebenso bedrängt zumute ist wie ihm und er ihm tatsächlich einen Gefallen erweisen kann: meine Ablehnung erbost ihn maßlos. "Hören Sie mal", schreit er, kirschrot im Gesicht. "Der Gaßner hier, das ist kein Roztjunge, mit dem Sie machen können, was Sie wollen! Da können Sie noch froh sein, wenn der Sie überhaupt mitnehmen will,

was, Gaßner? So fein wie die Hungerleider, mit denen Sie sonst ins Bett steigen mögen, ist der schon lange...”

Ich höre unterdrücktes Gekicher und kralle mir die Nägel ins Fleisch. Nur jetzt keine Szene, nur jetzt kein ergötzliches Schauspiel für die schadenfrohen andern, die mir neugierig ins Gesicht spähen.

”Die Amerikaner können wir Ihnen natürlich nicht streichen”, sage ich zu Gaßner, wenn gleich mit flackernder Stimme. ”Ich werde Ihnen ein paare Akte vorführen lassen. Es sind durchweg gute Spielfilme.”

Murawski bückt sich und will Gaßner was ins Ohr flüstern. Der schlägt ärgerlich nach hinten und sagt: ”Du, ich bin hier, um das Geschäft zu regeln. Für andere Sachen habe ich keine Zeit.”



Nimmt denn dieser schreckliche Tag gar kein Ende?

Murawski hat mir sagen lassen, ich solle um acht mit den Phoebusverträgen im Privatkontor warten. Er brauche einen genauen Überblick.

Ich weiß, wie aufgereizt er heute ist. Mir graust vor einem neuen Zusammenstoß mit ihm. Es ist auffällig, daß er sich im Büro jetzt nicht sehen läßt. Die Angestellten entschlüpfen. Wahrscheinlich liegt das in seiner Absicht.

Fräulein Gauda hat sich zuerst gedrückt. Frau Suhl hat schon ihren Mantel neben sich liegen. Die Neue ist nach ihrem ersten Debüt gar nicht mehr wiedergekommen. Ich setze meine ganze Hoffnung auf Maschke, der immer lange bleibt und hörbar in der Buchhaltung rumort.

Leda habe ich fortgehen sehen. Das kommt selten vor. Die Telefonzelle steht offen wie ein schwarzes Loch. In der Expedition brennt eine vereinzelte Birne.

Im Winkel regen sich leise die Hunde. Bin ich deshalb gekommen, zieht dieses mich her? Ich trete hinzu und beuge mich über das Dunkel voll Regung und Wärme.

Fünf kleine Wollknäule drängen sich an die Mutter. Man hört das Schmatzen der kleinen Mäuler. Eins mieft plötzlich kläglich. Schon schafft eine Bewegung der Alten ihm sein Plätzchen. Nun grunzt es befriedigt.

Ein ganz frecher kleiner Knirps mit dunklem Schnäuzchen hat sich sattgetrunken und kriecht tollpatschig über das Maul der geduldigen Alten. Ich bücke mich und hebe ihn auf meinen Arm. Ich lege ihn behutsam auf den Rücken und vergesse, wo ich weile. Die blanken schwarzen Äuglein sehen mich neugierig an. Durch das wollige, mollige Pelzchen fühle ich den kleinen Pulsschlag gegen mein Handinneres klopfen. Es weint jetzt ein bißchen, das Hundekind, und zeigt die winzige, hellrote Zunge. Wie ich zärtlich mit ihm spielen will, erhascht es meinen Finger und saugt kindlich-gierig.

Heiliger Strom der Mutterahnung, wie fern von dir treiben wir alle dahin, wir Mädchen im Fron!

Ich träume und wiege das Junge an meiner Brust. Die wirren Fäden dieses wahnwitzigen Tages, sie glätten sich im Wunder der heiligen Minute. Ich drücke mein Gesicht gegen den kleinen zappelnden Tierleib. Die Hundemutter knurrt bedrohlich. "Laß es mir doch", flüstere ich, in meinem ganzen Wesen aufgerührt. "Es bleibt ja deins, ich will es nur borgen."

In dieser Stunde grenzenloser Verlassenheit in dem finsternen Büro, in der Ahnung kommender neuer Schrecknisse, überwältigt mich die Erkenntnis, daß wir alle irren, wir Frauen, die außerhalb des Muttertums stehen, und daß die Ausgeschlossenheit von unserer natürlichen Bestimmung weher brennt als alles, was wir leiden können unter einem Dudenmeyer oder Lichte oder Murawski.

Ich setze den kleinen Wurschtel zu Boden mit der Behutsamkeit zärtlicher Wehmut. Er wedelt mit dem drolligen Schwänzchen, kriecht auf dem Bauche, weil die Beinchen noch nicht recht tragen, zur Mutter hin, bohrt sich mit seiner kleinen Schnauze durch das Gewühl der

Geschwister, sucht, findet und trinkt mit wohligen Knurren. Ich spreche leise und zärtlich auf ihn ein.

Da entsteht hinter mir die Ahnung einer Bewegung. Ich schnelle herum. Es steht jemand in einiger Entfernung hinter mir. Ich erkenne den hellen Mantel und den ungewissen Schimmer des Gesichtes: Murawski.

Er ist geschlichen gekommen. Er hat mich belauscht. Ich habe es nicht gehört. Meine Knie werden schwach vor Entsetzen, daß ich hinter mich nach einer Stütze greifen muß. Ich weiß, daß ich ganz allein mit ihm bin.

"Gehen Sie", flüstert er unheimlich und steht mit zugekniffenen Augen, an den Leib gepreßten Armen. "Gehen Sie - schnell, schnell!"

Die Augen aufgerissen, die Wand als Deckung im Rücken behaltend, taste ich mich bis zur Tür. Im Flur ist es stockdunkel. Sogar die Treppenbeleuchtung, die hereinscheinen müßte, ist ausgeschaltet. Die Türen stehen offen. Schwärze gähnt aus den leeren Zimmern. Kein Mensch weit und breit. So hat er es gewollt.

Nur ein Wunder läßt mich entkommen. Vielleicht war der schützende Wille meiner seligen Mutter in dem Hundekind und berührte das Herz des Entarteten, daß es jene Grenze streifte, jene ferne, unirdische Grenze, da der Glorienschein alles Werdens die zerstörenden Brände unreiner Sinnlichkeit überstrahlt. - Sinnlos vor Angst finde ich die Disposition, erraffe meine Handtasche mit den Schlüsseln, muß noch einmal zurück in die Nähe der Gefahr, um Hut und Mantel vom Nagel zu reißen. In der Expedition rührt sich nichts. Ich sehe, sehe mit innerem Gesicht, wie er dort steht und kämpft und ringt mit dem, was aus ihm herauszubrechen droht. Nicht laufen! Um Gottes willen nicht laufen jetzt! Irgendwo habe ich einmal gelesen, daß man nicht fortlaufen darf vor gefährlichen Menschen, daß das Fortlaufen das zurückgehaltene Böse jählings aufreißen kann. Ich gehe also durch diese entsetzliche, zum Zerspringen mit Angst und Grauen geladene Korridortür. Schon fasse ich die Klinke, schon will ich die irrsinnige Spannung entladen in wilder Flucht. Da gibt die Tür nicht nach, ist verschlossen. Ich höre, denke, fühle, weiß nichts weiter als den tobenden Schlag meines Herzens. Dann knacken Dielen. Dann bewegt sich Dunkles, Plumpes auf mich zu. Ein

ätzender Schweißgeruch schlägt mir entgegen. Eng an die Wand gepreßt erwarte ich Furchtbarstes. Murawski steht ganz in meiner Nähe. Sehen können wir uns nicht. Ich fühle seinen rasenden Kampf gegen den Dämon. Mein Gott, wenn ich jetzt nicht gehen kann. Ich spüre meine Beine nicht mehr. Wenn ich jetzt umsinke, wenn ich die Spanne nicht ausnützen kann, die kurze, die er vielleicht nur noch hat. Er stößt gewaltsam den Schlüssel ins Loch. Am Luftzug weiß ich, daß die Tür nachgegeben hat. Kraft, Kraft. Ich trage mich auf unbegreifliche Weise an ihm vorbei, gewinne das Treppengeländer und rutsche daran herunter, wie wir es oft als Kinder taten.

Mit einemmal zerreißt hinter mir die gespenstische Stille. Schritte, aller Beherrschung beraubt, rennen den Flur zurück. Ich schnelle mich auf die Treppe, kann plötzlich laufen, laufen. Durch das Grauen des verlassenen Hauses gellt ein unsäglicher Laut. Laut eines gemarterten Tieres? Laut eines marternden Menschen? Ich weiß es nicht. Die Hunde, die armen, unseligen Hunde! Licht der Straße stürzt mir entgegen, Menschen umbrausen mich, Wagen, Verkehr! Ich bin gerettet, gerettet. -

Wenige Tage danach verlasse ich fluchtartig die Stadt.



Nach wochenlanger hoffnungsloser Pilgerschaft durch die Berliner Filmverleihe wende ich mich, resigniert jedem halbwegs glaubhaften Rat folgend, nach Sachsen.

Aber auch dort hat man nicht auf mich gewartet. Das von Lichte ausgestellte Zeugnis ist nichtssagend. Meine Tätigkeit bei Murawski muß ich ganz verschweigen. Wie soll ich meinen Austritt mitten in der Verleihsaison nach zweimonatiger Tätigkeit begründen? Es macht immer einen schlechten Eindruck, wenn man sich über seinen Arbeitgeber beklagt.

Der sächsische Verleihbezirk ist mir fremd. Meine Erfahrungen in Ostpreußen gelten hier nicht viel. So muß ich mich entschließen, auf die Vorteile meiner Praxis in der Filmbranche zu verzichten und mir irgendeine beliebige andere Bürostellung suchen. Das ist gleichbedeutend mit: noch einmal von vorn anfangen. Ich hausiere mit dem Zeugnis von Dudenmeyer.

Das Arbeitsamt weist mir vielerlei Stellen an. Ich steige unzählige Treppen hinauf und hinab, bete vor fremden Gesichtern mein Sprüchlein herunter, gestehe zum dreißigsten Mal, daß ich siebenundzwanzig Jahre alt bin und weiß, dies entscheidet. Man braucht junge billige Arbeitskräfte. Es hilft mir nichts, daß ich mich bereit erkläre, unter Tarif zu arbeiten. Das haben schon manche gesagt und sich nachher anders besonnen.

Ich besitze noch fünfzig Mark. Davon sind am Ersten vierzig Mark Miete zu zahlen. Dann muß ich stempeln gehen. Ich bleibe stehen und wische mir das feuchte Haar aus der Stirn. Es gibt ein Stadium der Verzweiflung, das nichts weiter mehr ist als Schwäche, klebrige, fiebrige Schwäche des Körpers.

Der heutige Weg unterscheidet sich durch nichts von den vielen vergeblichen, die ich in den letzten zwei Monaten gegangen bin.

Die Häuser werden hier draußen bescheidener und rücken weiter auseinander. Ein Häuserblock, schwarzberußt, steht hart an der Landstraße. Hinter ihm rauchen ein paar Essen.

In einem Überrest von Gärten steht ein altes Landhaus. Hof dahinter und neuerbaute Fabrikgebäude. Ich lese ein Schild am Eisengitter: *Wagner Mühle Brotfabrik G.m.b.H.*

Das Hoftor steht offen. Ein alter Mann schaufelt Kohlen in ein Kellerloch. Ein Kutscher lädt Brote in einen offenstehenden Wagen. Das Pferd davor frißt gemächlich aus der Krippe. Hinter den mächtigen Fenstern schwingen Schatten kreisender Räder. Das Sausen von Maschinen dringt heraus.

Ein Pfeil auf weithin sichtbarem Emailleschild weist nach der umgitterten Treppe im Winkel des Hofes. Ich nehme alle Kraft zusammen, um nicht zu versagen. Aber ich muß freundlich sein und frisch wirken. Ehe ich anklopfe, stülpe ich mir die vorschriftsmäßige Miene übers Gesicht.

Ich stehe in einem langgestreckten, nicht eben hellen, nicht eben freundlichen Büro. Ein Mädchen blickt kritisch von ihrer Arbeit auf. Der Buchhalter auf dem Drehschemel läßt einen gleichgültigen Blick über mich hingehen und wendet sich wieder seiner Arbeit zu. Im Hintergrund des Raumes erhebt sich ein behäbiger alter Herr und kommt gemächlich auf mich zu.

Er fragt mit etwas fetter, überlegener und nachsichtiger Stimme nach meinem Begehr. Ich halte ihn für den Chef und finde ihn würdig. Aber er weist nach der Tür zum Nebenzimmer. Ich trete in einen engen, mit allerlei Bürokräm angefüllten zweiten Raum und stehe vor Heinz Wagner.

Die Tapeten sind düsterer als vorn und ein Fenster ist überdunkelt von den Zweigen der Tanne, die ich vorm Hause gesehen. Dennoch wirkt dieser Raum hell.

Gibt es das wirklich, daß Licht ausstrahlen kann aus dem Angesicht eines Menschen? Ich fange, in verschütteten Tiefen jählings berührt, das Lächeln eines gütigen Gesichtes ein. Eine Stimme, vom selben warmen

Ton wie die braunen Augen, die mich klug, ohne Härte prüfen, hüllt mich in eine Wolke von Zutrauen und Dankbarkeit. Ich fühle mich über Unrat und Gestrüpp meines Irrweges plötzlich auf eine freie, sonnige Straße geführt. Wie das Labsal einer Quelle sind die Worte, die frisch und hell über mich hinsprudeln.

So wund bin ich geschlagen, so elendig verhetzt und in meinen Erwartungen entartet, daß allein der Klang unverfälschter Herzlichkeit mich bis zur Fassungslosigkeit erschüttert.

Ich muß alle Geistesgegenwart zusammenraffen, um Rede und Antwort zu stehen. Schon ist eine kleine lächelnde Pause der Verwunderung entstanden.

Was kann er auch ahnen, der mitten im Strome eines heiteren Lebens mit kräftigem Ruderschlag treibende Heinz Wagner, von den Klippen, an denen ich mich wundgestoßen? Was weiß er, der strahlend Reine, vom seichten Sumpfgelände der trägen Ufer?

Ein Bleistift rundet sich mir zwischen Daumen und Zeigefinger. Heinz Wagner diktiert, im Zimmer auf und ab schreitend, mit seiner munteren Stimme ein Probediktat. Ich weiß nichts von dem, was ich schreibe. Meine Hand erledigt das ganz von selbst. Irgendwo im Kopf zermalmt eine selbständige Maschine den Sinn dessen, was die Hand, antennengleich, auffängt. Ich bin verwirrt und erschüttert. Ein Wunder ist zu mir gekommen: ich erlebe die Nähe eines wahrhaft guten und edlen Menschen.

Ob der ausgeschriebene Posten entwicklungsfähig wäre, frage ich halb unbewußt und die Antwort fällt mitten in mein Herz.

"Nein", sagt Heinz Wagner und seine Aufrichtigkeit dünkt mich unfaßlich. "Ich möchte Ihnen keine Versprechungen machen, die sich nicht erfüllen lassen. Meine Sekretärin ist zwei Jahre bei mir. Ich bin mit ihr zufrieden. Auch die andern Posten sind in festen Händen. Ich möchte niemanden kränken. Was wir brauchen, ist eine Schreibkraft für unsere Frachtbriefe..."

Er möchte niemanden kränken. Ich höre das wie eine Botschaft. Das Wort 'Schreibkraft' verliert darüber alle Bedeutung. Ich habe so sehr

gelitten, Bitterkeiten haben mich zernagt. Böses hat mich ungerecht gemacht. Die Wehrlosigkeit eines feigen Hasses, der aufbegehrt, solange er allein ist und Beleidigungen schluckt, um des Brotes willen, er, nicht die Abhängigkeit meiner Stellung, erniedrigte mich. Ich sehne mich mit dem ganzen Rest meiner früheren Lauterkeit zurück nach Achtung und Vertrauen. - Nicht einen Tag länger werde ich bleiben dürfen, Heinz Wagner, als bis es Ihnen gelang, mich zu entgiften und die mir aufgezwungene Überzeugung auszurotten, daß der Arbeitgeber immer auch ein Feind sein wird. Dann will ich gehorsam zurückkehren in den Befehl zum Aufstieg. Werden Sie mich enttäuschen? Ihre Ahnungslosigkeit ist meine einzige Gefahr. Es wird so unsinnig viel gehaßt zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer um kleiner Achtlosigkeiten willen. O, dürfte ich Sie bitten, nicht achtlos gegen mich zu sein: mein innerstes Geschick, es liegt jetzt in Ihrer Hand. - -

Heinz Wagner geht zur Tür und ruft den Onkel. Nichts geschieht ohne des Onkels Rat und Einwilligung. In ihm ehrt Heinz Wagner Bruder und Arbeitsgefährten des verstorbenen Vaters. Und selbst, wo er fühlt, daß das Tempo des Alternden, in beengter Vergangenheit Stehengebliebenen seine wagemutige Jugend hemmt, gibt er Wertvolles preis aus dem unbedingten Willen zu dankbarer Verehrung heraus. Der Betrieb fühlt die Last der schwerfälligen Hand, die, allzu überzeugt von der Wucht ihrer Bedeutung, erdrosselt, was neu ist, und festhält, was im Strom überholter Vergangenheit längst davongeschwommen wäre.

Der Korbsessel ächzt, als der schwere Körper sich hineinpreßt. Ganz langsam spricht Ludwig Wagner. Ich werde ein demütiges, winziges Erdengeschöpf unter der Bedachtsamkeit wohlerwogener Rede, deren tiefgründiger Weisheit mir vielleicht deshalb nicht aufgeht, weil ich zu sehr zusammenschrumpfe.

Auch Ludwig Wagners Stimme klingt gütig. Aber es ist die erdrückende Güte eines Papstes über dem zerknirschten Sünder. - Er wägt mich und nickt. Heinz Wagner darf mich engagieren.



Nach viermonatiger Arbeitslosigkeit wieder hinter der Schreibmaschine!

Heinz Wagner spricht freundlich auf mich ein. Fräulein Laue trägt eilfertig Briefbogen, Durchschlagpapier, Umschläge und Schreibstifte herbei. Auch ich bin geschäftig, hebe den Holzdeckel von der Schreibmaschine, sage "ja, Herr Wagner", "danke, Fräulein Laue". Niemand bemerkt, daß meine Hände beben. Ich höre nichts mehr vom Sprechen der andern. Ich ziehe das Wachstumverdeck zurück und die Schreibmaschine blickt mich an.

An meiner Bewegtheit ermesse ich zum ersten Male die tiefe Beziehung des Arbeitenden zu seinem Handwerkszeug, durch das er überhaupt erst zu wirken vermag, diese stillschweigende, tiefinnerliche Kameradschaftlichkeit, stärker als manche Bindung von Mensch zu Mensch.

Nie ist mir eine Schreibmaschine totes Objekt gewesen, immer schon, von Anbeginn unsagbar lebendige Wesenheit. - Feindin die erste, an der ich aufgeregt stümperte, böse, hämisch, voller Tücke und Hinterlist, ein vorsintflutliches System. Mit der rauhen, schwingungslosen Stimme minderwertigen Materials zerhackte sie meine angespannten Nerven.

Unter den Schreibmaschinen gibt es kleine behende Mädchen, die laufen wie Wiesel, geschäftige treue Tanten, niemals verdrossen, allzeit hilfsbereit, und alte Großmütter, die sich ächzend vorwärts treiben lassen. Dies hier, ich schaue voller Entzücken darauf nieder, ist eine Aristokratin, blitzblank das Hebewerk, von gediegener Feinheit der Tastatur. Leichtester Anschlag genügt. Wie Perlenschnüre reihen sich die Buchstaben auf dem Papier. Hell und schwingend ist ihre Stimme. Mit lieblichem Glockenton meldet sie das Ende der Zeile. Geschwinde, geschwinde...

Vom Fenster her tönt das eilige Rasseln von Fräulein Laues Maschine. Fräulein Bartels schreibt in kurz abgerissenen Sätzen. Rhythmus, Rhythmus, Prasseln der Typen, Sausen hin- und herschwirrender Wagen, Summen, Surren, Schnarren von Rädern und Rädchen. Hör ich

dich wieder, Lied meiner Arbeit? Schicksalslied du von Millionen rings um den Erdball? Du bist kein Lied der leichten Freude, du bist Stimme furchtbarsten Ernstes. Lied derer, die sich bücken müssen, tief, tief beugen unter das Joch einer unerbittlich vorwärtsstürmenden Zeit. Tempo, Tempo, schneller, schneller. - Der Mensch strömt seine Kraft hinein in die Maschine. Die Maschine, das ist er selbst, sein äußerstes Können, seine äußerste Sammlung und letzte Anspannung. Und er selbst, er ist Maschine, ist Hebel, ist Taste, ist Type und schwirrender Wagen.

Nicht denken, nicht sich besinnen, weiter weiter, geschwinde, geschwinde, tipp, tipp, tipptipptipptipptipp... Im Kopf beginnt ein kleiner Schwindel zu kreisen. Geschwindigkeit ist Rausch und Rausch ist Hingerissenheit...

Da beginnen die Muskeln im Nacken sich schmerzhaft zu spannen. Die Kraft der Arme erlahmt, die Verkrampfung der inneren Anspannung bricht jäh zusammen. Tief atemholend schaue ich auf. Stapel erledigter Post türmen sich zu meiner Linken, Stapel der unerledigten zu meiner Rechten. Acht Stunden hat der Arbeitstag, die Hälfte ist erst vergangen.

Also weiter, geschwinde, geschwinde...



Heinz Wagner führt mich durch den Betrieb.

Ich werde meine Frachtbriefe gewiß nicht sauberer schreiben, wenn ich weiß, wie das Mehl verarbeitet wird, das in Zentnersäcken zum Versand in die ganze Welt täglich auf hochgepackten Wagen nach der Bahn gerollt wird. Aber jeder Angestellte soll teilhaben am Ganzen. Im kleinsten Rädchen soll der Rhythmus der großen Maschine sein. Heinz Wagner will einem jeden, der bei ihm arbeitet, Gelegenheit geben, aus dem Schwunge des gewaltigen Zusammenklanges Stolz und Liebe für seinen kleinen Arbeitsanteil zu gewinnen.

Ich weiß, ihm ist bei diesem Bemühen mehr Stumpfsinn als Verständnis begegnet. Er hat sich nicht entmutigen lassen, der Pflicht gewiß, Arbeitskameraden heranziehen zu müssen und nicht blind zu handhabende Menschenmaschinen. So erklärt er jedem Neuling den Werdegang, der sich abspielt zwischen diesen eilenden Rädern und siedenden Kesseln, den drehenden Walzen und mahlenden Zähnen. Er klettert mit mir bis in die fernsten Lagerräume. Ich muß die Stadien der Mehilverwandlung schmecken, riechen, fühlen, sehen. Meine Fragen können ihn nicht ermüden, meine Begeisterung findet in ihm selbst einen steigenden Widerhall.

Er hat eine kecke Mütze auf dem Ohr und ist weißgepudert von Mehlstaub. Seine Stimme durchdringt siegreich den Lärm der Maschinen. Ich erfreue mich an ihrem hellen, klingenden Quell. Rausch und Wirbel der eilenden Getriebe hat mich gepackt. Ein Jauchzen überkommt mich im Zischen und Brodeln, im Kreisen und Schlagen, Hämmern, Dröhnen und Stampfen aller Räume.

Halbnackte Gestalten stehen rot im Flammenschein der mächtigen Öfen, andere weiß überpudert zwischen den Regimentern prallgefüllter Mehlsäcke. Da sind junge Arme, die kräftig zupacken und alte Gesichter, die bedächtig ihre Verantwortung wägen. Aller Augen strahlen kurz auf, wenn Heinz Wagner sie begrüßt. Für jeden hat er ein munteres Wort, eine kleine freundliche Mahnung.

In der Halle, in der die Patentmaschinen sausen, bleibt er stehen und lauscht. "Hören Sie die Melodie?" fragt er versonnen. Ja, ich höre sie mit geweitetem Herzen.

"Ich war noch ein kleiner Junge," sagt Heinz aus seinem Erinnern heraus, "als mein Vater mich zum ersten Male hierher führte. Mein Vater ist Bäckermeister gewesen, hat zwanzig Jahre Brötchen und Kringel verkauft in einem Laden von vier Quadratmetern Größe. Dabei ist dies alles in ihm entstanden. Nächte des Grübelns, Nächte der Aufopferung für einen genialen Gedanken, Nöte des Verzagens und Mißlingens, Ströme unbeirrbareren Willens hat es ihn gekostet. Hörst du, fragte er mich und stand hier auf diesem Platze. Merke dir die Melodie. Deines Vaters Leben ist in jedem Takte." Heinz ist ernst geworden ohne Rührseligkeit. "Die Melodie hat mich ergriffen, damals

schon. Ich wollte eigentlich Chemiker werden. Aber es kommt vielleicht nicht so sehr darauf an, daß man wird, was man will, sondern wird, was man sein muß. Erfüllte Pflicht kann genau so wohl tun wie erfüllte Wünsche. Aber in erfüllten Wünschen steckt die größere Möglichkeit der Enttäuschung, Fräulein Brückner.”⁹

Er ist mir vorangegangen im Sprechen und sieht sich nun mit einem lieben Lächeln nach mir rum. "Wenn Sie mir versprechen, über dem Einerlei Ihrer Frachtbriefe nicht zu verzagen, sondern zu bedenken, daß Ihre Arbeit der letzte Schritt ist, der von uns getan wird, um unser Produkt seiner Bestimmung zuzuführen, dann zeige ich Ihnen jetzt mein *'Allerheiligstes'*, den Abweg von meiner Pflicht, wenn Sie sich darunter etwas vorstellen können, die Belohnung für meine Folgsamkeit." Und sein Blick, der gern einmal in träumende Fernen gleitet, verharrt in einem sinnenden Lächeln. -

Er steigt mir voraus eine Steintreppe hinan, führt mich hinter Kornspeicher und Mehllager durch einen Gang ohne Fenster, rasselt mit Schlüsseln und sperrt eine Tür auf.

Ich stehe in einem blitzsauberen Laboratorium. Das Licht des Tages funkelt in Flaschen und Röhren, Gläsern, Tiegeln und Töpfen. Seltsame Apparate stehen umher. Eine winzige Dunkelkammer ist diesem Raum angegliedert. "Endlich komplett", sagt Heinz Wagner, strahlend wie ein Junge.

"Sehen Sie, dies hier ist meine Wetterhütte. Wenn der Alltag mich mal kriegt, der verhaßte, wenn der Handel mich ärgert, der vertrackte, wenn ich Widerhaare fühle an allen Dingen und ganz einfach schlechter Laune bin, dann verkrieche ich mich in diesen friedlichen Winkel und bin sicher, mein Gleichgewicht wiedergefunden zu haben, wenn ich genug gekocht und probiert, gerührt und studiert habe.

Sowas braucht man, Fräulein Brückner", sagt er, als er wieder abschließt. "Vergessen Sie nicht, beizeiten Ihr kleines Laboratorium einzurichten. Die Frachtbriefe dürfen nicht das ganze Leben beherrschen."

⁹ Und in erfüllter pflicht steckt die möglichkeit der pervertierung bis zum funktionieren für den nationalsozialistischen terror. (MvL)

Ich denke an vergilbte Zeitungsausschnitte, die irgendwo unter meinen Sachen schlafen müssen, kleine Gedichte, Erzählungen, die ich vor Jahren geschrieben und die eine freundliche Zeitung zum Abdruck gebracht hat. Ob ich es wieder einmal wage? Ich fürchte, es geht nicht mehr.



Das Telefon ruft. Da niemand sich rührt, gehe ich an den Apparat. Bäckermeister Hilgner aus Wanne möchte wissen, ob das bestellte Mehl schon abgegangen ist.

Neben dem Telefon liegt für derlei Auskünfte das Ausgangsbuch bereit. Ich stelle fest, daß die beiden Säcke noch nicht zum Versand gekommen sind. Was sagen? Ich gerate in Verwirrung.

‘Wie können Sie einem Kunden erzählen, der Film wäre noch nicht raus’, höre ich Lichte im Geiste schreien. ‘Seien Sie nicht so entsetzlich ungeschickt. Ein Kaufmann hat niemals die Wahrheit zu sagen.’

Her Hilgner erneuert seine Frage. Ich stottere etwas Hilfloses.

Fräulein Laues Maschine verstummt. Die beiden Mädchen wechseln einen Blick. Her Wagner kommt aus dem Nebenzimmer. "Wer ist denn da?" fragt er leise.

"Her Hilgner in Wanne möchte wissen, ob seine Bestellung schon ausgeführt ist."

Heinz Wagner beugt sich über das aufgeschlagene Ausgangsbuch, um nachzusehen.

"Ist noch nicht heraus", flüstere ich ängstlich, die Hand über dem Telefon.

"Na, dann sagen Sie das doch!" Heinz Wagner ist ein klein wenig ungeduldig.

Mir schießt das Blut ins Gesicht. Unsicher gebe ich dem Kunden Bescheid.

"Sind Sie nicht geübt im Telefonieren?" fragt Heinz Wagner befremdet. - Was soll er nur von mir denken? Lichte, Murawski, ich bin ihnen noch längst nicht entronnen.

Ich folge Heinz Wagner in sein Zimmer und fäsele eine Erklärung. Er wartet erstaunt, daß ich mich sammle. "Ich habe nie die Wahrheit sagen dürfen", bringe ich heraus. Sein Blick strömt über von gutigem Unglauben. Ich bin tief beschämt.

Es gibt schlimmere Tage noch, da denke ich, meine Nerven müßten zerreißen, vor übergroßer Spannung. Da wartet mein ganzes an Aufruhr gewöhntes Gemüt auf eine böartige Entladung. Es braucht nur eine kleine Unruhe im Büro zu entstehen, Heinz Wagner nebenan etwas lauter zu sprechen oder irgend etwas nicht zu finden sein. Und schon duckt sich alles in mir in Erwartung des Ausbruchs, der doch nun endlich, endlich einmal niederprasseln muß. Dann sehe ich im Geiste Heinz Wagners Gesicht in der Verzerrung, in der meine Angstträume es mir zuweilen zeigen, wenn er, ein gesteigerter Murawski, mit erhobener Peitsche hinter mir herjagt. Ich könnte aufschreien, stöhnen, weil nichts geschieht, weil niemand schreit, niemand rast, weil Heinz Wagner lächelnd aus seinem Zimmer tritt und sagt, er hätte den vermißten Brief in seiner Schublade gefunden.

Wochen vergehen, ehe ich mich langsam gewöhne.



Vier Monate später. Ein ganz leichter, durchsonnter Frühling mit hohem Himmel und klarer Luft verwandelt sich in Sommerschwere und -schwüle.

Und im gleichen Maße, wie die Natur ihre schwebende Leichtigkeit verliert und der Segen der Sonne nicht mehr wohligh fächelt, sondern atemraubend in schwerer Hitze über der Erde brütet, verwandelt sich die frühlingshaft erwachte Heiterkeit der letzten Arbeitswochen bei Wagners in eine immer drückender werdende Mahnung, die Kläglichkeit meines Postens nicht zu verkennen.

Da sitze ich nun Tag für Tag in diesem engen, verstaubten, in seiner Überfülle von Aktenmappen, Reklamematerial und dergleichen Büroutensilien nicht mehr gerade ordentlichen Raum und tippe Frachtbriefe, Frachtbriefe, Frachtbriefe. Schon nach drei Tagen war es nur mehr mechanische Arbeit, eine schattenhafte Wechselwirkung zwischen Augen und Fingern, an der das Bewußtsein keinen Anteil hat. Jedes siebzehnjährige Mädchen, das die Fortbildungsschule besucht hat, macht das genau so gut wie ich, vielleicht sogar besser, denn ein gewisser aus dem Innern heraufsteigender Widerstand, die Auflehnung gegen die geistige Verdorrung, Streit und Mahnung des belasteten Gewissens, sie alle behindern das Tempo. Und auf das Tempo allein kommt es bei meiner Arbeit an.

Eine andere, drohende Wolke zieht über das anfangs so sonnige Feld.

Wenn Ludwig Wagner, der Onkel, ehrwürdig und bedächtig durch die Räume geschritten kommt, an meinem Platze stehen bleibt und seine Hand aufstützt, daß er unbedingt meinen Arm berührt, dann wetterleuchtet es aus böser Vergangenheit. So eifrig ich es vor mir zu leugnen suchte: es geisterte eine geheime Unruhe schon durch unsere erste Begegnung. In dem Blick, mit dem er mich abwog, ehe er die Einwilligung zu meiner Verpflichtung gab, lag etwas, das ich schon kannte.

In furchtbarer Ahnung durchsuche ich verstohlen das Gesicht des stark altenden Mannes. Sumpflichter glimmen auf und schwinden wieder hinter trägen Lidern. So kommt es, daß ich nicht lächeln kann, wenn er mit großväterlichem Wohlwollen meine Backe streichelt, ganz sacht mit

dem Rücken seiner fleischigen Hand, oder wenn er zu seinen dickflüssigen Ermahnungen mir gönnerhaft Nacken und Schultern tätschelt.

Soll ich auch hier, auch hier wieder gehetzt werden?

Ich habe mich geringfügig am Fuß verletzt, und er streicht, blaurot von der Anstrengung des Bückens, von meinem Knie herunter bis zum geschwollenen Knöchel, untersucht ihn mit prüfendem Druck und nimmt, trotz meiner hastigen Abwehr, beim Loslassen wieder den Umweg über mein Knie. - - Es besteht kein Zweifel mehr. Und ich weiß, daß ich mir den Onkel nicht zum Feinde machen darf, solange ich Heinz Wagners befreiende Nähe brauche.

Ruhelose Nächte ängstigen mich mit Gespenstern, denen ich entronnen zu sein glaubte. Ich weine meine Kissen naß und flehe zu Gott, es möge nichts weiter als ein übertriebener Verdacht sein.

Nach einer solchen Nacht ist es - mein Gemüt überreizt und empfindlich -, als Heinz Wagner mich rasch im Vorbeigehen auffordert, ihm ins Laboratorium zu folgen.

Ich steige ihm, erfreut zunächst über die unerwartete Unterbrechung meiner Arbeit, die gewundene Treppe nach. Aber im lichtlosen Gang von der Treppe bis zum Labor fängt mein Herz an zu rasen. Kaum bin ich mir dessen bewußt.

Heinz Wagner geht mir voran in die Dunkelkammer. Ich sehe das enge, schwarze Loch, und alles in mir schreit nein, nein, tausendmal nein.

Aber schon ist es finster um mich. Schon bin ich gefangen. Ein Arm greift an mir vorbei.

Ein Schlüssel kreischt im Schloß. Ich will schreien und habe keinen Laut. Ich stehe vor verschlossener Korridortür und höre Murawskis rasselnden Atem. Gleich wird er sich über mich stürzen, mich würgen, quälen, zerreißen. Die Backofenhitze der entlegenen Kammer schürt Schwäche und Übelkeit meiner irrsinnigen Angst.

Ich sehe ja nicht, daß es Heinz Wagner ist. Ich kann mich nicht retten in die Helligkeit seines Gesichtes.

"So," sagt er, "nun kann keiner unerwartet reinkommen und unsere Platten verderben."

Eine schwarzrote Birne entzündet sich wie ein glühendes Auge. Ich halte mich krampfhaft am Rand eines Brettes, das meine Hände als Stütze gefunden.

Wieder die freie, erlösende Stimme! "Können Sie hier die Schalen erkennen? Geben Sie mal Ihre Hand. Was ist das nun hier, die linke, die rechte?"

Ich schäme mich meiner eisigen Finger und sage kläglich: "Die linke, glaube ich, ich muß mich erst umdrehen."

"Machen Sie keine Geschichten. Das sagt sich so leichthin: ich muß mich erst umdrehen, aber warten Sie mal, wir werden das schon kriegen. So, bißchen schlanker könnten wir ja beide sein."

Brust an Brust, Knie an Knie müssen wir uns aneinander vorbeikämpfen, um hantieren zu können.

"Also nun aufgepaßt, Fräulein Brückner. Die Platte kommt mit der Schichtseite nach oben. Um Gottes willen nicht die Finger abrutschen lassen."

Gut, daß es dunkel ist, gut, daß er meine Erschütterung nicht sieht. Ich möchte weinen vor Glück und vor Dankbarkeit, vor Scham und vor Reue. - Ich weiß jetzt, daß man sich nicht retten kann vor der schmutzigen Verfolgung. Man wahrt den Leib, aber sie schändet die Seele, sie vergiftet die Phantasie, sie zerstört die sittliche Reinheit. Keine Frau entkommt ungezeichnet dem lüsternen Verfolger. Wie dürfte ich sonst diesem heiteren, klaren und vornehmen Manne mißtrauen?

Ich erkenne, an die Finsternis mählich gewöhnt, die hellere Scheibe seines Gesichtes. Er arbeitet emsig mit Entwickler und Fixierbad, die Belehrungen über den chemischen Vorgang mit allerlei Schnurren würzend. Über meine Schulter hinweg hält er prüfend das Negativ vor die Glühbirne. Mit zusammengezogenen Brauen entdeckt er eine schadhafte Stelle. Die Wärme seiner Haut strömt über meine Wange,

mein Haar wird von seiner Berührung an den Ohren verdrängt. Es geht eben nicht anders. Der Raum ist winzig.

„Verflixt noch mal, da ist ja Licht rangekommen! Und das ist ausgerechnet meine schönste Aufnahme.“

Ich fühle den irrsinnigen Wunsch, ihm die Hände zu küssen. So groß, so groß ist das Geschenk dieser Stunde. Vielleicht wird man mich auslachen. Aber so groß, so groß ist das Elend der erotischen Peinigung im Dienst. Ich habe hintereinander Warius, Murawski und Ludwig Wagner erlebt.

Heinz weiß von dem allen nichts. Er ist viel zu beschäftigt. „Links an der Wand ist ein Wasserhahn. Lassen Sie mal den Hahn tüchtig laufen.“

Das Wasser braust. Lauter braust meine Freude in mir. Dank, Heinz Wagner, tausend Dank noch heute. Heerscharen gehetzter, um die Heiligkeit ihres Frauenerlebens bestohlener Mädchen suchen den Weg, auf dem man Ihnen begegnet.



Obwohl ich mich um Kameradschaftlichkeit bemühe, weil ein gutes Einvernehmen mit den Arbeitskollegen erste Vorbedingung für einen angenehmen Dienstverlauf ist, weiß ich sehr bald, daß ich auch in diesem Büro isoliert sein werde.

Fräulein Laues Frage gleich am ersten Tage, ob ich einen „festen Herrn“ hätte, habe ich ruhig und freundlich verneint. Ich habe, weil man es zu wissen wünschte, erzählt, was mein Hut gekostet hat und mein Mantel und nur auf die Frage, wo denn mein Vater arbeite, insofern eine unvollständige Auskunft gegeben, als ich erklärt, er wäre vor einigen Jahren gestorben.

Über die Witze, die mitunter erzählt werden, habe ich nicht gerade gelacht, aber doch eine gewisse neutrale Haltung gewahrt, die niemand verstimmen kann. Soll ich nun meinen Kollegen zuliebe noch meine

Ausdrucksweise vergrößern, ihren häßlichen Dialekt annehmen und meine Sprache mit grammatikalischen Schnitzern durchsetzen?

Was kann ich Besseres tun als schweigen, wenn Fräulein Bartel mich vor Fräulein Laue, Fräulein Laue mich vor Fräulein Bartel warnt? Wenn die Buchhalterin der Brotfabrik die beiden für "Frauenzimmer" erklärt, als die Schlimmste aber Ludwig Wagners Sekretärin bezeichnet, die nur zu Spionage da wäre und löge, sobald sie den Mund auftäte. Diese Sekretärin ermahnt mich zur äußersten Zurückhaltung gegenüber den "ungebildeten Wesen", mit denen ein halbwegs erzogener Mensch sich überhaupt nicht unterhalten könne. Nachher steht sie stundenlang im Flur und tratscht mit der Hausmannsfrau über die Beziehungen zwischen dem Backmeister und der Brotverkäuferin im Ladengeschäft.

Ich bin entsetzt. Ist das der Zusammenhalt, um den alle Angestellten sich bemühen sollten, um eine wehrfähige Gemeinschaft zu werden?

Der Expedient sagt mir, als habe er nur auf unser erstes Alleinsein gewartet, ich solle doch ja nicht glauben, was der Kassierer alles von seiner Braut prahle. Ihre Mutter sei Wärterin im Bahnhofsklosett und habe neulich erst hinter seiner, des Expedienten Frau, weil sie keinen Groschen hatte und nur fünf Pfennig geben konnte, in der unflätigsten Weise hergeschimpft.

Ich sage zu diesem allen vorläufig nichts, um mich nicht zu verfeinden.

Aber da hat Fräulein Laue ein neues Bürokleid an, und ich vergesse, mich an der neidvollen Bewunderung zu beteiligen. Damit fängt meine Leidenszeit an. Ich merke zu spät, daß ich nicht auf der Hut gewesen. Mein Schweigen kann nicht anderes als Nichtachtung bedeutet haben.

Eine andere, schlimmere Unbedachtsamkeit kommt hinzu. Ich habe wiederholt bei der Kontrolle unleserlicher Adressen feststellen können, daß die Kartothek im argen liegt und sage, ohne jede Schärfe natürlich, zu Fräulein Laue, sie müsse gelegentlich mal die Kartothekkarten nachtragen. Einige Adressen haben sich geändert.

Das Unheil, das ich mit diesen leichthin gesprochenen Worten heraufbeschwöre, steht in keinem Verhältnis zur Geringfügigkeit des Anlasses.

Fräulein Laue erbleicht vor Empörung über die Anmaßung, daß ich, die Fakturistin, ihr, der Sekretärin des Chefs, Vorhaltungen zu machen wage. Mein fast verschüchterter Versuch, ihr klarzumachen, wie sehr sie meine Bemerkung mißdeutet, führt zu einem Tränensturz.

Ich machte sie schlecht bei Heinz Wagner, das habe sie gleich am ersten Tag weggekriegt. Es werde mir ja auch wohl gelingen, sie von ihrem Posten zu verdrängen. Aber vorher, darauf könne ich mich verlassen, werde sie Heinz Wagner noch die Augen darüber öffnen, was ich für eine sei.

Ich bin sprachlos.

Abgesehen davon, daß Heinz Wagner niemals derartigen Klatschereien sein Ohr leihen würde, noch sich überhaupt mit einer Angestellten über die andere bereden, ist mir im entferntesten nicht der Gedanke gekommen, innerhalb des Wagnerschen Büros einen Wechsel zu meinen Gunsten zu erhoffen. Ohne Schärfe, aber mit Bestimmtheit verlange ich eine nähere Definition der Bezeichnung *'so eine'*.

Nun hagelt es Gehäßigkeiten aus allen Richtungen. In erschreckendem Maße zeigt sich hier, wie die Zwangsgemeinschaft Berufstätiger, die sich als Menschen gar nichts zu sagen haben und deren Herkunft, Weltanschauung und Lebensweise sich geradezu feindlich gegenüberstehen, zu Spannungen führt, um eine Hölle von Bosheit und sinnlosem Haß zu entfesseln. Liegt hier die Ursache, daß die große Masse der Angestellten keinerlei Zusammenhalt hat?

Bestimmt ist es immer mit seelischen Mühsalen verbunden, wenn man Heimatrecht zu erwerben sucht in einem fremden Kreise. Sehr schöne Theorie von der Gleichheit aller Menschenkinder. Aber wer will sie verwirklicht sehen? Keine Kaste duldet fremde Eindringlinge, nicht von oben und nicht von unten. Es ist Naturgesetz, daß Fremdkörper ausgeschieden werden. Und ein Mensch in wesensfremder Umgebung ist kein anderes Ärgernis als ein Stachel im lebendigen Fleisch. Der Körper wehrt sich, versucht, ihn auszuschwären, rafft seine häßlichsten, eitrigen, giftigen Stoffe zusammen, um ihn loszuwerden. Nur ganz wenigen Fremdlingen gelingt es, sich zu behaupten; aber eine Abwehrschicht bleibt bestehen, eine verhärtete, auffällige, nie ganz

auszugleichede Stelle. Und wie der Körper sein Geschwür bildet, ungeachtet, ob es sich um den Dorn einer Rose, den Splitter eines edlen Metalls, die Faser eines gemeinen Holzes handelt, sowenig wird Wert oder Unwert des Eindringlings die Einstellung seiner Umgebung bestimmen.

Ich habe mich bescheiden wollen. Es darf nicht sein. Ich sehne mich verzweifelt nach einer gehobenen Stellung.



Ludwig Wagner fängt an, unerträglich zu werden. Am Ende muß ich nicht weniger jonglieren als bei Murawski, nur mit dem Unterschied, daß jetzt die Gefahr verhüllter ist, bis zur Unsichtbarkeit angepaßt der heuchlerischen Maske patriarchalischer Ehrbarkeit.

Zuweilen ist Heinz Wagner dabei, wenn Ludwig mir die Backe streichelt, behutsam mit den Knöcheln seiner Hand, ein alter, wohlwollender Vater, an dessen lauterer Herzensgüte ein Zweifel gar nicht möglich sein kann. Heinz Wagner lächelt dann zu der Freundlichkeit des verehrten Onkels und ich bin sicher, daß er mein Erröten für bescheidene Freude hält.

Auf diese Weise deckt Ludwig Wagner sich gegen etwaige Anklagen: er vermittelt dem Neffen eine ganz bestimmte Vorstellung für den Fall eines Falles. Er ist auf der Hut, der Alte.

Seine Unzüchtigkeiten sind solcher Art, daß sie sich kaum beweisen lassen. Im gewissen Sinne ist er bescheiden. Er nascht nur. Es genügt ihm, mit warmer Hand über kühle Haut zu gleiten, einen gebogenen Nacken, einen bloßen Arm. Es wird dann allein sein Zeigefinger einen verbotenen Weg unterhalb des Ausschnittsaumes oder des Ärmelrandes nehmen, soweit er unter das Verhüllende reichen kann. Oder der alte Herr macht sich das harmlose Späßchen, die jungen Mädchen ein bißchen unter der Achselhöhle zu kitzeln, was besonders vergnüglich, wenn sie sich in ihrem Erschrecken eng und abwehrend machen,

wodurch die Möglichkeit entsteht, wonnig zu wühlen in Feuchte und Wärme und bei günstiger Konstellation noch etwas wie die Hinneigung zur Fülle der Brust zu spüren.

Aber man ist auch mit winzigeren Rationen zufrieden, die, von den ewig hungrigen Händen reichlich genug eingeheimst im Laufe des langen Arbeitstages, den alten, zur Fülle hinneigenden Körper sehr wohl in Anregung halten. Man muß nur jede, auch die kleinste Gelegenheit wahrnehmen. Und so ergibt es sich, daß Ludwig Wagner, der Ehrwürdige, der sich nicht genugsam entrüsten kann über eine Zeit, die öffentliche Bäder, Sportplätze und eine unerhört leichte Bekleidung der Frauen gestattet, den ganzen lieben langen Tag herumstreicht, tätschelt und fingert an jungen Frauenkörpern, hier nur ein wenig animalische Wärme erbeutend, dort das leise Muskelspiel eines schlanken Rückens, die Spannung einer festen Hüfte, die ihm ungeheuer sympathische, allerdings nur unter Wahrung der größtmöglichen Vorsicht erreichbare Rundung eines prallen Oberschenkels.

Der verhüllte Widerstand seiner Opfer besitzt die Fähigkeit, diese behutsamen Abtastungen sofort ins Väterlich-Wohlwollende, Erhaben-Überlegene abzuwandeln, indem die genießerische Hand auf irgendeinem neutralen Plätzchen landet, auf der Hand vielleicht, oder auf dem Unterarm.

Ein heftiges Wort aber würde ihn höchstlich überraschen und dann einen nachsichtigen, aber heftigen Heiterkeitsausbruch zur Folge haben. Ja, er würde, sich schüttelnd vor fettem Lachen, zu Heinz hineingehen und ihm erzählen, welchen Spaß sich diese kleine Kröte hier mit ihm, dem alten Großpapa erlaube. Er würde sie loben, daß sie so gut auf sich acht gäbe, was bei der Verwahrlosung der heutigen Jugend doppelt anzuerkennen wäre - und man würde beschämt und verwirrt vor Heinz Wagner dastehen.

Würde man es aber wagen, eine konkrete Anklage zu erheben, so würde man Heinz Wagner eine ungeheure Beschimpfung antun und mehr als den verehrten Bruder und Arbeitsfreund des früh verstorbenen Vaters würde man ihn, Heinz Wagner in seiner Ehre antasten und verwunden. Dies ist der Grund, weshalb hier geschwiegen wird.



Aber selbst weisen Patriarchen kann es passieren, daß sie ihre Bedachtsamkeit vergessen und sich eine nie gewollte Blöße geben.

Ich bin während der Mittagspause im Büro geblieben, um schnell noch ein paar Frachtbriefe für dringende Versände anzufertigen. Der Seniorchef kann sich nicht entschließen, zu Tisch zu gehen, solange meine Maschine in den vereinsamten Büroräumen klappert. Er pirscht sich zunächst in Heinz Wagners Kontor, knistert eine Weile mit Papieren und kommt dann unter einem Vorwande, der mich lächeln läßt, zu mir herein.

Es ist ein rechter Augusttag mit übermäßiger Hitze. Ich bin nur leicht bekleidet.

Jeden Augenblick kann der Spediteur eintreten, um mir die Frachtbriefe abzufordern. Ich halte es für angebracht, Wagner, der mir unternehmend scheint, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Die Eile wahrscheinlich, die ihm damit geboten scheint, reißt ihn zu einer Unbesonnenheit hin.

Während ich, beruhigt, daß meine Warnung den allzeit Vorsichtigen in Schranken halten wird, eifrig tippend hinter der Maschine sitze, fährt blitzschnell ein Arm in meinen Rückenausschnitt und landet, ehe ich es aufspringend verhindern kann, unterhalb meiner der Jahreszeit entsprechend leichten Wäsche in der Tailleengegend. Er kommt gar nicht schnell genug wieder heraus aus der Falle.

Ich weiß nicht mehr alles, was ich dem Alten gesagt habe ohne Rücksicht darauf, daß er dreiundsechzig Jahre zählte, Bruder eines hochangesehenen genialen Mannes und Onkel eines vornehm denkenden, herzensreinen Neffen war. Jedenfalls habe ich mich nicht gescheut, seine patriarchalische Ehrwürdigkeit in die unbarmherzige Helle eines recht ernüchternden Scheinwerfers zu rücken, wozu mir indessen nicht allzuviel Zeit verblieb, denn nach dem erfolglosen

Versuch, einen großväterlichen Scherz glaubhaft zu machen, verschwand er eiligst zur Tür hinaus.

Wochenlang sprechen wir kein Wort miteinander. Selbstverständlich fällt das auf. "Nun?" fragt der Expedient und macht ein Auge klein, "kalt gestellt?"

Aber das Schlimmste ist und erschreckt mich tief: Heinz Wagner wird um eine Schattierung kühler gegen mich, unpersönlicher und fremder. Ich erkenne, was es bedeutet, sich mit dem Onkel zu verfeinden.



So lebe ich in dieser Zeit: ausgeschlossen und verfemt von allen, bedrückt von der Erkenntnis, immer tiefer hinabzugleiten, geängstigt von der Vorstellung, erniedrigende Zugeständnisse nach allen Richtungen hin machen zu müssen, um überhaupt nur weiterexistieren zu können.

Früher habe ich Bewegung gehabt im Büro. Ich mußte bald hier, bald dort sein. Meine Arbeit war auch nicht eintönig. Jetzt hocke ich viele Stunden täglich wie festgeschraubt hinter der Schreibmaschine, mit krummem Rücken und eingefallener Brust.

Ich erfahre an mir die ganze Grausamkeit solcher Arbeitsverteilung. Es würde schon eine Erleichterung sein, wenn ich ab und zu ein Stenogramm bekäme, Post ablegen oder die Kartothek versehen dürfte. Aber ich bin rettungslos eingespannt in die Maschinerie zermalmender Eintönigkeit. Vom vielen Schreiben schmerzen mir die Muskeln. Die körperliche Erschlaffung hält mit der seelischen Schritt. Vielleicht ist eine bedingt durch die andere.

Neue Aktenschränke werden aufgestellt. Ich muß mich schräg setzen, um mit den Ellenbogen nicht anzustoßen. Das Büro ist unerträglich eng und dumpf. Niemand wischt Staub. Er liegt fingerdick auf den Regalen. Die Fenster sind verwuchert von wildem Wein. Es ist nie richtig hell bei

uns. Frische Luft kann nicht ins Zimmer. Fräulein Laue hustet. Es klingt nicht gut.

Stubenblaß und abgerspannt sehen wir alle aus. Die eine klagt über Müdigkeit, die andere über Kopfschmerzen, die dritte hat keinen Appetit. Im Grunde genommen sind alle diese Klagen nichts weiter als der Ausdruck für die unablässig quälende Sehnsucht nach Licht, Luft, Bewegung, nach freier körperlicher Entfaltung und Erlösung von dem verhaßten Sklavenjoch des Erwerbs. Im stillen hofft eine jede, früher oder später durch Heirat befreit zu werden. Ich überlege mir zuweilen, was für Frauen, was für Mütter aus diesen vorzeitig verbrauchten, entnervten und erschlafften Geschöpfen werden sollen? Was vermögen sie dem kommenden Geschlecht an Kraft und Lebensenergie mitzugeben? Traurig für die Mütter, schlimmer für die Kinder, gefährvoll für die Zukunft unseres Volkes, wenn nicht entscheidende Abhilfe geschaffen wird!

Abends, wenn ich meine hundertfünfzig Frachtbriefe ausgefüllt habe, bin ich so trügen, abgeleiteten Geistes, daß ich nicht einmal mehr lesen mag. Bekannte habe ich nicht in dieser Stadt. Meine Wirtin ist schwerhörig und menschenscheu, verdrießlich wie das Zimmer, das keine persönliche Note annehmenwill. Ich sehe die Frau nur, wenn sie morgens den Kaffee bringt, also zwei Minuten am Tage.

Meine englischen Sprachstudien habe ich wieder aufgenommen und fahre zweimal die Woche zu einer alten Miss in die Vorstadt. Sonntags treibe ich englische Grammatik und lerne Vokabeln. Ich gehe zuweilen auch spazieren, aber es sind zuviel Menschen unterwegs, zuviel fröhlich-verliebte, glücklich-zusammengehörige. Da geht sich's nicht gut so ganz allein, so mit brennendem Herzen und unerfüllten Lebenswünschen.

Ich wünsche mir ja nicht viel. Nur eine Existenz. Nur eine Stellung, die mir die Angst vor der Zukunft nimmt., Ich bin mittlerweile achtundzwanzig Jahre alt geworden, habe die Grenze für eine günstige Anstellungsmöglichkeit also weit überschritten. Nur junge Kräfte werden in den Zeitungen gesucht, "nicht über zwanzig Jahre", "nicht über vierundzwanzig Jahre". Eine Stenotypistin von fünfundzwanzig Jahren ist schon "zu alt". Es ist noch gar nicht lange her, das sagte

Lichte mir, ich wäre eigentlich noch zu jung für den Posten einer Disponentin. Mit dreiundzwanzig Jahren hätte man noch so viel Dummheiten im Kopf. Kann man das überhaupt einen Beruf nennen, was eben nur hinreicht über eine Spanne von vier bis sechs Jahren? Und dann, was macht man dann? Wenn ich dreißig bin, werde ich dann ausharren müssen um jeden Preis? Werde ich dann hinabsteigen müssen zu dem, was Frau Suhl war, die ihrem Peiniger noch schmeichelte, nur um der Stellung willen? Könnte ich doch in einen anderen Beruf hinein! Aber der Berechtigungswahnsinn unserer Zeit verriegelt alle Wege. Ein Examen, ein Diplom, eine langjährige Vorbildung! Ohne diese ist mit dem besten Willen, mit dem größten Fleiße, mit der stärksten Begabung nirgends anzukommen.

Ich muß, ich muß eine Lebensstellung finden! Sie braucht nicht gut bezahlt zu sein. Ich komme aus mit hundertfünfzig Mark. Aber ich will dort nicht verlegen sein müssen, daß ich das Lyzeum absolviert habe, ich möchte dort sein dürfen wie ich bin, ohne Argwohn zu erwecken. Ich würde sogar Frachtbriefe schreiben wollen, Jahr um Jahr, wenn ich damit dieser entehrenden Flucht vor erotischen Nachstellungen entgehen könnte. Aber gerade diese Stellung ist wohl am schwersten zu finden.

Vielleicht gibt es Berufe, in denen nicht der erotische Wert einer Frau über ihr Fortkommen entscheidet, wo dieser Punkt überhaupt nicht mitspricht. Irgendwie wird der Weg einer Frau wohl immer, sofern ihre Arbeit dem Manne untersteht, bestimmt sein durch ihr sexuelles Gepräge, gefördert oder erschwert. Vielleicht ist die Welt machtlos gegen diese Tatsache wie sie machtlos ist gegen die großen Gesetze der Natur überhaupt. Aber was geht verloren an sittlichen Kräften, an Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit, wenn Abertausende junger Mädchen im Alter ihres ersten Erwachens einem Ludwig Wagner, einem Murawski in die Hände fallen?

So fühle ich auch mehr Mitleid als Vorwurf, wenn Fräulein Bartels mit einer Selbstverständlichkeit, die bei ihren Kollegen nicht das mindeste Befremden erweckt, die Geburtstagsgeschenke aufzählt, die sie von "ihrem Herrn" bekommen: einen Hut, zwei Paar seidene Strümpfe, ein paar Schlüpfer zu ihrem Unterkleid passend und zwanzig Mark. Die andern finden das nobel.



Ich ertappe mich über großer innerer Müdigkeit. Auf einige Annoncen habe ich mich gemeldet und keine Antwort bekommen. Der wahre Wille zum Aufstieg ist ja längst in mir zerbrochen. Ich fühle es wohl.

Ein Tag nach dem andern verinnt in völligem Gleichmaß. Im Handumdrehen ist eine Woche vergangen, ein Monat, ein Vierteljahr. Der Sommer hat viele verregnete Sonntage gehabt. So hat man ihn kaum gespürt. Der Herbst ist vielleicht schön gewesen in Gärten und Wäldern. Der wilde Wein, der unser Fenster verdunkelt, hat sich unter der Rußkruste rot verfärbt, und nun raschelt es im Rasen.

In den ersten Novembertagen fällt dünner grauer Schnee. Ein mißmutiger Himmel spiegelt sich in den Straßenpfützen. Irgend jemand hat schon von Weihnachten gesprochen und die Furcht vor dem weihnachtlichen Verlassensein will nicht mehr von mir weichen.

Wenn man von Weihnachten spricht, darf man schon an das neue Jahr denken, an den kommenden Frühling und an den Sommer, den man wahrscheinlich wieder nicht erleben wird wie die sieben traurigen Sommer der letzten sieben traurigen Jahre.

So verrinnt das Leben, rieselnder Sand, der lautlos die Wege verschüttet. Ich habe Augenblicke grauenhaften Erwachens. Da schaut die Seele um sich und erkennt ihre Verlassenheit in der Wüste.

Ein Alp jagt mich aus der Bedrängnis eines würgenden Traumes. Mein Herz hämmert. Schweißgebadet lausche ich in die Stille, horche und begreife ihre Furchtbarkeit. Hohl und gespenstisch steht die Nacht über mir. In der Verwirrung zwischen Angsttraum und Erwachen überstürzt mich einen Herzschlag lang die Wahnsinnsvorstellung des Lebendigbegrabenseins.

Bin ich denn gewiß, daß ich überhaupt noch lebe? Starb ich nicht damals vor sieben Jahren? War es nicht mein Tod, die furchtbare Vernichtung jener Nacht, die mich von den Eltern riß? War ich es nicht,

die hinabgestürzt in Abgrundtiefen? Mein Grab wurde zugeschaufelt. Dieses Umherirren seither in unbegreiflichen Finsternissen, dieses vergebliche Hinaustasten aus qualvoller Kerkerschaft, wer will mir denn mit Bestimmtheit sagen können, daß es tatsächlich noch mein Leben, und nicht längst eine Phase der Abgeschlossenheit ist?

Ich bin nicht mehr jung und längst nicht mehr gesund. Ich leide an nervöser Schlaflosigkeit. Todmüde falle ich abends ins Bett. Schon hetzt mich die Angst, ich könnte wieder nicht einschlafen. Ich höre es zehn schlagen, elf und zähle die Stunden, die mir noch bleiben bis zum Aufstehen. Wenn ich jetzt einschlafe, reicht es noch aus. Um zwölf nehme ich ein kaltes Fußbad. Jemand hat mir gesagt, es hülfe. Frierend schlüpfe ich unter die Decke zurück, zähle von eins bis tausend, atme tief, versuche, die rasenden, kreuz und quer wirbelnden Gedanken zu bannen. Wenn es zwei schlägt, beiße ich vor Verzweiflung in die Kissen, ringe, bete, wimmere um Schlaf. Ich stopfe mir die Ohren zu, um das Schlagen der Kirchturmuhre nicht mehr zu hören. Sie ruft unerbittlich jede halbe Stunde aus.

Der Arzt hat mir Brom gegeben, Tropfen, Pulver, von denen ich ein einziges nehmen soll und drei herunterspüle in einer Nacht. Um vier weine ich fassungslos. Vielleicht dusele ich ein wenig darüber rein.

Um halb sieben reißt mich der Wecker aus dem zerwühlten Bett. Mir wird übel, als die Wirtin mit dem Frühstück kommt. Unmöglich, ein Ei zu essen, ein Brötchen zu kauen. Auch gegen den Kornkaffee sträubt sich alles in mir.

Übernächtigt, mit schmerzdem Kopfe und wühlendem Magen sitze ich dann wieder den ganzen Tag über den Frachtbriefen. Ich gehe zugrunde. Mein Gott, einen einzigen Hoffnungsstrahl jetzt, ehe es für immer zu spät ist!



Ich finde es nicht nett von Heinz Wagner, daß er mich seinem Bruder nicht vorstellt. Vielleicht geht diese Unterlassung auch mehr von dem Bruder aus. Er wirkt unangenehm eingebildet. Ich will mich unauffällig zurückziehen, erhalte aber, während die beiden noch Begrüßungsworte tauschen, die Anweisung, in meiner Suche nach der abhanden gekommenen Patentschrift fortzufahren. Otto Wagners Besuch steht nämlich im unmittelbaren Zusammenhange mit dieser Patentschrift. Sie muß unter allen Umständen heute noch gefunden werden.

Er hat den Bruder herzlich begrüßt und mich nicht gesehen. Ich muß seinen Mantel an den Haken hängen und ihm einen Stuhl frei machen. Er sagt nicht bitte und nicht danke und nimmt Platz. Ich knie erneut vor dem Schreibtisch hin und krame die einzelnen Fächer aus. Heinz Wagner wird abgerufen und ich bleibe mit dem Bruder allein zurück. Fast will es mir scheinen, als wäre überhaupt nur der Bruder anwesend, so deutlich macht er mir die Vorstellung meines Nichtvorhandenseins.

Er hat die Beine übereinandergeschlagen und blättert gedankenlos im Kursbuch. Er hat das typisch Wagnersche Gesicht, das sich Generationen hindurch behauptet hat, aber ohne Heinz' geistige Lebendigkeit und die patriarchalische Würde des Onkels. Er wirkt bäuerlich, und seine Blasiertheit ist abstoßend.

Fatal, daß ich ihn bitten muß, zur Seite zu rücken. Das übergeschlagene Bein weist geradewegs auf die Schubladenpartie, die ich jetzt durchfahnden muß.

"Ach, bitte, würden Sie so liebenswürdig sein..."

Es geschieht nichts und ich warte. Eine Zustimmung ist nicht erfolgt. In dem Buche wird weiter geblättert. Schon will ich meine Aufforderung wiederholen, als der Stiefel um eine Handspanne zur Seite gebogen wrd. Na schön, ich werde es versuchen. Mehrmals berührt mich die Spitze dieses Stiefels. Ich reibe den Schmutz von meinem frischgewaschenen Kragen. Eine kleine Unsauberkeit bleibt zurück.

Ich habe Glück und finde unter einem Wust alter Papiere die vermißte Patentschrift. Unmittelbar darauf kommt Heinz Wagner zurück. Er ist hochofrenet und lobt meine Findigkeit mit jener leichten und geistvollen

Grazie, die ihm alle Herzen gewinnt. Als er dabei den Bruder mit in ein Wortspiel verwickelt, starrt dieser abweisend zum Fenster hinaus. - - -

Wir haben Maschinenschaden gehabt und vierzehn Tage nicht liefern können. Die Bestellungen sind beängstigend aufgelaufen. Wir müssen den ganzen Tag unter Heraufholung unseres Höchsttempos Frachtbriefe und Rechnungen schreiben. Fräulein Bartel hat sich erboten, am Abend länger zu bleiben. Da ich von acht bis neu englische Stunden habe, die ich nicht gern versäume, verzichte ich auf die dreistündige Mittagspause, um das gleiche Quantum schaffen zu können. Die Herren Wagner sind zu Tisch gegangen. Ich bin allein und denke über Otto Wagner nach. Soviel ich weiß, hat er zehn Angestellte in seinem Büro und etwa fünfzig Arbeiter in seinem Fabrikgebäude. Das sind sechzig Menschen, deren Würde er zertrampelt.

Das Telefon klingelt. Heinz Wagner meldet sich am Apparat. "Wer ist dort? Fräulein Brückner? Sehr schön. Also hören Sie mal zu, Fräulein Brückner. Es ist erforderlich geworden, daß ich heute noch nach Berlin fahre. Der Zug geht in eineinhalb Stunden. Ich habe ausgerechnet meinen ältesten Anzug an. Ullrich soll sofort meinen braunen Anzug vom Schneider holen und hierher bringen. Machen Sie ihm Beine. Außerdem brauche ich meine Aktentasche. Sie liegt im Kontor auf der Fensterbank, Sie müssen sich da mal umsehen. Überzeugen Sie sich aber davon, daß die Korrespondenz mit den Rieck-Werken und die Düsseldorfer Prozeßakten drinstecken. Packen Sie auch noch ein paar von den neuen Prospekten und zehn bis zwanzig Backanweisungen bei. Und vor allen Dingen machen Sie den Ullrich scharf, daß er sich beeilt und nichts aus der Mappe verliert. Er soll den Anzug vorsichtig tragen."

Mir fällt ein, daß der Laufbursche mit einem Expreßstück nach der Bahn gegangen ist. Vor Ablauf einer halben Stunde ist er nicht zurückzuerwarten.

"Dann müssen Sie mir die Sachen bringen, Fräulein Brückner. Aber, bitte, beeilen Sie sich. Der Schneider wohnt Amselstraße vier, Ruderich. Schreiben Sie sich die Adresse auf. Ich sitze hier mit meinen Angehörigen im Ratskeller. Sie werden mich schon finden."

Ich muß mich zunächst einmal sammeln. Was hat er da alles gesagt? Korrespondenz mit den Rieck-Werken, Prozeßakten, Prospekte, Backanweisungen. Die Aktentasche wird so voll, daß ich sie mit einem Bindfaden umschnüren muß. Schwer ist sie außerdem und wird sich schlecht tragen lassen. Es ist richtiges Aprilwetter. Alle zehn Minuten kommt ein Regenguß. Ich werde Ludwig Wagner um einen Schirm bitten müssen.

Gern steige ich nicht in seine Privatwohnung hinauf. Er öffnet persönlich auf mein Klingeln. Das gewissermaßen private Zusammentreffen löscht den letzten Rest seiner ohnehin im Abflauen begriffenen Verstimmung. Er greift mir väterlich unters Kinn und drückt meine Wangen zusammen, daß mein Mund sich zu einem roten Wulste zusammenballt. Nun, das ist einer seiner harmlosen kleinen Scherze. Er geht bereits, einen Schirm aus dem Ständer zu wählen. Es dauert eine ganze Weile, bis er den richtigen findet.

"Ihr Mädchen könnte wohl nicht gehen oder einer von den Hofarbeitern?"

Er kneift mich in die Wange: "Ei, ei, so faul? Nun man dalli, dalli! Selbst ist der Mann." Und er gibt mir an der Tür einen kleinen Klaps hinten vor, wie man ihn einer niedlichen drallen Magd gibt, damit sie rot wird.

Ich fühle den bitteren Wunsch, mich umzudrehen und ihn mit der Faust ins Gesicht zu schlagen.

Der Schirm erweist sich als ein vorsintflutliches Monstrum, riesengroß und flach, vielfach zerschlossen, die Bespannung ist an einer Speiche abgerissen und bildet Ziehharmonikafalten. Ich halte, so gut es geht, meinen Mantel über die Aktenmappe, die sich nicht schließen läßt, und laufe durch den Regen. Erst wenn ich den Anzug zu schützen habe, werde ich mich dem Gejohle der Gassenjugend aussetzen.

Nach einigem Hin- und Herfragen finde ich die Amselstraße und glücklich auch die Numer vier. Ein Schild bekundet, daß hier im Erdgeschoß Wilhelm Ruderich feine Herrenmodelle anfertigt.

Hose und Weste des mir bekannten braunen Anzugs baumeln über der Tür am Haken. Die Jacke wird gerade gebügelt. Es ist ein wenig komisch

und ein wenig peinlich, Heinz Wagner gewissermaßen ins intime Innere schauen zu müssen. Insbesondere die in allen Regenbogenfarben angelaufenen Schweißblätter wirken nicht sehr diskret. Die Weste ist im Rücken etwas speckig. Das Beinkleid steht offen.

Der Schneider, hemdsärmelig und auf roten Pantoffeln, legt den seines Markes entledigten Heinz Wagner fein säuberlich zusammen und schlägt ihn in einen großen Bogen Packpapier.

„Das andere Fräulein ist wohl nicht mehr da“, meint er beiläufig, Stecknadeln zwischen den Zähnen. „Die ging auch so fein, immer in Hut und Mantel.“

Ich verstehe nicht recht, was er meint.

„Sie sind wohl auch schon lange in der Stadt? Das sieht man gleich an der Farbe. Heute wollen die Mädchen immer alle in die Stadt. Da sind die Kinos, und da sind die Soldaten. Meine Frau hat früher auch in besseren Häusern gedient, aber die war Mamsell auf dem Lande. Da ist ein ganz anderer Schwung dahinter.“

„Ich bin nicht das Mädchen“, sage ich, denn das glaube ich mir schuldig zu sein.

„Ach so, da machen Sie bloß Gänge? Die andere war ja auch noch nicht lange. Aber bei dem alten Herrn kann man ja nie wissen.“

Das Paket ist fertig. Er legt es mir behutsam über den Arm, schiebt unter den andern die Aktentasche und sieht, wo sich noch der Schirm unterbringen lassen könnte. „Na warten Sie mal, Fräulein, ich geh‘ mit bis vor die Tür und spann‘ ihn auf.“

„Donnerwetter, ist das aber ‘n Ding!“ lacht er draußen. Es regnet heftiger und ist windig geworden. Alles gerät in Gefahr, das Anzugpaket und die Aktentasche, der Schirm, der Neigung zeigt, sich auszustülpen, und am meisten mein Hut, der mir ins Gesicht rutscht. Ich habe keine Hand frei, um ihn zurechtzurücken.

Eine Frau schimpft hinter mir her, weil ich sie mit dem Schirm gestoßen habe. Bis zum Rathaus ist es noch ziemlich weit. Ich muß mich beeilen.

Der Ratskeller erstreckt sich über einen weitläufigen, säulengetragenen Raum, der von langen Tischreihen kreuz und quer durchzogen ist. Im Gewimmel der vielen Gäste, die eine anerkannt gute Küche mittags zusammenzieht, ist schwer jemand ausfindig zu machen. Die Ventilation läßt zu wünschen übrig. Der dichte Qualm erschwert die Übersicht. Kellner hasten mit hochbeladenen Tablett zwischen den Tischen hin und her. Es duftet nach Gebratenem. Neben jedem Tisch steht ein Weinkühler auf seinem Ständer.

Mit krampfhaft hochgezogener Stirn, weil der Hut mir über die Augen zu rutschen droht, die Mappe, die mir nahezu entfällt, mit letzter Kraft an mich pressend, eile ich durch die Reihen. Der Schirm ist nicht ordentlich geschlossen und klafft auf. Mein Arm, der das Anzugpaket hält, droht zu erlahmen vom steifen Tragen.

Man lacht laut hinter mir her.

Ich bin heiß von Anstrengung und Scham. Nirgends ist ein Stuhl frei, auf dem ich die Sachen niederlegen könnte, um mich in Ordnung zu bringen.

Zum Glück entdecke ich bald Heinz Wagners Rücken. An seinem Tisch sitzen fünf Personen. Heinz Wagner, seine Frau vermutlich, neben dem Bruder allem Anschein nach die Schwägerin und eine alte Dame in Schwarz, seine Mutter. Sie sieht mir streng entgegen, als ich keuchend an den Tisch trete.

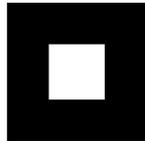
Heinz unterhält sich lebhaft mit dem Bruder und bemerkt mich nicht gleich. Es wäre für die alte Dame, die meine Bedrängnis sieht, eine Kleinigkeit, ihn auf mich aufmerksam zu machen. Aber sie verharrt in hochmütig-ablehnender Betrachtung meiner kläglichen Verfassung und läßt mich ein zweites Mal mein Verschen hersagen.

"Na endlich" sagt Heinz Wagner und zieht zerstreut einen Stuhl zum Ablegen der Sachen heran. "Sie müssen uns schnell noch was besorgen." Er zieht sein Portemonnaie. "Ja, sieh mal," spricht er dabei weiter, "der alte Vertrag entbindet uns keineswegs von der Verpflichtung..."

"Platz, bitte", schreit der Ober hinter mir. Ich klemme mich zwischen die Stühle. Ein Dame rafft stirnrunzelnd ihren Rock, um sich an meinen durchnäßen Kleidern nicht zu beschmutzen. -

Nicht Ihre Schuld, Heinz Wagner, meine. Meine, weil ich mich begnügen wollte, weil ich aus Furcht vor neuem Gequäle den Aufstieg verloren.

Ich muß plötzlich an meinen Vater denken, meinen stolzen, strengen, ehrgeizigen Vater. - - -



Ich halte mir die Zeitung, nur des Stellenmarktes wegen. Studiert wird sie während der Mittagspause, damit ich so schnell wie möglich meine Bewerbung abgeben kann.

Nach jüngeren Stenotypistinnen ist dauernd Nachfrage. Mir geht es um den letzten entscheidenden Versuch. Ich warte auf eine besondere Chance.

An einem höchst banalen, nüchternen und verheißungslosen Donnerstag fällt mein Blick, kaum daß ich die Zeitung öffne, auf eine breitemrandete Anzeige.

Ich lese - und in mir erhebt sich ein symphonisches Freudengebrause -, daß eine studentische Organisation eine intelligente und gebildete Sekretärin suche, nicht unter fünfundzwanzig Jahren, erste Kraft, an selbständiges Arbeiten gewöhnt, mit guten englischen und französischen Sprachkenntnissen. Zielbewußten Bewerberinnen biete sich eine gutbezahlte, in jeder Beziehung entwicklungsfähige Lebensstellung.

Ich bin toll vor Freude allein darüber, daß es ein Angebot geben kann mit dem Wortlaut *'nicht unter fünfundzwanzig Jahren'*.

Mit der ganzen Kraft neuerwachender Hoffnung und dem überzeugenden Schwunge plötzlicher Befreiung von erdrückender Mutlosigkeit schreibe ich meine Bewerbung. Es gibt eine Zuversicht, die fast schon Gewißheit ist. Von ihr erfüllt bis zum Zerspringen schließe ich den Briefumschlag.

Im Speisehaus habe ich soeben eine fette Karbonade stehen lassen und mißvergnügt in geschmorten Rüben gestochert. Jetzt überfällt mich ein fröhlicher Hunger. Ich koche mir eine Tasse Milchkakao, streiche mir ein paar handfeste Butterschnitten, dick belegt mit Schinken die eine, mit Schweizerkäse die andere. So schmause ich mit Appetit, und der Wortlaut jener verheißungsvollen Anzeige summt mir durch Hirn und Herz. Ich bin auf unbeschreibliche Weise von ihr durchdrungen. *Erste Kraft... entwicklungsfähige Lebensstellung... gutbezahlt*, auch das, ja auch das.

Ich eile ins Büro zurück. Zweifel quälen mich nicht einen Augenblick, Bedenken sind nicht zu überwinden. Als ich die Zeitung aufschlug, vorhin, war es nicht wie ein Anruf, eine Verheißung? Ich weiß, ich habe eine sehr gewandte Bewerbung geschrieben. Aber nicht in dieser Gewißheit wurzelt meine Zuversicht. Nein, sie kommt aus der Tiefe, aus einem Rest kindlicher Gläubigkeit, treuherzigen Vertrauens: ich habe seit Wochen, Monaten gefleht, gebetet, gerungen um Erlösung aus meiner Unterdrücktheit.

Hier ist sie. - - - Ich atme auf.



Ein weiteres Ereignis macht diesen Tag bedeutsam. Fast scheint es, als bestände zwischen beiden ein geheimer Zusammenhang.

Fräulein Laue hat immer gehustet und jedem, der es hören wollte, erklärt, dieser Husten sei lediglich nervöser Art. Auch für ihr häufiges Nasenbluten hat sie eine harmlose Erklärung gehabt. Mir schien sie ja immer leicht febril¹⁰ mit ihren heißroten Wangen und den glänzenden Augen, ihrer Übererregtheit und dem vielen grundlosen Lachen. Gestern war sie schon erkältet gewesen und heute morgen heiser bis zur Stimmlosigkeit.

In der Mittagszeit nun, während der ich einen schicksalhaften Wink aufgefangen, hat sie, ohne Besorgtheit natürlich, so, wie man sich eben fühlt im Sprechzimmer eines Arztes, wenn man sicher ist, daß an dem hilfebedürftigen Gebresten nichts zu schneiden, zu stechen oder sonstwie zu peinigen ist, ihren immer ein wenig feuchten Rücken dem Hörrohr des Arztes hingehalten.

Es vergehen Stunden, und sie kommt nicht zurück. Heinz Wagner öffnet zum dritten Male die Tür und sieht ihren Platz leer.

¹⁰ fiebrig

„Ich habe dringende Post, Fräulein Brückner, und werde Sie zur Untreue gegen Ihre Frachtbriefe verleiten müssen. Wir wollen schnell einige Briefe schreiben.“

Zum erstenmal an diesem Nachmittag gerate ich in den Bannkreis seiner regelrechten Arbeitssphäre. Die gelegentlichen Handreichungen, zu denen er mich bisher aufgerufen, die seltenen Hilfeleistungen in Labor und Dunkelkammer, sie trugen fast immer den Charakter kleiner spielerischer Arbeitspausen. Aber nun ist die Tür fest verschlossen. Ich warte, die Fingerspitzen auf den Typentasten, des Diktats, das der Zeitersparnis wegen stets in die Maschine erfolgt.

Heinz Wagner sitzt mir schräg gegenüber. Jeder meiner schweifenden Blicke trifft sein ruhiges, gesammeltes, in vollem Arbeitsernst gespanntes Gesicht. Ohne die Unruhe der Übertreibung holt er in geschickter Steigerung mit sicherem Instinkt für die vorhandenen Möglichkeiten das Höchsttempo aus mir heraus. Mit einem kleinen Lächeln bremst er, wenn die Typen plötzlich anfangen zu stottern.

Selten kommt es bei ihm zu einer Pause des Besinnens. Ich bewundere die geschickte Linienführung seiner Sätze, die sich nie versteigen. Virtuos die Leichtigkeit, mit der er abirrende Gedankensprünge einebnet in das Gefüge des Ganzen. Ich erquicke mich an der feinen Geistigkeit, mit der er die Briefe zu würzen weiß. Und wenn es sich gleich immer nur um Mehl und Brot, Brot und Mehl handelt, wenn alle diese Briefe sich auch nur im engen Zirkel um ein bescheiden abgegrenztes Gebiet drehen können, an biedere Bäckermeister gerichtet, Heinz Wagner hat sich in den vielen Jahren, die er nun schon hier sitzt und diktiert, nicht zur Schablone verleiten lassen. Und ich nehme nicht ohne Beschämung zur Kenntnis, daß die Voraussetzung für die Verödung im allzu gleichmäßigen Trott des Berufslebens mehr in uns selbst, als im Charakter unserer Arbeit liegt.

Zum mindesten beweist mir Heinz Wagner durch seine temperamentvolle Frische und Wachsamkeit, mit der er ein und dasselbe Thema in den unterschiedlichsten Nuancen schillern läßt, daß der Geist es nicht nötig hat, sich von der Armseligkeit der Materie knechten zu lassen.

In einem Zustand der Gehobenheit komme ich an diesem Tag nach Hause. Kaum, daß die nachgiebige Fülle der Kissen mich schmeichelnd hinnimmt, sinke ich auch schon in den Schlaf.

Ich weiß nicht - dies ist der letzte zerrinnende Gedanke vor dem Entschlummern - ob diese Ruhe aus der zauberischen Hoffnung kommt, die in der Anspannung des Nachmittags keineswegs verblasen konnte, oder aus der unbedingten Verlässlichkeit, Uranständigkeit und Unbestechlichkeit, mit der Heinz Wagner seine Geschäfte abwickelt. Lichtes zweifelhafte Theorie über die Wechselwirkung zwischen der Elastizität des kaufmännischen Gewissens und der Kurve des geschäftlichen Erfolges hat an diesem Nachmittag eine schwächliche Niederlage erlitten. Der Wagnersche Betrieb wird grundreell geführt und wirft einen erfreulichen Gewinn ab.



Was wir von Fräulein Laue noch zu sehen bekommen, ist ein Attest ihres Arztes, der eine fortgeschrittene Lungentuberkulose bescheinigt, und wenige Zeilen von ihr selbst, mit denen sie Heinz Wagner bittet, ihr den Posten in seinem Hause offen zu lassen, bis ein mehrwöchiger Aufenthalt in einer Lungenheilstätte nähere Schlüsse über ihre Wiederherstellung zulasse.

Fräulein Bartels Orthographie ist so bedenklich, daß sie für die Korrespondenz des Chefs nicht in Frage kommt. Die Buchhalterinnen können das erforderliche Tempo nicht nachweisen. So bin ich mit einem Schlage befreit vom drückenden Alp der entsetzlichen Frachtbriefe. Das Arbeitsamt wird angeläutet, und noch ehe ich im Besitz einer Antwort auf jenes Gesuch bin, das meine Träume unaufhörlich umgaukelt, hat sich meine Beförderung vollzogen. Ich siedle auf Fräulein Laues Platz über, und ein sehr niedlicher blonder Wuschelkopf seufzt über den Stapeln, denen ich entronnen.

Da gleich am ersten Tage das Gerücht geht, die Neue wäre "auch so eine vom Lyzeum", da dieses wirklich allerliebste neunzehnjährige Mädels

sich obendrein geschmackvoll zu kleiden weiß, so kann ich sicher sein, daß der Hauptstrom der mir bisher ungeschmälert zugeflossenen Feindseligkeit sich nunmehr von mir abwenden wird. Ludwig Wagner pendelt hochroten Gesichtes, das väterlichste aller väterlichen Lächeln um die aufgeräumt schwatzenden Lippen, allzuhäufig zwischen seinem Kontor und dem unsrigen hin und her. Er kommt zehnmal an mir vorbei, und das Wunder geschieht: er berührt mich dabei nicht mehr. Er steht hinter meinem Stuhl und kitzelt mir nicht mehr den Rücken. Er erteilt mir eine gute Lehre, und seine schwere warme Hand lastet dabei nicht auf meinem Nacken. - Er ist ganz in den Bann geschlagen von dem unerhörten Liebreiz der Neuen.

Kurzum: ein Grund zum Aufatmen wäre vorhanden, wenn mich die schwebende Angelegenheit mit der studentischen Organisation nicht in Unruhe hielte.

"Fräulein Brückner, nun aber mal heftig an die Arbeit!" Heinz Wagner hat unter ungeheurer Dampfentwicklung den ganzen Vormittag im Labor geheimnist, große braunrote Löcher in seinen neuen Büromantel gebrannt und garstige Gerüche mit heruntergebracht.

Er ist sehr aufgeräumt. "Wie geht es uns denn eigentlich, wenn man sich bescheiden erkundigen darf?" neckt er mich. "Vorige Woche schien mir leichte Neigung zur Fahnenflucht vorhanden. O bitte, bitte, kein Anlaß zum Erröten. Schwerer Depressionszustand, wie? Fabelhaft, wie man sich so erholen kann in drei, vier Tagen, nachdem das Gespenst der Frachtbriefe taktvoll verdunstet ist."

"Ich wage nicht zu leugnen, Herr Wagner, aus lauter Furcht, das Gespenst könnte sich zurückkristallisieren."

"Also doch kleinmütig gewesen! Und auf diese Frau setze ich nun meine schönsten Hoffnungen! Ich habe mir nämlich überlegt, daß in Ihnen eine ganz gute Korrespondentin stecken müßte. - Wir werden jetzt erst mal eine Weile gemeinsam korrespondieren, damit Sie Instinkt dafür bekommen, wie ich die Sachen erledigt haben möchte. Dann sollen Sie allein weiterwurschteln. Der Kram wird nämlich mit der Zeit etwas viel für einen allein. Ich hoffe Sie dann zum Winter so weit zu haben, daß

ich ohne Gewissensbisse ein paar Wochen in den Bergen Ski fahren kann.”

Mich brennt das schlechteste Gewissen der Welt. Die Möglichkeit eines Stellenwechsels hat mit einem Mal ein ganz anderes Gesicht für mich bekommen.

Fünf Tage sind seit Absendung meiner Bewerbung vergangen. Habe ich überhaupt noch zu hoffen?



Es nützt nichts, daß ich mich feige und erbärmlich schelte. Der Schreck, der mich durchfährt, als ich nach Hause kommend einen fremden Brief vorfinde, ist keineswegs ein freudiger, sondern ehrlich heraus ein fataler.

Ich habe nicht gefürchtet, nein, ich habe geradezu gehofft, eine Antwort auf mein Gesuch nicht mehr erwarten zu dürfen. Enttäuschung und Erleichterung haben sich dabei zu gleichen Teilen vermengt. Und wenn ich bedenke, welches Grauen ich seit Lichte und Murawski vor einem Stellenwechsel empfinde, so muß ich gestehen, daß ich um eine glückliche Hoffnung ärmer zwar, aber dennoch im geheimen erleichtert war, einer schwierigen Entscheidung enthoben zu sein.

Aber nun liegt da, ungeheuer beredt im grellen Lichtspiegel meiner Nachttischlampe ein schmales langes Kuvert, dessen kapriziöses Format etwas ungemein Bestechliches hat.

Ich nehme es vorsichtig zur Hand. Es ist zu leicht, um meine Zeugnisse zu enthalten, zu leicht, um nicht schwerwiegend zu sein.

Ich öffne und lese: *‘...Wir bitten um Ihre persönliche Vorstellung am Freitag dieser Woche zwischen zwölf und eins. Internationaler Austausch akademischer Jugend.’*

Die Aufforderung zur persönlichen Vorstellung ist noch längst keine Entscheidung, suche ich mich zu beschwichtigen. - Der gute Heinz Wagner, soll ich ihn um seinen Winterurlaub bringen? - Stünden nicht diese argen Erfahrungen hinter mir, es würde gar keinen Zweifel geben, aber wie furchtbar hat sich bisher jedesmal entpuppt, was sich verheißungsvoll anließ. Das blanke Elend folgte den gleisnerischsten Versprechungen.

Da steht nun Heinz Wagner, der Verlässliche, Uranständige, Erprobte. Eine Stellung bei ihm kann immer auch eine Lebensstellung sein. Nie wird er eine Arbeitskraft entlassen, wenn sie in seinen Diensten grau geworden ist. Aber der Posten, den er mir bieten kann, er birgt keinerlei Entwicklungsmöglichkeit. Es wird immer nur eine bescheiden umgrenzte Korrespondenz in Angelegenheiten Brot und Mehl sein. Ein Gehalt, das der kaufmännische Tarif dem Alter entsprechend geringfügig staffelt. Dienststunden von acht bis zwölf und von drei bis sieben, den Sonnabend eingerechnet. Vielleicht würde das Büro eine Erweiterung um die Nebenwohnung erfahren und somit ein wenig mehr Platz, ein wenig mehr Licht und Luft bei der Arbeit sein. - Ludwig Wagners hemmender Einfluß müßte auch in Zukunft ohne jede Aussicht auf Erfolg zu bekämpfen sein.

Aber wiegt nicht der Schutz der unbedingten Ehrenhaftigkeit Heinz Wagners die ungewissen Vorteile auf, die eine geschickte Zeitungsannonce verspricht? Und das herzliche Verständnis, die teilnehmende, stützende und stärkende Kameradschaft von Mensch zu Mensch, Heinz Wagner von Natur aus mitgegeben, kann ich sie je bei einem zweiten Arbeitgeber erhoffen? Die großen Talente des Herzens sind selten die des Geistes. Suchte ich nicht von Anbeginn an nach dem Arbeitsfreund? Nun ich ihn kaum gefunden nach sieben harten und bösen Jahren, darf ich ihn vorüber lassen um der zweifelhaften Möglichkeit eines keineswegs sicheren, zunächst nur rein phantastischen Aufstieges willen?

Heinz Wagner ist guter fester Grund, erprobtes Gebiet. Er ist Schutz und Geborgenheit vor weiteren Erfahrungen. Aber werde ich nicht bereuen müssen, dereinst, wenn Mehlstaub meine Wege verschüttet hat; wenn das Einerlei einer soliden, braven und ehrenwerten Arbeit mich nicht vergessen lassen konnte, daß da einst ein Kreuzweg war, an dem man

nicht eben mutig, nicht eben schwungvoll sich für die Sicherheit eines bescheidenen bürgerlichen Weges entschied? Soll dieser Posten bei Wagner nun das endgültige Ziel sein, zu dem so verworrene Wege nötig waren? Darum die maßlosen Opfer, die Leiden der Erniedrigung? Und die erstrebte Annäherung an die Sphäre, aus der ich gekommen, ist sie erreicht zwischen diesen engen Wänden, die nicht vor gelegentlichen Botengängen schützen, nicht vor der Nachstellung des alten Bäckermeisters?

Ich fühle knisternd das Pergament zwischen den Fingern, die seidige Glätte des anspruchsvollen Briefpapiers.

Fremde Länder werden sich erreichen lassen: Amerika, Rußland, Japan. Unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten sind mir gegeben. In einem Sekretariat, in dem Englisch und Französisch gebraucht wird, herrscht ein anderes Niveau als in einem Büro, in dem einzig und allein mit biederem, des Lesens und Schreibens oft nicht sehr vertrauten Bäckermeistern korrespondiert werden muß.

Ich wage viel, wenn ich Heinz Wagner verlasse. Und wage mehr, wenn ich den Schritt ins Neue, Verheißungsvolle, Schimmernde nicht wage.



Kühl, reserviert bis zur Ablehnung erhebt sich über flachen Rasenquadern das Gebäude der Internationalen Studentenfürsorge.¹¹ Säulen tragen den Balkon der oberen Etage.

Schnurgerade, mit harten, symmetrisch gehauenen Steinen gepflastert, über denen die Schritte merkwürdig hallen, führt der Weg durch den Vorgarten nach der stilvollen Eingangstür.

¹¹ Vorbild für diese Institution war möglicherweise die *Akademische Auslandsstelle* des VdH (*Verband der deutschen Hochschulen*). Sie wurde 1927 gegründet, nutzte die Infrastruktur der *Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft*, hatte ihren Sitz in Dresden und war einer der wichtigsten Träger des internationalen Studentenaustausches im Deutschen Reich. Nach der Machtübernahme der Nazis bekam die AKA eine Schlüsselfunktion bei der Gleichschaltung der Studenten. (Vgl. Elisabeth Kraus [Hrsg.]: *Die Universität München im Dritten Reich. Aufsätze Teil I'* (München 2006, S. 128ff.)

Das Haus ist neu. Die Vorhalle riecht nach Kalk und frischem Mörtel. Eine Pendeltür schlägt mit leisem Sausen hinter mir zu. Ich nenne dem Portier meine Wünsche.

Er meldet mich telefonisch und schreitet mir voran nach dem Zimmer des Personalgewaltigen: Herrn v. Killar. Während ich über karmesinrote Läufer gehe, entferne ich mich sehr weit von einem gewissen kümmerlichen und engen Büro, in dem eine Lungenkranke lange geatmet, das nie ein reinigender Sonnenstrahl, kaum ein Luftzug trifft. Ja, wenn ein letzter Rest von Unschüssigkeit noch in mir vorhanden ist, er schwindet, als die dunklen Spiegel der blankpolierten Eichentür sich rückwärts in Helle und Schönheit eines gewählten Raumes öffnen. Nichts anderes ist mehr in mir, als der Wunsch, hierher zu gehören, ein Teil dieses gepflegten Hauses zu werden. Etwas wie dies schwebte mir ja vor, wann immer ich von einer idealen Arbeitsstätte träumte.

Herr v. Killar bittet mich, Platz zu nehmen. Vor ihm liegt mein Gesuch. Er hat mich mit einer Geste begrüßt, die eine haarscharfe Grenze gezogen zwischen der Verbeugung eines Kavaliers und der eines Machthabers von Einfluß, der von vornherein bedacht sein muß, Distanz zu schaffen. Die beiden Momente waren aufs diskreteste gegeneinander abgestimmt, und zwar - man fühlt es - nicht willkürlich, nicht schablonenmäßig, nicht ebensogut geeignet, Fräulein Schulz oder Fräulein Müller zu imponieren. Nein, es war die mir persönlich abgelauschte Mischung, die allein geeignet, mir die Bedeutsamkeit dieses tadellos gekleideten, eleganten und gepflegten Herrn v. Killar in der sympathischsten Weise zum Bewußtsein zu bringen. Eine untrügliche Menschenkenntnis entscheidet hier über die allein wirksame Tonart. Ich kann mir vorstellen, daß es Vergnügen bereiten müßte, Herrn v. Killars Virtuosität nicht nur im eigenen Falle bewundern zu dürfen. Unmögliche Vorstellung, er könnte sich jemals vergreifen im Zusammenklang von Lächeln, Gruß und einladender Geste, sei es nun, daß er ein Laufmädel für die Exposition, eine jüngere Stenotypistin von der Fortbildungsschule, eine gehobene Stenotypistin mit einiger Berufserfahrung, eine Sekretärin mit Lyzealbildung und Sprachkenntnissen oder eine Akademikerin für die wenigen leitenden Posten im Hause auf das harte Stühlchen zu placieren hat, das eigens

zum Zwecke des hochnotpeinlichen Verhörs in angemessenem Abstand von seinem Schreibtisch wartet.

Er wird über wieder ganz andere, gewiß genau so reich variierte Instrumentation zum Empfang der verschiedenen Gäste dieses Hauses verfügen, und da es zu seinem Pflichtenkreis gehört, gelegentliche Schwierigkeiten unter dem zahlreichen Personal ohne Geräusch, ohne sichtbare Härte und ohne Gefährdung der diskret betonten Vornehmheit des Hauses scherzend, schlichtend oder strafend zu beseitigen, so wird man zugeben müssen, daß die Tätigkeit dieses trefflichen Herrn v. Killar eine gewisse Würdigung verdient.

Er hat mich also beileibe nicht herablassend, aber wohlwollend, beileibe nicht ohne Achtung, aber mit Würde gebeten, auf jenem schon erwähnten Stühlchen Platz zu nehmen und faltet die Hände bei aufgestützten Ellenbogen. Ich glaube, daß Richter in dieser Haltung ein Verhör beginnen.

Zwischen uns liegt ein Zimmerabstand, der Anspannung erheischt. Herr v. Killar hat den Vorteil, im Laufe der Unterhaltung in gelöster, selbstverständlich keineswegs nachlässiger Haltung im Klubsessel lehnen zu dürfen - ohne jede Spur von Nervosität versteht sich - in aller Gelassenheit mit dem silbernen Krayon zu spielen.

Ich hingegen fühle mich ein wenig nackt und bloß auf meinem Stühlchen, die Knie zusammengepreßt und verstohlen bedacht, der Kürze meines Rockes nach bestem Vermögen abzuhelfen.

Der heftige Wunsch, diesen tadellos gescheitelten, angenehm duftenden Herrn v. Killar für mich zu gewinnen, jagt mir fiebrige Schauer über den Rücken. Indessen halte ich mich äußerlich tapfer und die dankenswerte Einrichtung des im Falle der Benebelung einsetzenden Unterbewußtseins läßt mich wohlgesetzte Antworten geben, denen ich staunend nachlausche.

Ich hatte einer instinktiven Eingebung folgend bei der Abfassung eines Bewerbungsschreibens erstmalig gewagt, meine gelegentlichen schriftstellerischen Versuche zu erwähnen.

Ein winziges Lächeln überhuscht Herrn v. Killars mir verbindlich zugewandtes Gesicht. "Sie schreiben?"

Ich halte mit angespannter Muskelkraft eine Blutwelle in mir nieder. "Ein wenig."

"Romane?"

Ich schließe mein Gesicht, nicht gerade gekränkt, aber warum lächelt er?

"Mir fehlte die Zeit zu größeren Arbeiten. Ich mußte mich auf Kurzgeschichten, Essays und Buchbesprechungen beschränken."

Ob ich daran gedacht hätte, einige Druckproben mitzubringen?

Nein, ich hätte nicht erwartet, hierfür Interesse zu finden. - Und nun stellt es sich heraus, daß diese verschämt erwähnten literarischen Versuche von entscheidender Wichtigkeit sind. Meine Tätigkeit im Falle einer Einstellung würde gewissermaßen redaktioneller Art sein.

O, wie dieses Wort mich aufreißt! Vergessen ist das bescheidene Stühlchen, vergessen die unbehagliche Kürze meines Rockes, vergessen der Abstand von diesem kühlt temperierten Herrn v. Killar. - Traum vieler geschlagener Jahre, versteckter, sehnsüchtiger, niemals ans Licht gehobener Traum, ist es möglich, daß du dich plötzlich erfüllen sollst?

Nun darf ich nichts mehr überlegen, denn was hier wirkt, ist keine bloße Zufallsfügung mehr. Es ist mein Weg, der sich hier vollenden soll. Ich kann es nicht anders sehen. Eine herrliche Ruhe überkommt mich, die ganz große, gläubige Zuversicht, daß ich vor glückhafter Schicksalswende stehe. Zweiundsiebzig Bewerberinnen um den Posten haben sich eingefunden. Die Zahl schreckt mich nicht. Es kann unter diesen zweiundsiebzig nicht eine zweite geben, für die die Entscheidung von gleich schwerwiegender Bedeutung ist wie für mich. Das Schicksal kann einfach nicht so grausam sein, mich so nah an die Erfüllung aller meiner Wünsche zu führen, um sie vor meinen Augen einer anderen zuzuwenden. Ich bin nicht mehr beklommen. Ich bin freudig beredt. Und ich fühle sehr wohl, daß ich nun überzeuge. Herr v. Killar zieht ein wärmeres Register.

Es handelt sich darum, daß jungen Akademikern die Möglichkeit gegeben werden soll, Erfahrungen im Auslande zu sammeln. Die zur Verfügung stehenden Mittel sind beschränkt. Die würdigsten aus der großen Anzahl der Bewerber müssen ausgewählt werden. Kritische Bearbeitung der Gesuche also, Zusammenstellung und Ergänzung der Erfahrungsberichte, Herausgabe eines monatlich erscheinenden Rundbriefes, die Erledigung der hiermit zusammenhängenden Korrespondenz und gelegentliche Beratungen persönlich vorsprechender Bewerber, dies ungefähr ist das Arbeitsgebiet, das mir zufallen wird. Unmittelbarer Dienst an warm durchpulsten, blut- und lebensvollen Aufgaben.

Der Posten wird erst neu errichtet. Dr. Maßmann, der Leiter des I.A.A.I. steht selbst erst seit kurzer Zeit in der Arbeit. Es soll mir breiteste Schaffensbasis gelassen werden, volle Freiheit in der Entwicklung meiner Möglichkeiten.

Herr v. Killar lächelt. "Sie stehen als Erste zur engeren Wahl, der schriftstellerischen Arbeit wegen. Die einzige Rivalin, die Sie zu fürchten haben, ist drei Jahre in Amerika und vier in der französischen Schweiz beruflich tätig gewesen."

Dennoch, die Entscheidung kann nicht gleich schicksalsbedeutend sein für sie wie für mich. Trunken von Eifer, Glück und Zuversicht folge ich Herrn v. Killar in die entscheidende Audienz bei Dr. Maßmann.

Ich werde gebeten, vor der Tür zurückzubleiben, bis man mich ruft. Die Gewißheit, daß Herr von Killar drinnen zu meinen Gunsten plädieren wird, nimmt diesen Worten die Unbehaglichkeit.

Dann weitet sich vor mir die unerwartete Leere eines riesigen Saales. Durch fünf breite Fenster stürzt Sonne über die Wände. Meine Holzabsätze klappern peinlich in dem hohlen Raum. Ganz hinten in einer Ecke steht ein Schreibtisch, an dem die beiden Herren mich erwarten. Selbst Herrn v. Killars diskret betonte Erhabenheit ertrinkt in den Dimensionen dieses unwahrscheinlich kahlen und hohen Gemaches.

"Herr Dr. Maßmann - Fräulein Brückner", stellt v. Killar vor.

Ich begegne einem zögernden Lächeln, das auf halbem Weg gleichsam erstarrt. Maßmann ist klein und stämmig, von schwach rötlicher Blondheit, mit wimperlosen, sehr hellen, ein wenig vorquellenden Augen.

Der Blick dieser glashellen Augen wandert in nachdenklicher Verlorenheit häufig zum Fenster hinaus, wird sinnend zurückgenommen und tastend über mich hingeschickt. Trifft er mir gerade ins Gesicht, so ergänzt ihn ein Lächeln, das man bescheiden nennen könnte, wenn nicht überlegene und wohlbedachte Sätze den Eindruck einer gewissen Unsicherheit ins Verschlagene übersetzten.

Sichtlich zögernd, sichtlich unschlüssig, minutenlang zerstreut und, wie mir scheinen will, in Gedankengänge verstrickt, die nicht mich betreffen, zweiflerisch lächelnd, einsilbig und dennoch irgendwie zielbewußt stellt er Fragen und läßt mich antworten. Wieder dann wandern seine Blicke gegen die Helle der frei über den Garten hängenden Himmels, verweilen dort lange und kehren in sich gewendet zurück.

Ich bemühe mich krampfhaft, ein heftiges Mißbehagen zu unterdrücken. Eine Pause entsteht, eine halbe Minute lähmenden Schweigens, bei dem die Öde des unwohnlichen Saales jäh in mein Herz stürzt und alles verloren gibt.

Ich werfe Herrn v. Killar hilfeflehend einen Blick zu. Er lächelt kaum merklich Gewährung, zieht aus einem Stapel blauer Aktendeckel ein Heft hervor und reicht es mir mit ermunterndem Nachdruck. "Was hätten Sie uns beispielsweise über diesen Bewerber zu sagen?"

Ich blättere, lese und formuliere vorsichtig, was ich sehe und denke. "Da ist zunächst die Photographie eines breitknochigen, unfrohen Gesichtes, fragend gehobene Augenbrauen, die Mühseligkeit verraten. - Arbeitszeugnisse bescheinigen ohne Wärme, daß der Werkstudent Erich Hagemann die ihm übertragenen Arbeiten gewissenhaft ausgeführt habe. Ein gar zu liebevoll ausgemalter Fragebogen verrät den Pedanten. Mittelmäßige Examenszensuren. Keinerlei sportliche Betätigung, keine Beteiligung an studentischerr Selbsthilfe. Anerkennenswert zähe Durchführung schwerer körperlicher Werkarbeit in Bergbau und

Hüttenwesen. Doch läßt der Bericht über die praktische Tätigkeit fühlbar den geistigen Aufschwung über die Mühsale der Körperarbeit vermissen. Die Ausdrucksform ist unbeholfen. Der Wille, gründlich zu sein, beherrscht sämtliche Aufsätze. Ein fleißiger, verlässlicher Arbeiter ohne Frage, aber ohne schlummernde Möglichkeiten, denen ein Auslandsstudium zu rascherer Entfaltung verhelfen könnte. Dem Lebenslauf nach ein Mensch, der sein Ziel trotz aller finanziellen Schwierigkeiten nicht verläßt und sich geduldig die letzte Anspannung abringt. Aber der Funke verheißungsvoller Begabung fehlt, der fröhliche Weitblick, die frische Kühnheit jugendlichen Wagemutes. Als Werkstudent im Auslande gewiß ausdauernd und verlässlich, aber kein Repräsentant des Deutschtums, wie wir ihn uns wünschen müssen. Ich würde ihn ablehnen, wenn es gilt, Führernaturen heranzuziehen, die die empfangenen Eindrücke in lebendige Werte umwandeln sollen."

"Danke", sagt Herr v. Killar und nimmt mir das Aktenstück aus der Hand.

Dr. Maßmann sieht mir mit spähender Neugier ins Gesicht. Jetzt fängt mein Herz an zu klopfen. Es wird aber keine Entscheidung ausgesprochen. Am Montag soll ich schriftlich Nachricht erhalten.

Wieder klappern meine Absätze störend über das hohle Parkett. Die Herren hinter mir schweigen, bis ich draußen bin. - - -

Auf dem ganzen Heimweg versuche ich, Dr. Maßmanns Verhalten zu deuten. Er hat irgendeinen unerklärlichen Hinterhalt, das steht fest.

Später, viel später erfahre ich, daß zwischen ihm und Herrn v. Killar eine geheime, unter der Maske aalglatter Höflichkeit ausgetragene Feindschaft besteht. Diese Feindseligkeit nun verfügt nur über ein einziges Kampfmittel: den passiven Widerstand. Wenn also Herr v. Killar, dessen Urteil entscheidet, mich für geeignet hält, so wird Dr. Maßmann es darauf anlegen, ihm in kürzester Zeit zu beweisen, daß er einen Mißgriff getan hat.

Wie gesagt, von diesem Verhältnis weiß ich zunächst noch nichts. Es bleibt nur ein unerklärlicher Rest in mir zurück, eine geheime Bangnis und Warnung, die ich immer wieder von neuem zuzuschütten versuche mit Zuversicht und Vertrauen.

Doch so befreit ich auch bin vom Druck der unerhörten Spannung, so närrisch vor Freude und Dankbarkeit, als ich mein Anstellungsschreiben am Dienstagmorgen aufbreche, es liegt eine winzige Hemmung im brausenden Überschwang und ein heimlicher Strudel kreist im Strome befreiter Wünsche: Gefahr!



Nun ist dieser letzte Tag bei Wagner gegen alle Erwartung schwer von Abschiedswehmut. Alles Feindliche und Kleine schwindet vor der Tatsache des Scheidens. Da steht die kleine Blondine, die mir lieb geworden ist, mit einem Strauß später Astern. Ich muß Hände schütteln und Wünsche entgegennehmen. Nun sind es mit einem Male Kollegen, gute treue Kollegen, die dasselbe Schicksal tragen wie ich.

Nebenan sitzt Heinz Wagner hinter Bergen unerledigter Post, die Stirn in Sorgen.

Meine Nachfolgerin arbeitet bereits seit zwei Tagen auf meinem Platze, ein freundliches, korpulentes Mädchen. Ich habe fast neidvoll ihren Einzug mitangesehen, das mühelose Hineingleiten in ein vertrautes Element. Weder Neugier, noch Feindschaft, noch Fremdheit sind ihr entgegengetreten. Um keines Kollegen Zugehörigkeit wird sie buhlen müssen in diesem Kreise. Sie hat gleich morgens eine Bierflasche mit kaltem Kaffee vor sich hingestellt und zwei kräftige Butterschnitten vertilgt.

Ganz gewiß ist es Torheit, und ich überschätze die Belanglosigkeit eines Wechsels im Büropersonal, aber mit der vollen Drucklast eines schlechten Gewissens poche ich an Heinz Wagners Tür. Das Bewußtsein der Untreue ist lebendiger in mir als der kärgliche Spott vernunftmäßiger Erwägungen.

Und wie das Gesicht, das verehrte, sich aus der Versenkung der Arbeit löst, mit einem warmen Scheine der Güte und Herzlichkeit zu mir gewendet, da überfällt mich ein rasender Schmerz des Verlierens. Blind

hinter Tränen ahne ich das ernste Verstehen seines tiefforschenden Blickes.

Ich habe mir Worte des Dankes zurecht gelegt. Sie bleiben ungesagt in zusammengedrückter Kehle. Man muß gelitten haben wie ich, gehaßt, verachtet, verabscheut, um die Unzersprenglichkeit der Überfülle zu ermessen, die jetzt in den vermauerten Gängen meiner Seele stürmt.

Leise berühren mich letzte gute Worte. Auch der scheidenden Angestellten noch gilt seine Fürsorge. - Mußte ich bleiben, Heinz Wagner? War es ein Unrecht, daß es mich weitertrieb?



Mit einem fröhlichen Aufschwung, der alle Bedenken hinter sich läßt, kampflustig bis zur äußersten Anspannung, springe ich am nächsten Morgen aus den Federn. Ein Guß kalten Wassers über Schultern und Brust erhöht die Bereitschaft zum Frohsinn. Aber unter dieser leichten Welle des Übermutes strebt ein inbrünstiger und heiliger Ernst der neuen Arbeit entgegen. Ic will alles, alles tun, um meinen Posten befriedigend auszufüllen.

Herr v. Killar hatte mir gesagt, daß ich dem gesamten Personal würde vorstehen müssen, ein Begriff, dessen Grenzen sich unheimlich weiten, als ich gegen acht Uhr in den Zustrom eiliger Gruppen von Mädchen und jungen Leuten gerate, die alle in die Gitterpforte einbiegen, durch die auch ich zu gehen habe. Aus vielen blinkenden Fenstern schaut das Haus und hinter jedem darf ich einige Arbeitsplätze vermuten. Ich habe, weiß Gott, keinen rechten Begriff von der Stellung, die meiner wartet und denke sie mir unbehaglich verantwortungsvoll.

Aber nun habe ich mich glücklich bis zu meinem Arbeitszimmer durchgefragt und dieses verschämt in den Schultern sich drehende Mädchen sagt mir glatt heraus, daß sie, Dr. Maßmann und ich eine Abteilung ganz für uns allein bilden, unabhängig vom weitverzweigten Getriebe des Ganzen. Ich bin etwas verblüfft. Ein Rundblick erfaßt

müheles das wenig Vorhandene: ein Regal, in dem sich ein paar Leitzordner verlieren, zwei Schreibmaschinen, unwahrscheinlich im Lackglanz ihrer makellosen Neuheit. Aus einem geöffneten Rollschrank strömt der strenge Geruch von frischem Holz und Tischlerleim. Verloren in einem der zahlreichen Fächer stehen blaue Aktendeckel, die mir bekannt vorkommen. Gewiß wird das Gesuch des Werkstudenten Erich Hagemann darunter sein.

Vor elf ist Dr. Maßmann nicht im Dienst zu erwarten. So habe ich Zeit genug, die Wirklichkeit einzupassen in das Bild, das mir vierzehn Tag lang vorgegaukelt. Ich bemühe mich, es mit Humor zu tun. Mit kurzem Ruck finde ich mich ab und lasse die Tatsachen gelten.

Gretchen Hultsch heißt sie, beileibe nicht Grete. Es wäre ja möglich, daß im Taufschein Grete stände oder gar Margarete, aber sie nenne sich Gretchen, Gretschen, um es genauer zu sagen. Das passe viel besser zu ihr.

Sie zieht während dieser Erklärung an den gedrehten Löckchen, die schmachkend über die Schultern hängen und läßt die Wimpern auf und nieder schnellen. Merkst du noch nichts? Auf und nieder, schnell und langsam. Ja, sie hat hübsche Wimpern. Ich denke erst, daß sie Scherz treibt mit dieser gezierten Art sich zu drehen, laut und melodisch zu lachen, sanft und liebreizend zu sprechen, daß sie plötzlich diesen Allotria lassen und ein vernünftiger, natürlicher Mensch sein wird. Aber da irre ich mich.

"Einfach süß ist Dr. Maßmann," schwärmt sie, "ich nenne ihn im geheimen Baby. Finden Sie nicht auch, daß er wie ein richtiges niedliches kleines Baby aussieht, so blond und rosig mit den kleinen Wurschtelhändchen? Ich bin ja immer so sehr verschämt, wenn er mit mir spricht und glühe gleich auf wie eine Rose, aber er ist wirklich begeisternd, ein Mann von Seele (Seele) und Gemüt."



"...und dann möchte ich Sie noch um eins bitten," sagt 'Baby' und holt seinen glashellen Blick aus Himmelsweiten zurück, "Fräulein Hultzsch ist ein außerordentlich fleißiges und tüchtiges Mädchen. Sie arbeitet seit zwei Jahren im I.A.A.I. und hinsichtlich der technischen Abwicklung der vorgeschriebenen Arbeitsgänge sind wir zunächst ganz auf ihre Erfahrung angewiesen. Sie ist ja ein sehr nettes und bescheidenes Mädchen, wie Sie gesehen haben und ich möchte Sie bitten, doch jede erdenkliche Rücksicht zu nehmen. Sie ist etwas zarten Gemütes, was ja durchaus kein Fehler ist, und hat ihre Eigenarten. Sie weint leicht. Wie gesagt, ich vertraue da ganz Ihrer Geschicklichkeit und Ihrem Taktgefühl, die uns vor Verstimmungen bewahren werden."

Ich kann mich eines starren Mißbehagens nicht erwehren. "Unsere Arbeitsgebiete sind doch hoffentlich streng voneinander getrennt?"

"Ja und nein, Fräulein Brückner. Gut, daß Sie mich daran erinnern. Es ist auch dies ein etwas heikler Punkt. Sie werden zugeben müssen, daß eine gewisse Härte darin liegt, wenn wir Fräulein Hultzsch plötzlich eine besserbezahlte Arbeitskraft zur Seite stellen. Ich habe mich lange dagegen gesträubt und Fräulein Hultzsch selbst bis gestern über die Tatsache Ihrer Einstellung im unklaren gelassen. Ich kann ihr - daraus ergab sich die Notwendigkeit einer Überordnung - beispielsweise die Korrespondenz nicht selbständig überlassen, desgleichen keine anderen Arbeiten, die über das Bürokratisch-Technische hinausgehen. Aber ich lege Wert darauf, daß wir Fräulein Hultzsch einen Unterschied in der Verwendung - wenn ich mich so ausdrücken darf - vorerst nicht fühlen lassen. Schließlich fällt Ihnen ja keine Perle aus der Krone, wenn Sie ihr gelegentlich beim Postablegen, beim Adressenschreiben oder der Vervielfältigung der Rundbriefe behilflich sind."

Er hat wie zur Bekräftigung seiner Gleichsetzungsbestrebungen nach Gretchen Hultzsch geklingelt. Vielleicht liegt ihm auch daran, mir die Gelegenheit zu einer Entgegnung so rasch wie möglich zu nehmen.

Sein Gesicht überhaucht sich sofort mit einem Schein jener fast zärtlichen Behutsamkeit, mit der man sich einem ängstlichen Kinde zuwendet, als die Tür aufgeht, und Fräulein Hultzsch, das Köpfchen gesenkt, die Löckchen rührend auf der Schulter, näher kommt.

Am Schreibtisch angelangt, hebt sie mit theatralischer Gebärde anklagend die schönen Wimpern.

„Ich habe Sie hinzugezogen, Fräulein Hultsch“, hebt er nach heftigem Räuspern im Tone sanftester Überredung an, aber schon läßt sich ein Unglück nicht mehr vermeiden. Das Köpfchen sinkt seitwärts tiefer und tiefer, und als Kinn und Schulter sich verschämt berühren, quellen dicke Tropfen unter den Wimpern hervor.

„Da haben wir die Bescherung!“ ruft Dr. Maßmann und schmettert das Lineal, mit dem er gespielt hat, auf die Schreibtischplatte, als wäre nun alles vorbei und zu Ende.

Es fehlt nicht viel und ich fühle mich schuldbewußt.

„Sie entschuldigen einen Augenblick, Fräulein Brückner...“

Ich begreife, daß ich mich zu entfernen habe.

Stunden vergehen. Um fünf Uhr wird es belebt auf den Gängen. Ich decke meine Maschine zu. Warte eine weitere halbe Stunde. Dann gehe auch ich.

In der Garderobe bleiben in innigem Nebeneinander zwei Mäntel zurück, ein bananengrüner Mädchenmantel, schon etwas verschossen und ein trutziger Trenchcoat.

Ich ziehe die Tür hinter mir zu und lasse die beiden allein.

Dies also war der erste Tag im I.A.A.I.



Die paar Abendstunden, die mir noch bleiben, sind eine einzige gewaltsame Selbstbetäubung, Gedankenflucht vor dem, was ich nicht eingestehen will. Ich zwingen mich zu innerer Taubheit und banne selbst die Gedanken, die beschwichtigen wollen.

In die Leere dieses Nichtwissenwollens stürzt schwer der Schlaf. Ich träume nichts. Dennoch erwache ich in Schweiß. Es ist einfach lächerlich. Ich versuche zu singen, ich pfeife, ich schlinge trotz meines Widerstrebens das Frühstück herunter, alles nur, um mir Mut zu machen, denn ich habe Angst, Angst noch einmal in dies Haus gehen zu müssen.

Je mehr ich mich der betreffenden Straße nähere, desto langsamer gehe ich. Vor dem offenstehenden Tore überkommt mich eine solche Ohnmacht des Widerstrebens, daß endgültige Umkehr mich nicht schwerer dünkt als der Schritt in dieses kalte, feindliche Haus hinein.

Fräulein Hultsch begrüßt mich mit überschwenglicher Herzlichkeit. Sie scheint getröstet. Irgendwie - weiß ich - ist gestern über mich entschieden worden.

Unser Zimmer liegt dem Saal gegenüber. Wir können durch die Glascheiben hindurch Dr. Maßmann kommen sehen. Er kann noch kaum seinen Platz erreicht haben, als er schon klingelt. Dieses zweimalige Zeichen gilt mir. Ich stehe auf, als sänke mir Blei in die Glieder, und in meinem Kopf fängt es an zu brausen. Ich wache auf aus der feigen Betäubung des Gestern: ein Sturzbach durcheinanderstrudelnder Erwägungen macht mich verwirrt.

Auf dem langen und unangenehmen Wege von der Tür bis zu Dr. Maßmanns Schreibtisch kann ich mich ein wenig sammeln. Es gelingt mir insofern, als ich mutig genug bin, in das mich erwartende betretene und künstliche Lächeln Maßmanns hineinzugehen. Ich bezweifle nicht einen Augenblick, daß er mir sagen wird, meine Einstellung sei etwas übereilt erfolgt und er müsse von unsern Vereinbarungen zurücktreten.

Wie hart wäre das und wie - sauber! Wie weh täte es nach soviel Freude der Hoffnung. Und doch, wieviel leichter erträgt sich auch der schonungsloseste Hieb der Wahrheit, verglichen mit der schleichenden Vergiftungsqual des Betruges.

Ich bin mit einer Probezeit engagiert, während welcher es beiden Vertragspartnern frei steht, das Arbeitsverhältnis von heute auf morgen zu lösen. Kann es das geben, daß man mich abschieben will und diesen geraden, eindeutigen Weg verschmäht? Ich vergesse eins: Maßmann ist Diplomat, und als geschickter Diplomat wählt er lieber den verborgenen Umweg, den heimlichen Schleichpfad hinter den Dingen. Auch besitzt er die empfindlichste Eitelkeit, die mir jemals begegnet, und der geringfügigste Vorwurf, er habe in meinem Falle allzu leichtfertig Hoffnungen erweckt und wieder zerstört, ist seinem hypersensiblen Gemüt bereits untragbar. Er weiß, was es für mich heißt, aus den großen, zukunftsverheißenden Erwartungen, die er in mir geweckt hat, zurücktreten zu sollen und fühlt den Vorwurf, der ihm in meiner schmerzhaften Betroffenheit erstehen würde, nur zu genau. Diesen Vorwurf hinzunehmen, seine Berechtigung einzugestehen und ihn durch ein freimütiges Bekenntnis zu mildern, wäre so einfach, nun ich vor ihm stehe und darauf warte.

Aber sein überempfindlicher Ehrgeiz will dem ätzenden Schuldbewußtsein nicht nachgeben und er ist, aufgestachelt von eigensinnigen und trotzigem Instinkten, fest entschlossen, mir zu beweisen, daß das Manko nicht bei ihm liegt, sondern bei mir, daß er vollkommen korrekt handelt, weil ich mich ganz einfach als unfähig für den in Frage stehenden Posten erweise. Welcher Arbeitnehmer könnte nicht, wenn er es darauf anlegt, den kräftigsten Arbeitswillen in kurzer Zeit untergraben, lahmlegen und zersplittern? Waum also voreilige Maßnahmen treffen, die einen höchstens in unvorteilhaftes Licht bringen können?

Er bittet mich, Platz zu nehmen zu einer kurzen Besprechung des in Aussicht genommenen Arbeitsprogramms. Ich stöhne heimlich unter dem Druck des ungewissen, gleiche indessen zu sehr dem Ertrinkenden, um mich nicht in der Erkenntnis des Unterganges an die erheuchelte Hilfe dessen zu klammern, der mich ins Wasser gestoßen. So lausche ich, in meiner Bedrücktheit nur gar zu leicht zu neuer Hoffnung verführbar, auf die Pläne, die Maßmann vor mir ausbreitet.

Mein zerpreßtes Herz öffnet sich zaghaft, als er erwähnt, daß die New Yorker Geschäftsstelle sich gern die Erfahrungen einer deutschen Sekretärin zunutze machen würde und ein gelegentlicher Austausch von

hier nach drüben durchaus im Sinne des I.A.A.I. läge. Ähnliche Aussichten für Chile. Aber auch im eigenen Lande bedeute die unmittelbare Mitarbeit am Wiederaufbau zerstörter Werte, der Einblick in Kampf und Not, Hoffen, Streben und Vollbringen akademischer Jugend eine schöne Berufung, sehr wohl wert, daß man sich mit aller Kraft, allem Können und Wollen dafür einsetze.

Es geht mir ähnlich wie damals in Heinz Wagners Dunkelkammer: ich schäme mich meines mißtrauischen Zweifels. Mit einem Aufblick von Reue und neugefaßtem Vertrauen nehme ich Dr. Maßmanns Händedruck entgegen und gelobe, von mir aus alles zu tun, um unser Zusammenarbeiten fruchtbar zu gestalten.



Wir haben aus unserem Schreibmaschinenzimmer in den Saal übersiedeln müssen. Durch eine Holzwand ist ein Raum für Dr. Maßmann abgeteilt worden. Was nach dieser Teilung für uns bleibt, ist immer noch hallende Weite und unausgefüllte Leere eines ungemütlich großen Zimmers. Die Wände sind gelblich gestrichen und entbehren die Wohltat jeglicher freundlichen Unterbrechung. Ein neuer Schreibtisch für mich, fast gewaltig anmutend, als ihn vier Männer mühsam durch die Tür transportieren, ist nicht imstande, Wohnlichkeit zu schaffen. Es bleibt eine Verlorenheit um unsere Arbeitsplätze, die an unfreundlichen Tagen bedrohlich wächst.

Seit zwei Wochen regnet es nun. Es ist so dunkel, daß um acht Uhr früh schon das elektrische Licht eingeschaltet werden muß.

Fräulein Hultsch klappert unentwegt auf der Maschine. Ich habe fast nichts zu tun. Selten, daß Dr. Maßmann mir einen Auftrag erteilt, irgendeine Nichtigkeit, die in zehn Minuten getan ist.

Alle Prospekte, Merkblätter und Korrespondenzen habe ich durchstudiert. Mit den Zielen und Aufgaben des I.A.A.I. bin ich nunmehr vertraut. - Könnte ich doch endlich mit positiver Arbeit beginnen!

Fräulein Hultsch weilt schon wieder seit zweieinhalb Stunden im Nebenraum. Gelegentlich dringt Lachen und Sprechen und der monotone Fluß des Diktats heraus.

Ich beschließe, mich an die Beurteilung der neuen Gesuche zu machen. Die Akten stehen im Schrank. Ich hole mir einen Stoß auf meinen Platz und nicht lange, so bin ich vollständig vertieft. Mein Urteil über die einzelnen Fälle lege ich schriftlich nieder und hefte den Zettel der Akte bei.

Wenn ich so sitze und lese, wäge und prüfe, zieht neuer Mut in mein Herz. Ich werde mir meine Arbeit schon erobern, und in dem Maße, wie ich mir meinen Pflichtenkreis schaffe, werde ich auch heimisch werden in dieser so ungemein fremden Umgebung. - - -

Nie anders als mit einem Lächeln der Verklärung kommt Fräulein Hultsch aus Dr. Maßmanns Zimer. Nie anders als lächelnd folgt er hinterdrein. "Sehen Sie mal an, die hübschen Tannen! Das finde ich aber nett, das mag ich leiden!"

Fräulein Hultsch dreht sich geschmeichelt vor der Vase mit den Tannenzweigen. "Ich muß immer Blumen auf meinem Platz haben oder doch wenigstens etwas Grünes. Ich fühle mich Blumen so sehr verwandt."

"Ei, Fräulein Hultsch, das haben Sie hübsch gesagt. Eine Frau soll Blumen pflegen. Warten Sie nur erst im Sommer, wenn hier vorne die Sonne hereinschaut!"

"Ach," sagt sie und klatscht in die Hände, "dann werde ich ein richtiges Sonnenkind sein. Ich habe schon meine Schreibmaschine so aufgestellt, daß ich dann ganz von Sonne umflossen bin."

Maßmann kommt langsam um den Tisch herum auf mich zu. "Nun, Fräulein Brückner, was schreiben Sie denn da so fleißig?"

Ich kann das Lächeln auf seinem Gesicht zu peinlicher Fremdheit gefrieren sehen.

"Ich habe mir die Neubewerbungen vorgenommen", sage ich und rücke zur Seite, damit er in meine Notizen sehen kann.

"Das ist recht, Fräulein Brückner. Sehr schön. Ja. Hm. Sie schreiben sich gleich auf, was Sie denken? Eigentlich hat das ja wenig Zweck. Die Gesuche müssen erst registriert werden, und dann muß ich sie ja sowieso noch eingehend durchstudieren, um eine Entscheidung treffen zu können. - Sie könnten mir die ersten zehn gleich mal geben. Fräulein Hultsch, die paar Beurteilungen diktiere ich Ihnen noch schnell, wie?"

Die Gesuche werden mir unter den Händen fortgenommen, und schon sitze ich wieder untätig allein. Aber man hat mich doch engagiert, man zahlt mir monatlich zweihundert Mark!

Als Fräulein Hultsch endlich wieder zurückkommt, wage ich einen Vorstoß bei Maßmann. "Könnte ich nicht mit der Bearbeitung der Erfahrungsberichte beginnen, Herr Doktor?" (Ich habe ganze Stapel brachliegenden Materials auf seinem Schreibtisch liegen sehen.)

"Ja. Das heißt nein. Fräulein Brückner, ich bin mir selbst noch nicht ganz klar über die Gesichtspunkte, unter denen wir die Auszüge zusammenstellen wollen. Ich habe jetzt nicht die Zeit, mich um diese Dinge zu kümmern. Nach der Vertrauenssitzung wird das besser werden. - Ein bißchen Geduld, Fräulein Brückner, ich richte Sie schon noch ein."

"Könnten Sie mir dann nicht wenigstens etwas Korrespondenz geben? Es ist schrecklich, so untätig dasitzen zu müssen. Sie werden doch einige kleine Sachen znter der Post haben, die ich selbständig erledigen kann!"

"Ach, Fräulein Brückner, das ist auch so eine Sache. Sehen Sie mal, Sie können noch nicht wissen, wie ich die einzelnen Fälle erledigt haben möchte. Schließlich könnte ich Ihnen ja was diktieren. Mal sehen," - er kramt in einer vollgestopften Mappe - "ob überhaupt noch etwas da ist. Einen Moment. Na schön, diesem Mann hier könnten wir diktieren."

Und er diktiert mir einen kurzen Brief. Dann ist es ein Uhr und Mittagszeit. Er muß eilen, um rechtzeitig zu Tisch zu kommen.



Am Nachmittag schreibe ich einen Wirtschaftsbericht für den chilenischen Rundbrief. Material dafür habe ich in den letzten acht Tagen aus Zeitungen und Zeitschriften gesammelt. Dr. Maßmann nimmt mir den Bericht mit einem kleinen ironischen Lächeln aus der Hand und schließt ihn, ohne einen Blick hineinzuworfen, in seinen Schreibtisch.

Den nächsten Morgen denke ich, daß vielleicht die Kartothek eine Durchsicht verdiene. Aber ich tauche noch nicht meine Feder in die Tinte, um eine Nachtragung vorzunehmen, als Fräulein Hultsch schon im Schreiben inne hält.

Baby liebe es nicht, wenn zwei verschiedene Handschriften auf den Karten wären. Das sähe so uneigen aus. Die Kartothek wäre ihre Arbeit.

„Aber ich muß doch etwas tun, Fräulein Hultsch! Versetzen Sie sich bitte in meine Lage. Man kann nicht acht Stunden hintereinander dasitzen, ohne einen Finger zu rühren.“

Sie überlegt, kramt in ihrem Rollschrankchen und holt eine zerblätterte handgeschriebene Liste vor. „Wenn Sie das abschreiben wollen? Ich komme fürs erste doch nicht dazu.“

Es sind unzählige Adressen. Dies ist also der ungeheure Fortschritt, den ich zu machen gedachte, daß ich nun wieder, genau wie bei Wagner, Adressen, Adressen, Adressen schreibe.

Das Telefon klingelt. Vielleicht aus einem gewissen Mitgefühl mit meiner Überflüssigkeit heraus überläßt Fräulein Hultsch mir die Entgegennahme des Anrufs.

„Brückner.“ - „Von Killar. Fräulein Brückner, wann wird Dr. Maßmann zurück sein?“

„Er pflegt spätestens um elf im Dienst zu sein.“

„Nein, ich meine, wann er von der Reise zurückkommt?“

„Dr. Maßmann ist verreist? Davon ist mir nichts bekannt.“

"Das ist allerdings erstaunlich, Fräulein Brückner. Sekretärinnen pflegen über solche Dinge informiert zu sein." Er hängt auf.

Erblaßt lege ich den Hörer auf die Gabel zurück.

"Dr. Maßmann ist verreist?"

"Nur auf zwei Tage."

"Aber Fräulein Hultzsich, so etwas muß mir unbedingt gesagt werden. Wie stehe ich vor Herrn v. Killar da?"

"Dr. Maßmann scheint doch der Ansicht zu sein, daß es genügt, wenn ich Bescheid weiß."

Sie läßt sich mit Herrn v. Killar verbinden und zwitschert eine Etage höher als für gewöhnlich. "Herr v. Killar? Ja, hier ist Gretchen Hultzsich. Sie möchten wissen, wann Dr. Maßmann zurückkommt? - - Wie bitte? Aber dafür kann ich doch nicht, wenn Fräulein Brückner das nicht weiß. - - Doch ja, ja doch! -- Also übermorgen früh ist Dr. Maßmann wieder hier. Ja, er kommt direkt von der Bahn ins Büro. Nein, elf Uhr zwanzig. - - O, Herr v. Killar, Sie belieben zu scherzen." - - -

Im Laufe des Nachmittags treffe ich Herrn v. Killar vor der Tür seines Dienstzimmers. "Warum sind Sie nicht mit in Berlin?" fragt er mich.

"Sollte ich mitfahren?"

"Ja, wer schreibt denn dort Protokoll?"

"Protokoll?"

"Da wissen Sie also wohl gar nicht, daß heute in Berlin Ihre Vertrauenssitzung tagt."

"Nein, ich habe keine Ahnung."

"Aber so etwas hört man doch, wenn man in einem Betriebe arbeitet, auch wenn es einem nicht direkt gesagt wird!"

"Vorausgesetzt, daß nicht alles getan wird..."

Ich habe das Pech, daß in diesem Augenblick ein junger Mensch durch die Verbindungstür tritt, den Herr v. Killar sofort aufs herzlichste begrüßt. "Ah, Herr Thomasius! Sehr erfreut. Nein, absolut nicht, Sie stören nicht im geringsten! Wie geht es Ihrer verehrten Frau Mutter?"

Die beiden Herren verschwinden in v. Killars Arbeitszimmer. Eine Gelegenheit, die mich vielleicht hätte retten können, ist davongehuscht.

Nachdenklich setze ich meinen Weg in die Expedition fort, wo ich mir das Vervielfältigungsverfahren mit Wachsplatten ansehen will. Eine Viertelstunde sehe ich der Maschine zu, gehe dann in die Toilette, wasche mir das erhitzte Gesicht und lasse mir kaltes Wasser über die Arme laufen. Ruhiger kehre ich an meinen Arbeitsplatz zurück.

"Herr v. Killar hat schon mehrfach nach Ihnen gefragt," empfängt mich Fräulein Hultzsch. "Er möchte ein Exzerpt von Ihnen aus dem Gesuch Thomasius haben."

"Aber Fräulein Hultzsch, warum haben Sie mich nicht gerufen? Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich in die Expedition ginge."

"Sie haben mir nichts gesagt!"

"Aber Fräulein Hultzsch, Sie hören doch sonst alles, was hier gesprochen wird."

Wie unangenehm, wie fatal!

Es liegen ungefähr hundert neue Gesuche vor. Ich durchsuche sie eiligst. Eine Bewerbung Thomasius ist nicht dabei. Neben den Akenheften steht eine Tafel, auf der Name und Nummer vermerkt sind. Siebenundzwanzig. Das Gesuch Nr. 27, Erich Thomasius, stud. rer. pol., Leipzig, steht nicht in der Reihe.

"Haben Sie das Aktenstück vielleicht schon vorgesucht?"

"Nein, das muß doch dastehen."

Ich überschlage noch einmal die ganzen Gesuche. Es ist nicht dabei. "Haben wir sonst noch irgendwo Neubewerbungen liegen? Hat Dr. Maßmann das Gesuch vielleicht gebraucht?"

"Nicht, daß ich wüßte." Fräulein Hultzsch ist außerordentlich beschäftigt. Mit einem ärgerlichen Seufzen gibt sie zu erkennen, daß sie sich verschrieben hat und radiert.

Ich durchsuche Dr. Maßmanns Schreibtisch. Ohne Erfolg. Es findet sich nichts im Rollschrank, nichts im Wandregal, nichts zwischen den Broschüren, die aufgestapelt auf dem Tische liegen. Noch einmal nehme ich jedes der blauen Hefte in die Hand, lese Name und Nummer, kontrolliere eingehend, ob sich vielleicht zwei Gesuche ineinander verschoben haben. Das Gesuch siebenundzwanzig ist verschwunden und bleibt verschwunden.

Das Telefon ruft. Was sage ich nur?

"Ich suche noch nach dem Aktenstück, Herr v. Killar. Wäre es möglich, daß es sich um einen Sonderfall handelt und das Gesuch bereits zur Vorprüfung versandt ist?"

"Davon ist mir nichts bekannt. Herr Thomasius kann nicht länger warten. Ich wünsche, daß das Gesuch in fünf Minuten auf meinem Tisch liegt oder daß Sie mir sagen, wo es augenblicklich steckt."

"Fragen Sie doch beim Postausgang", rät Fräulein Hultzsch. "Vielleicht ist es tatsächlich irgendwo hingeschickt."

Ich laufe also in die Briefexpedition. Dort ist nichts verbucht. Kaum bin ich zurück, tritt Herr v. Killar ein, ärgerlich.

"Wie ist das möglich, daß Sie ein Gesuch nicht finden?" herrscht er Fräulein Hultzsch an.

"Ich?" fragt die beleidigt und erhebt sich. "Ich habe zu tun. Was kann ich dafür, wenn Fräulein Brückner nichts findet!"

Ich sehe sie auf den Rollschrank zugehen, wo die Akten stehen, sehe sie die Tafel mit den Nummern zur Hand nehmen, sehe sie mit ruhiger Hand in die Reihe der Gesuche greifen und ohne Zögern die Bewerbung siebenundzwanzig herausziehen.

Herr v. Killar stürmt davon.

Ich habe nicht geschrien: *Canaille!* Ich bin nicht aufgesprungen und habe ihr die Faust ins Gesicht geschlagen, wie sie es verdient hätte. Ich bin zitternd sitzengeblieben auf meinem Platz und habe lange Zeit gar nichts sagen können.

Fräulein Hultsch tut, als vermöchte sie jetzt weiterzuarbeiten. Sie tippt noch einige Zeilen, dann muß sie aufhören. Planlos steht sie auf, macht sich an ihrem Tisch zu schaffen, zieht die Schublade auf und schaut hinein.

Sie summt dazu. Es überzeugt nicht.

Verstohlen gleitet ihr Blick zu mir herüber, zuckt aber blitzschnell wieder fort, als ich aufsehe.

Es dämmt stark. Wir sehen uns nicht mehr genau.

Ich grüble. Was tun jetzt? Wie mit ihr reden? Wie ihr begreiflich machen, um was es bei mir geht?

"Sie sind auch Waise?" frage ich leise nach langem Schweigen.

Sie steht am Fenster und starrt hinaus. "Ich hab' meine Mutter noch, aber sie ist weit weg und arm."

"Ist dies Ihre erste Stelle?"

"Ach du lieber Gott, erste Stelle! Ich muß seit meinem vierzehnten Jahre verdienen."

"Dann sind Sie ungefähr solange im Beruf wie ich. Sie sind doch nicht älter als zweiundzwanzig?"

"Warum fragen Sie das alles?"

"Weil ich wissen will, ob Sie ermessen können, was ich Ihnen erzählen will. Nicht wahr, auch Sie haben gehungert, gedarbt, gelitten, auch Sie haben gefroren und viel geweint, haben sich unter fremden Menschen herumgestoßen und viel Ungerechtes erfahren? Sie haben Feindschaft und Bosheit unter den Kollegen gefunden und wissen, wie wahnsinnig schwer unser Weg ist?"

"Ich habe das Gesuch nicht versteckt gehabt! - Es lag unter Dr. Maßmanns Ablegekorb."

"Ich will Ihnen das sogar glauben, Fräulein Hultsch. Nein, bitte, machen Sie jetzt kein Licht. Bleiben Sie dort stehen und sehen Sie ruhig hinaus. Ich will Ihnen ein Leben zeigen, ein Leben, wie es uns alle treffen kann, auch Sie, Fräulein Hultsch, ja, auch Sie, denn niemand ist gegen Unglück gefeit."

Und ich erzähle ihr die Geschichte meines Lebens von der Katastrophe in der Unglücksnacht an.

Draußen werden die Straßenlaternen entzündet. Gelbe Lichtfelder breiten sich über die Wände. Der Regen rinnt gegen die Scheiben. Es ist dunkel und still um uns.

Einmal hebt sie die Fingersitzen gegen die Schläfen, als ich ihr von Murawski erzähle. Ich lasse nichts aus. Ich ende mit dem Erlebnis des heutigen Tages. Dann schalte ich meine Schreibtischlampe an und arbeite weiter.

Sie steht und ringt mit sich selber. Ich höre ihren raschen Atem und sehe die Qual auf der angstvoll verzogenen Stirn.

"Ich komme nicht vorwärts", ruft sie plötzlich fassungslos und schlägt die Hände vors Gesicht. "Immer sind andere älter, gebildeter und erfahrener. Und wenn ich noch dreimal soviel Überstunden mache, mich dreimal irrsinniger anspanne, aufpasse, nachdenke, ich bleibe doch nur ein Tippmädel und andere dürfen Karriere machen!"



Der Ehrgeiz zerfrißt sie wie eine Krankheit. Vielleicht ist er nichts weiter als der verzweifelte Wille, unentbehrlich zu bleiben, denn auch sie kennt aus härtesten Erfahrungen Unsicherheit und Willkür unseres Berufes.

Immer ist sie morgens die erste, die kommt, abends die letzte, die geht. Ich erfahre zu meinem Schrecken, daß sie täglich bis neun, zehn, ja bis elf Uhr für Dr. Maßmann schreibt. Damit ermöglicht sie ihm, daß er morgens vor elf Uhr nicht zu kommen braucht und mittags eine Pause von mehreren Stunden machen kann! Außer Lobesbezeugungen, mit denen er nicht geizt, bekommt sie hierfür ein Gehalt von hundertzwanzig Mark, genau nach Tarif, ihrem Alter entsprechend. Bevor sie zum I.A.A.I. kam, hat sie vier Jahre bei einem Rechtsanwalt gearbeitet, den sie kindlich liebte und verehrte. Er vertrieb sie aus mühsam gesicherter Stellung, indem er sie eines Abends zu vergewaltigen versuchte.

Seit unserer Aussprache ist sie sanft zu mir, beinahe zärtlich. Ich will der Verehrung, die sie mir bezeigt, nicht einmal jegliche Echtheit absprechen.

Aber ich darf nicht eine Stunde lang bei Dr. Maßmann im Zimmer weilen, ohne daß ich sie nachher tränenstarrend untätig hinter ihrer Maschine finde.

Immer noch habe ich wenig zu tun und muß mir die Arbeit heimlich aneignen. Es gelingt mir, ein paar Briefe selbständig schreiben zu dürfen. Die New Yorker Geschäftsstelle bestätigt den Empfang meiner ersten Wirtschaftsberichte und äußert sich anerkennend. Ich übertrage den schwierigen Text einer englischen Denkschrift ins Deutsche, und Dr. Maßmann spendet mir unumwundenes Lob, mit halber Stimme, versteht sich, bei verschlossener Tür, um Fräulein Hultsch nicht wehe zu tun.

Aber meine Stellung bleibt nach wie vor weit entfernt von dem, was man mir versprach, als ich sie annahm. Ich bin nahezu ausgeschaltet. Wenn ich mir selbst nicht die Arbeit suchte, niemand würde mir welche geben, und immer habe ich das mißliche Gefühl, auf Befremden zu stoßen, sobald ich mich mit neuen Dingen befasse. Ich komme mir vor wie ein Dieb, der Verbotenes durch enge Maschen eines Gitters zu sich

heranzieht, so unauffällig, so geräuschlos wie möglich, damit ihn nur ja niemand ertappt und verjagt. Dr. Maßmann will mir nicht wohl, daran ist gar nicht zu zweifeln.

Wenn ich trotzdem nicht den Mut verliere, so liegt das an einem Gerücht, das allmählich zu mir durchgesickert ist. Es macht mich geradezu toll vor Freude. Ich wage nicht, mich zu vergewissern aus lauter Furcht, es könne sich nicht bewahrheiten. Dr. Maßmann, wird behauptet, gehe im Frühjahr auf einige Monate nach Chile und es sei nicht ganz ausgeschlossen, daß er dann für immer drüben bleibe.¹²

Welche Möglichkeiten verknüpfen sich mit der Aussicht, daß in absehbarer Zeit ein anderer Mann an seiner Stelle wirken wird! Mit einem Schlage werde ich dann frei sein für die Verwirklichung der Ideen, die mir zuströmen aus dem Neuland unseres noch fast unerschlossenen, an schönen Aufgaben gesegneten Gebietes.

Drum: klug sein, sich unter allen Umständen behaupten bis dahin, Härten vermeiden, im Hintergrund bleiben, ohne entbehrlich zu werden.

Durch die neue Auswahl sind dem I.A.A.I. nahezu vierzig neue Mitglieder zugeführt worden. Die Ausreise in die verschiedenen Länder ist kurzfristig festgesetzt. Es gibt rasend zu tun. Ich muß überall kräftig mit zupacken.

In dem Maße jedoch, in dem ich anfangs, heimisch zu werden, nimmt Fräulein Hultzschs Melancholie zu. Sie spricht mit Dr. Maßmann nur noch im ersterbenden Leidenstone. Ihre Augen sind erfüllt von theadralischer Klage. Lächeln kann sie nur noch mit schmerzverzogenem Munde. Sie kleidet sich dunkel, *ihrer Gemütsstimmung entsprechend*.

Ganz gewiß verdient sie Mitleid, denn sie ist eine Verirrte. Ich versuche, sie zur Vernunft zu bringen. Sie mißversteht meine Ermahnungen, ihre Nervenkraft zu schonen und arbeitet um so rasender, mit keinem andern Ziele als dem, mich zu übertreffen. Sie

¹² In Chile entstanden in den 20er Jahren in Kooperation mit deutschen "Burschenschaften" entsprechende Studentenverbindungen. Zweifellos waren auch derartige nationalistische Vereinigungen, in denen "studentische Fürsorge" Karriere- und machtorientierten Überlegungen folgte, Vorbild der Autorin für die hier geschilderte Institution. - Seit etwa 1930 wurden in Chile nationalsozialistische und faschistische Bewegungen gegründet, im Süden des Landes auch Auslandsortsverbände der NSDAP.

schreibt ein Tempo, daß ich nie zuvor und nie nachher von einer Stenotypistin gehört habe. Meine Maschinenfertigkeit bleibt daneben eine Stümperei. Sobald wir gleichzeitig an den Maschinen sitzen, holt sie das Letzte aus sich heraus. Hinterher sitzt sie dann völlig erschöpft und ist nicht imstande, beim Mittagessen auch nur einen Bissen herunterzubringen.

Es ist da zum Beispiel ein Standardbrief, der nicht vervielfältigt werden soll, zweihundertmal abzuschreiben. Die Arbeit hat vier Wochen Zeit, weil die Rundschreiben erst nach Monatsfrist versandt werden sollen. Dr. Maßmann hat ausgerechnet, daß es genügt, wenn jede von uns täglich fünf solcher Briefe neben der laufenden Arbeit schreibt. Im ganzen werden also je hundert Stück auf uns verteilt.

Am nächsten Morgen legt Fräulein Hultzsch Dr. Maßmann den auf sie entfallenden Anteil fertig geschrieben zur Unterschrift vor. Sie hat die ganze Nacht mit äußerster Anstrengung geschrieben, nichts gegessen die ganze Zeit, nicht eine Minute geschlafen. Ihr Aussehen ist entsprechend. Sie hat entzündete Augen und hat rasende Kopfschmerzen. Es wäre nötig, daß Maßmann ihr diesen Unsinn energisch untersagte. Statt dessen bricht er in die von ihr erhofften bewundernden und staunenden Lobeserhebungen aus. Er nennt sie ein Phänomen, die tüchtigste Stenotypistin der Welt. Er kommt zu mir gelaufen, um mir das Wunder zu berichten.

Peinlicherweise stellt sich nachher heraus, daß ihr unverhältnismäßig viele Schreibfehler unterlaufen sind. Jeder Brief muß einzeln durchgelesen und ausgebessert werden. Einige sind überhaupt nicht zu gebrauchen, weil lange Sätze und ganze Abschnitte ausgelassen sind.

Obwohl in schonendster Weise darauf aufmerksam gemacht, bekommt Fräulein Hultzsch einen Weinkrampf, der bedenkliche Schlüsse auf den Grad ihrer Überreiztheit zuläßt. Unter Schlucken und Zucken bringt sie eine Kündigung vor.

Sie wisse schon lange, daß Dr. Maßmann nicht mit ihr zufrieden sei. Aber ehe sie sich von ihm fortschicken lasse, gehe sie lieber selbst. Sie fühle sich überhaupt schon seit Wochen überflüssig. Andere arbeiteten ja zehnmal schneller und besser als sie. Das beste sei überhaupt, sie

ginge ganz aus der Welt. Nirgends werde eine Lücke entstehen und kein Mensch werde sie vermissen.

Dr. Maßmann steht mit gerungenen Händen vor diesem Ausbruch, hellrot angelaufen bis unter die blonden Haarborsten, und widerruft alle seine Behauptungen: "Aber Fräulein Hultzsch, aber Kind, aber Mädchen! Sie sind doch die Seele vom I.A.A.I. Ohne Sie wären wir doch einfach aufgeschmissen! Was reden Sie denn da bloß? So beruhigen Sie sich doch um Gottes willen. Ich kann doch nicht mehr tun, als Ihnen jeden Tag immer wieder von neuem versichern, daß Sie das fleißigste, tüchtigste und zuverlässigste Mädels sind, das ich überhaupt kenne!"

Aber das ist alles noch nicht genug. Sie erfindet neue unglaubliche Selbstanklagen. Und er ist nicht zu erschöpfen in Beteuerungen ihrer Unübertrefflichkeit. Fürwahr, eine Szene, die Ekel erregt.

Sie hat zur Folge, daß ich mich mehr denn je zurückhalten muß.



Dr. Maßmann verreist auf einige Tage. Über die laufenden Arbeiten ist mit Fräulein Hultzsch eingehend konferiert worden.

Ich wage zu behaupten, daß Dr. Maßmann ein zartes Gewissen hat. Und da das zarteste Gewissen immer gleichzeitig das tyrannischste ist, so macht es ihm zu schaffen, so oft er mich sieht. Hier liegt die Ursache zu der Krampfhaftigkeit des Lächelns, der Fremdheit im Gespräch, dem Aneinandervorbeistreichen, Umgehen und künstlichen Wiedereinbeziehen. Mißbehagen steht peinigend zwischen uns, wann immer wir allein sind. Einmal werde ich ihn stellen mit einer glatten Frage, die eine glatte Antwort verlangt. Er weiß es so gut wie ich. Immer spüre ich die Überwindung, die es ihn kostet, mich ins Zimmer zu rufen, die Erleichterung, mit der er mich hinausgehen sieht. Pausen im Gespräch werden hastig zugestopft. Abwehr und Mißbehagen stehen starr in seinem Gesicht, wenn ich unerwartet eintrete und er nicht von

vornherein sicher ist, daß eine dienstliche Angelegenheit mich zu ihm führt. -

Er kann also, da er weiß, daß er mir Unrecht tut, sich nicht dazu überwinden, mich ganz beiseite zu lassen. Umständlich kommt er aus seinem Zimmer heraus, die Hände in den Hosentaschen, pfeifend, dennoch geniert. Umständlich pirscht er sich an meinen Platz, sieht was ich arbeite, lehnt sich bei mir gegen die Wand.

"Haben Sie da einen Notizblock zur Hand?" Er erteilt mir einige nichtige Aufträge.

Fräulein Hultsch stellt das Klappern ihrer Maschine ein. Sie kramt in ihren Papieren und spitzt die Ohren. Kein Wort entgeht ihr von dem, was Maßmann mir sagt.

Das Telefon läutet. Ich greife zum Hörer.

"Sie können auch noch die Konsulate benachrichtigen", sagt Maßmann im selben Augenblick, da ich mich melde. Ich höre es und höre es doch nicht.

Herr v. Killar wünscht das Protokoll der letzten Vertrauenssitzung und möchte wissen, wann Bewerbungsschluß für die neue Auswahl ist.

"Meldeschuß ist am einunddrißigsten März. Das Protokoll werde ich gleich bringen."

Als das Gespräch beendet ist, fühle ich irgendwie ein schwaches Mißbehagen. - Was wollte ich doch gleich tun? Etwas sinkt tiefer und tiefer in mir, ist bereits verloren.

Das Protokoll ist gerade zu Ende geschrieben. Die Bogen liegen noch auf dem Schreibtisch. Ich stelle einen Satz zusammen. - Was habe ich denn nur vergessen?

Dr. Maßmann ist in sein Zimmer zurückgegangen.

Ich eile, Herrn v. Killar das Gewünschte zu bringen und fühle unterwegs, die Gefahr um mich ist größer geworden, ein vielmaschiges

Netz wird fangend über mich gehalten. Jede Sekunde kann es niederfallen.

Ob es nicht klug wäre, die Gelegenheit zu ergreifen und mit v. Killar über meine mißliche Lage zu sprechen? Vielleicht ließe sich in den vielen Abteilungen des Hauses ein anderer Posten, fern genug von Dr. Maßmann und Fräulein Hultsch, für mich finden? Ich weiß, dies ist nur möglich, solange sich nichts für mich Nachteiliges ereignet hat.

Das Mißgeschick will es, daß Herr v. Killar gerade mitten im Diktat ist, als ich eintrete, und sich im Weiterbau eines komplizierten Satzgefüges nicht stören läßt. Den Gedankenfaden fortspinnend, nimmt er mir das Protokoll aus der Hand.

Heute nachmittag, denke ich, fest entschlossen, ohne Rücksicht auf Nachteile, die mir aus meine Offenheit entstehen können, die Situation im I.A.A.I. wahrheitsgetreu zu schildern.

Am Nachmittag muß ich erfahren, daß Herr v. Killar auf mehrere Wochen verreist ist. Bestürzt erkenne ich, daß ich nun vollends schutzlos bin.



Auffallend wenig Post geht in Dr. Maßmanns Abwesenheit ein und meistens nur Sachen, auf die sich eine Rückäußerung erübrigt oder die er persönlich entscheiden muß. So ist es nichts mit der erhofften Gelegenheit, meine Befähigung für eine Korrespondenz zu beweisen, die über die bescheidenen Anforderungen der täglich einlaufenden schematisch zu beantwortenden Anfragen hinausgeht.

Fräulein Hultsch weiß aus Erfahrung, daß nach erfolgter Auswahlsetzung immer eine gewisse Ruhezeit eintritt. Die Arbeit häuft sich erst wieder gegen Ende der neuen Bewerbungsfrist.

Ich habe gleich am ersten Tage die Kleinigkeiten erledigt, mit denen Maßmann mich beauftragte. Dabei werde ich das unbestimmte Gefühl nicht los, etwas vergessen zu haben.

Immer weder lese ich meine Notizen durch. Es war da noch irgend etwas. Keine Erinnerung will mir kommen, aber auch das Mißbehagen schweigt nicht. Zusammenhängen muß das Vergessene mit der Ausreise.

Ich frage Fräulein Hultsch. Sie bückt sich nach einem Blatt Papier, das heruntergefallen. "Ich wüßte nicht, was das sein wollte", sagt sie unter dem Tisch.

Wohl taucht etwas höher in mir beim langen Grübeln, aber es dringt nicht zur Oberfläche des Bewußtseins, sinkt wieder von neuem, steigt, fällt. Eine ständige Unruhe.

"Wenn ich nicht irre, hatte es mit einer Behörde zu tun."

"Behörde?" wiederholt Fräulein Hultsch und kaut an ihrem Bleistift. Ich sehe sehr wohl, daß sie nicht nachdenkt. Ihrem Auge fehlt die Insichgekehrtheit, Blicklosigkeit des scharfen Denkens.

Mir sind ja die Formalitäten zur Einleitung der Ausreise unbekannt. Ich erledige sie jetzt zum ersten Male mit. Fräulein Hultsch allein ist über den amtlichen Weg genau informiert. Wenn sie mir versichert, daß alles Notwendige geschehen ist, so könnte ich eigentlich beruhigt sein.

Trotzdem: in mir sucht irgend etwas unentwegt nach der verschütteten Spur. - - -

Wir erwarten Maßmann zurück. Ein Auto fährt vor. Im Gang tappen Schritte. Fräulein Hultsch reckt sich und lebt auf.

"Ich weiß gar nicht," sagt sie, "wenn Dr. Maßmann zurückkommt, habe ich stets ein Gefühl von Geborgenheit."

Ganz im Gegensatz zu mir, denke ich bitter und erkenne, wie sehr ich ihn schon als Feind betrachte.

Er kommt durch den Saal. Fräulein Hultsch folgt ihm auf dem Fuße in sein Zimmer, ein wenig übereilt, will mir scheinen. Vielleicht fürchtet

sie, ich könnte sie um die Berichterstattung bringen. Möglich auch, daß sie einen anderen Grund hat.

Die Tür ist nur angelehnt. Ich verstehe Bruchstücke der Unterhaltung. Plötzlich fällt das Wort "Konsulate". - Das ist's! Wie ein abgeschossener Pfeil schnellt das Vergessene an die Bewußtseinsoberfläche.

"Fräulein Brückner," ruft Maßmann heraus, "die Schreiben an die Konsulate sind noch nicht hinausgegangen?"

Ich erhebe mich peinlichst berührt und gehe in den wasserblauen, starren, befremdet lächelnden Blick hinein wie in ein frostiges Element.

Fräulein Hultsch sieht mir mit dem wehleidigen Erbarmen entgegen, das man einem Verbrecher vor dem Galgen bezeigt.

Ich stoße mich schnell gesammelt aus aller Befangenheit heraus. Mein Stolz verbietet mir, vor diesen beiden als betretener Sünder zu stehen.

"Ich bitte um Entschuldigung, Herr Doktor", sage ich vollkommen frei. "Ich will nicht leugnen, daß ich den Auftrag noch gerade hörte, während ich telefonierte. Aber er kam mir nicht recht zum Bewußtsein. Nachher fühlte ich zwar, daß ich etwas vergessen hatte, konnte mich aber trotz aller Anstrengung nicht besinnen."

Da sie mich immer noch anstarren, als hätte ich kleine Kinder geschlachtet, füge ich hinzu: "Es entschuldigt zwar mein Versäumnis nicht, aber da die Ausreise erst in drei Wochen stattfindet, kommen die Schreiben wohl noch zur Zeit."

Dr. Maßmann preßt beleidigt die Lippen zusammen, als wäre es eine unerhörte Dreistigkeit, die ich da geäußert.

Seine Empfindlichkeit ist von ebenso delikater Beschaffenheit wie die von Fräulein Hultsch. Möglich, daß ihre Sympathie füreinander in diesem Punkte ankert. Der Unterschied liegt einzig darin, daß Fräulein Hultsch weint, wo Dr. Maßmann hell errötet. Die Wirkung auf den Außenstehenden ist in beiden Fällen die gleiche: Betretenheit. Herr

v. Killar weiß ein Lied davon zu singen. Es kommt nichts über seine Lippen, was Dr. Maßmann nicht als persönliche Kränkung empfände.¹³

Dr. Maßmanns Stirn ist also rot entflammt vor Ärger. "Ich möchte Sie warnen, derartige Vorkommnisse zu leicht zu nehmen", sagt er, nicht scharf, nein, milde und lächelnd, aber voller Perfidität. "Abgesehen davon, daß sie geeignet sein können, mein Vertrauen in Ihre Zuverlässigkeit zu erschüttern, so liegt gerade in diesem Falle die Möglichkeit zu unabsehbaren Mißhelligkeiten vor. Wenn Fräulein Hultsch mich nicht erinnert hätte..."

"Fräulein Hultsch hat Sie daran erinnert - ?" Ich bin einen Augenblick fassungslos. "Das ist, das ist allerdings erstaunlich."

"Es fiel mir gerade eben ein", erklärt sie.

Ekel kommt mich an. "Nun," sage ich, "Sie sind natürlich nicht verpflichtet, meinem Gedächtnis nachzuhelfen. Es ist eine Frage der Kollegialität, vielleicht auch nur des Anstandes."

In diesem Augenblick entdecke ich ganze Stöße unerledigter Briefschaften auf Maßmanns Schreibtisch. Wo kommen sie jetzt mit einem male her?

Mein Blut fängt an zu rasen. - "Herr Doktor, ich muß Sie bitten, Fräulein Hultsch in meiner Gegenwart zu fragen, weshalb sie die eingehende Post vor mir versteckt hat!"

"Ich? Die Post versteckt? Wenn Sie mich schon vertreiben wollen von hier, so lassen Sie wenigstens das Lügen. Die Post hat jeden Tag hier gelegen!" Schon heult sie wieder und stimmt ein hysterisches Lamento an. Sie droht wie immer in solchen Fällen mit Kündigung, Flucht und Selbstmord.

"Ich muß Sie bitten, Herr Doktor, mich anzuhören", rufe ich heftig und erkläre ihm den Vorgang. Er hört mir mit zusammengepreßten Lippen, Haß in den Augen zu und glaubt mir kein Wort.

¹³ Theodor w. Adorno bezeichnete solche Menschen als "panzermimosen". (Hans Imhoff, persönliche Mitteilung.)



Fräulein Hultsch schreibt die Benachrichtigungen an die Konsulate und ich bekomme den ganzen Vormittag hindurch Diktat. Es ist eine Folter, daß Maßmann mir Postkarten von drei Zeilen Inhalt diktiert und allerlei Auskünfte und Bescheide, die ich sonst selbst erledige. Ich erkenne, daß ich so ziemlich die ganze während seiner Abwesenheit eingegangene Post hätte beantworten können.

Ohne innere Anteilnahme kritzele ich die Blätter meines Stenogrammblocks voll. Nach der Mittagspause beginne ich mit der Übertragung. Da man sich in dieser Arbeit sehr wohl selbst vergessen kann, so kann ich mich nicht entschließen, nach Dienstschluß aufzuhören. Ich sitze bis spät in den Abend hinein. Auch bin ich entschlossen, den Wettstreit mit Fräulein Hultsch jetzt in jeder Beziehung aufzunehmen. Da sie nie ein Stenogramm bis zum nächsten Tage zurückläßt, so darf auch ich es nicht tun, wenn ich mich vor ihr behaupten will.

Am nächsten Morgen in der Frühe lese ich das Geschriebene durch und bessere einige Schreibfehler aus. Das Stempelkissen steht wie gewöhnlich auf Fräulein Hultschs Schreibtisch. Sie sieht flüchtig auf, als ich den Ständer drehe, um den Unterschriftsstempel zu wählen.

Ich unterstemple meine Briefe und lege die Mappe auf Dr. Maßmanns Schreibtisch. Es liegt eine gewisse Nichtachtung darin, daß sie dort unberührt liegen bleibt bis zum späten Nachmittag. Meine Überstunden werden dadurch gleichsam annulliert, zurückgewiesen.

Ich sehe durch die offene Tür, wie Maßmann dann nach der Mappe greift. "Um Gottes willen, Fräulein Brückner, was haben Sie denn nun wieder gemacht?"

Er kann noch keinen einzigen Brief durchgelesen haben.

Meine Nerven sind, weiß Gott, zerrieben. Ich kann den wässerig-starren, eisig lächelnden Blick einfach nicht mehr ertragen, nicht dieses befremdete Staunen, als hätte ich Ungeheuerlichkeiten begangen, nicht dieses ungläubig-kränkende Verstummen, sobald ich Einwendungen erhebe.

”Aber Fräulein Brückner, wir haben hundertmal davon gesprochen, daß ab gestern ein neuer Unterschriftsstempel verwendet werden muß. Fräulein Hultzsch hat ihre gesamte gestrige Post richtig gestempelt.”

”Herr Doktor, ich bin verzweifelt. Systematisch werde ich von allem ausgeschlossen und erfahre nicht das Notwendigste, was in unserer Abteilung vor sich geht.”

Nun, das klingt wie ein verkappter Vorwurf. Dr. Maßmann hat eine wirksame Art, sich dagegen zu wehren. ”Tut mir leid, Fräulein Brückner. Die Sachen müssen umgeschrieben werden. Bitte - ”

Er reicht mir die Mappe so nachlässig und läßt sie so frühzeitig los, daß sie zu Boden fällt. Die Briefe fliegen durcheinander. Das Blut steigt mir brennend in die Stirn, als ich mich bücke, um sie aufzulesen. - Es ist jetzt entschieden, daß Maßmann im April nach Chile reist. Die Zeit bis dahin muß ich überstehen. - - -

Ich schreibe also die ganze Post von gestern noch einmal. Gegen Mitternacht bin ich müde zum Umsinken. Ich verschreibe mich häufig. Der letzte Brief ist nahezu unbrauchbar. So lasse ich einen kleinen Rest bis zum nächsten Morgen.

”Wo ist nun der neue Stempel?” frage ich Fräulein Hultzsch.

Die steht in rätselhafter Unsicherheit neben ihrem Stuhl. Zögernd reicht sie mir den neuen Stempel. Ich streife flüchtig ihr Gesicht. Irgendwie ist es in Unordnung. Wie ich jetzt den Stempel unter jedes Schriftstück setze, gewissenhaft, von Kummer gedrückt, beginnt der Ausdruck ihres Gesichtes mich zu beunruhigen. Sie hat mir etwas zu sagen. Ich täusche mich kaum, daß irgendein heftiger Kampf in ihr tobt.

"Denken Sie darüber nach, wie schwer ich es habe?" frage ich, ohne aufzusehen.

Sie kommt näher und faßt mich auf die Schulter. "Fräulein Brückner, es ist doch selbstverständlich, daß wir auch andere Briefbogen haben, nun die Unterschrift geändert ist."

Also zum drittenmal die vielen Briefe schreiben!

Während ich noch dastehe, die Finger gegen die Augen gepreßt, um nicht auszubrechen, meine Qual nicht herauszuschreien, kniet sie vor meinem Materialtisch und räumt neue Formulare in die Fächer. Sie macht das beinahe lautlos. Dann steht sie unschlüssig hinter mir, streichelt meinen Arm mit scheuer Hand.

"Ich helfe Ihnen", sagt sie zitternd. "Ich schreibe Ihnen das Ganze. Wir sind heute mittag fertig."

Aber bald kommt Dr. Maßmann und Fräulein Hultzsach wird zum Diktat gerufen.

Ich ringe um Konzentration. In meinem Kopf ist alles durcheinander gerissen. Bald lasse ich einen Abschnitt aus, bald verschreibe ich mich fünfmal in einer Zeile, dann wieder übersehe ich, daß der Bogen zu Ende geht und schreibe so tief hinunter, daß die Unterschrift nicht mehr Platz hat. Um ein Uhr ist der Papierkorb voll und die Unterschriftsmappe leer. Ich gehe nicht zu Tisch.

Als ich allein bin, Ruhe sich um mich breitet, bringe ich einige saubere Briefe zustande.

Als Erster kommt Maßmann aus der Mittagspause zurück. Er geht nicht in sein Zimmer. Er schlendert an eins der Fenster und schaut hinaus, kommt dann zu mir, stellt sich hinter mich und sieht mir eine Weile zu. Ich verschreibe mich prompt.

"Immer noch die Briefe von vorgestern?" sagt er und turnt schon weiter, die Hände in den Hosentaschen, leise pfeifend. Er rekelt sich auf Fräulein Hultzschs Stuhl, bis sie kommt, und dreht an ihrer Maschine.

"Sagen Sie mal, Fräulein Hultzsch," fängt er nachdrücklich an, "wie lange schreiben Sie eigentlich an einem Briefe?"

"Kommt drauf an, wie lang er ist."

"Na, so unsere Normalbriefe, sagen wir mal: eine Seite."

"Sechs bis acht Minuten."

"Hm... erstaunlich... und Sie, Fräulein Brückner, wie lange brauchen Sie zu einem Brief?"



Lächerlich fortan der Versuch, Denkarbeit zu erkämpfen. Es gilt, das primitivste technische Können gegen die Anschuldigung der Unzulänglichkeit zu verteidigen.

Ich zittere jedesmal, wenn ich die Unterschriftsmappe vorlege. Ausgeschlossen, daß einmal nichts zu bemängeln wäre. Der Briefrand ist zum Beispiel nicht ganz so breit wie Dr. Maßmann ihn liebt. Eine Äußerlichkeit, die mir pedantisch erscheinen mag, aber ich solle mir mal Fräulein Hultzschs Briefe ansehen. Sie habe den unfehlbaren Blick für geschickte Raumverteilung.

Dann wieder ist meine Schrift unregelmäßig. Ob ich das nicht selbst fände? Nein? Dann solle ich mir doch Fräulein Hultzschs Schrift einmal ansehen. Vielleicht läge der Unterschied in den Maschinen. Ich schreibe ja sauber, gewiß, das könne und wolle man keineswegs bestreiten, aber die Schrift wäre nicht absolut klar, nicht unbedingt präzise.

Das nächste Mal habe ich mich nicht streng genug an das Diktat gehalten. Ausgeschlossen, daß er "unverzüglich" gesagt habe. "Umgehend" vielleicht, wenn ich nicht die ganze Stelle, die ihm überhaupt nicht behage, geändert habe. "Unverzüglich"? Nein, das gehe beim besten Willen nicht. Der Brief müsse umgeschrieben werden.

Es hat nichts zu besagen, daß ich dennoch in meinem Stenogramm "unverzüglich" deutlich stehen habe, so wie ich es im Augenblick des Hörens niederschrieb.

Aber es kommt ja auch wohl nicht darauf an, Tatsachen festzustellen, sondern ein ganz bestimmter, sorgsam verhüllter, in diskretem Schweigen umgangener Zweck soll erfüllt werden. Es genügt, wenn Maßmann darum weiß und ich, die ich immer noch einen unangenehm zähen Arbeitswillen bekunde. Zwar habe ich an Sicherheit eingebüßt, Gott sei Dank. Der Sorge, ich könne dominieren wollen, ist man endlich enthoben. Hemmungen sind deutlich spürbar in allem, was ich angreife. Meine Energie ist auf dem besten Wege zu erlahmen. Aber damit ist man der unangenehmen Würgearbeit noch längst nicht enthoben.

Aufdringlich direkt mein leicht entfachtetes Interesse für neue Fragen, meine treffende kritische Einstellung, mein gutes Gedächtnis für Sonderfälle. Aufdringlich im höchsten Grade die Hingabe an meine Arbeit, in der ich ja nur geduldet bin, keineswegs gern gesehen. Aber ich habe ja nichts sonst als dieses bißchen karger, abstrakter Wärme, aufgefangen aus dem Widerschein eines Aufgabenkomplexes, der um die Förderung begabter Jugend kreist.

Nun, man hat sich die Erdrosselung meines Arbeitswillens leichter gedacht. Ich zappelte früher, als man zu hoffen gewagt, aber nun erweise ich mich unbequemerweise als zählebig. Das ist abstoßend.

Als kleines Kind habe ich einmal in einem Anflug von Abscheu und Grausamkeit einem Käfer die Beine ausgerissen. Es war entsetzlich. Er lebte noch und versuchte zu kriechen. Ich war nicht mehr imstande, ihn vollends zu töten. Die Reue über die Tat, die ich nicht mehr rückgängig machen konnte, steigerte sich zur Pein. Mit weit von mir gestrecktem Arm schlug ich vermittels eines Stöckchens auf den Käfer ein. Er starb nicht. Er zuckte und bewegte sich. Und ich haßte ihn unsinnig, weil ich seine Qual mit ansehen mußte, weil er mir nicht den Gefallen tat, mein aufgewühltes Gewissen durch einen schnellen Tod zu befreien, - weil ich im Grunde meines Herzens erschüttert war von der Verzweiflung des verstümmelten und mißhandelten Tierleibes, der noch zu kriechen versuchte, nachdem man ihn aller Möglichkeit hierzu beraubt.

An diesen wehrlose Käfer muß ich denken, wenn Maßmann mich ansieht voll feindlichen Unbehagens, aus dem allzu deutlich die Abwehr des gefolterten Gewissens spricht.

Ich brauche nur in den Spiegel zu sehen, um die Heftigkeit des Vorwurfs zu ermessen, die mein Anblick ihm vermittelt. Im Spiegel erkenne auch ich, wie wenig mir selbst noch belassen ist an Willen und Fähigkeit, mich zu behaupten.

Seit einigen Tagen fühle ich mich nicht nur elend, nicht nur zerrieben und bis zur Erschöpfung entnervt, ich merke, daß ich regelrecht krank werde. Die Kopfschmerzen seelischer Überlastung, die ich schon lange habe, wandeln sich zu einem wilden Brennen hinter den Augäpfeln. Halsschmerzen gesellen sich dazu. Mir ist zum Zerspringen heiß, dennoch überschauert mich Frösteln.

Wohl flehe ich zwischen Maschinengeklapper und Stimmengetöse, das fern herüberbrandet aus einer Wirklichkeit, der mich die Betäubung des steigenden Fiebers entführt, lieber Gott, laß mich durchhalten bis zum fünfzehnten Februar, aber der Wunsch hat nicht mehr die Kraft der Beschwörung. - Am zweiten April wird Maßmann sich nach Chile einschiffen. Wird mir am fünfzehnten Februar zum ersten April nicht gekündigt, so bin ich gerettet. Wir schreiben den sechsundzwanzigsten Januar.



Die Fenstervorhänge sind zugezogen. Wie gut dieses sanfte Halbdunkel tut!

Im Hause ist es still um diese Zeit. Ich habe das Gefühl, als wäre diese Stille ein kühles Kissen, in das man meinen heißen kopf wohltätig gebettet hat.

Frau Krupke hantiert in der Küche. Ab und zu klappert ein Geschirr. Es streichelt mich, einen Menschen so nah und doch fern genug zu wissen. Tief drunten rumoren die Geräusche der Straße. Ich habe ein Pulver

genommen. Die Schmerzen sind verschwunden, selbst die des Halses, in dem ja das Übel sitzt.

Wohlig gebettet in Müdigkeit, Schwere und Umnebelung des Fiebers liege ich und dämmere. Ich schlafe viel, esse nichts, denke nichts. Alle Sorgen sind verflüchtigt. Die Schwerkraft der Erde ist aufgehoben, solange rötliche Nebel mich mit leisem Gebrause umkreisen.

Ein alter wortkarger Doktor kommt ab und zu, prüft meinen Puls, sieht mir in den Hals, zuweilen auch spähend ins Gesicht, wenn ich mich zurücksinken lasse in die Umschmeichelung der Kissen.

Daran, daß ich immer häufiger an Maßmann denken muß, seine entsetzlich hellen, starren, beleidigt erstaunten Augen, erkenne ich, daß ich mich der Küste des Wirklichen wieder nähere.

Ich bin sogar im Besitz eines mit Maschine geschriebenen Briefes, in dem er mir im Stile einer Eingabe an das Arbeitsministerium gute Besserung wünscht und mich ermahnt, meine volle Genesung abzuwarten, ehe ich mich wieder an die Arbeit wage. Ich bewundere die Gewandtheit, die selbst mit diesen wohlmeinenden Worten eine leise Unduldsamkeit verflechten konnte.

In den letzten Tagen weine ich viel. Ich weiß, daß mir ja alles nichts helfen wird und ich zum Schluß doch unterliegen werde. - -

Noch nicht ganz fieberfrei, leicht wankend im kreisenden Nebel der Schwäche, sitze ich wieder hinter meiner Maschine.

"Nun, Fräulein Brückner?" sagt Maßmann, als er kommt, und geht weiter. Er hat nicht einmal seinen Schritt verlangsamt.

Selbst Fräulein Hultsch blickt ihm entsetzt nach. Gewiß bedenkt auch sie, mit welchem Überschwang er stets seine Besorgnis bekundete, wenn sie sich nicht wohlfühlte.

Er klingelt mich zum Diktat.

Das Tuch um den Hals wird mir zu eng, als ich sein Zimmer betrete. Im Nu tritt mir die Schwäche aus allen Poren. Mein Haar klebt durchnäßt an der Stirn. Kaum kann ich den Bleistift führen. Es fällt mir unsagbar

schwer, dem Diktat zu folgen. Jeden zweiten Satz muß Maßmann wiederholen. Ein graugrüner Schleier fällt, fällt.

Als ich dann aufhören muß und mich in meiner Ohnmacht mit einem letzten angstvollen Blick an ihn klammere, ist das Gleichnis von jenem Käfer bis ins Ungeheure gesteigert.

In Pein und Abwehr der Reue faßt er von seinem Platz her mit ausgestrecktem Arm zu mir herüber. Groß wie sein entsetztes Mitleid ist sein Haß, daß es immer noch nicht genug ist, daß ich immer noch weiter seine Quälereien ertragen will.



Dies ist am neunten Februar gewesen. Der zehnte ist ereignislos. Wir haben alle Hände voll zu tun. Noch ehe Maßmann ausreist, soll über die Neubewerbungen entschieden werden.

Ich habe annähernd hundertzwanzig Exzerpte anzufertigen, Auszüge aus den Bewerbungsakten, die große Aufmerksamkeit erfordern. Die wichtigsten Lebensdaten müssen ausgezogen werden unter genauer Beobachtung derjenigen Gesichtspunkte, die für die Beurteilung des Bewerbers wesentlich sind. Studiendauer, Umfang und Charakter der Werkstudententätigkeit müssen errechnet, erläutert werden. Eine kurze Würdigung der eingereichten Prüfungsarbeiten macht ihre genaue Durchsicht notwendig. Bei einiger Übung brauche ich immerhin zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten pro Akte. Diese zeitraubende Arbeit, der Fräulein Hultsch in bezug auf Stilgewandtheit und Urteilsfähigkeit nicht gewachsen ist, macht mir viel Freude. Leider geht es mir immer noch nicht gut. Ich muß mich wahnsinnig zusammenreißen, um nicht zu versagen.

Nur mit Mühe halte ich den Sinn der oft komplizierten, von vielen Fachausdrücken durchsetzten Arbeiten zusammen. Nach sechs Stunden spüre ich sehr wohl, daß ich an der Grenze meiner Leistungsfähigkeit angelangt bin. Ich bin eben immer noch krank. Die letzten zwei Stunden

quäle ich mich nur noch so dahin. Das Hemd klebt mir am Leibe, so schwitze ich vor Schwäche. Nichtsdestoweniger fragt Maßmann mich, ob ich für den Abend etwas vorhabe. Es wäre ihm lieb, wenn ich heute ein paar Stunden länger arbeite, wir kämen sonst mit der Arbeit nicht durch.

Ich würde ihn gern darauf aufmerksam machen, daß ich drei Wochen mit hohem Fieber zu Bett gelegen habe, aber ich darf mich nicht weigern, jetzt, wo es auf nichts weiter ankommt, als die nächsten vier Tage zu überstehen. So erkläre ich mich bereit. Dr. Maßmann unterschreibt die Post und geht.

Fräulein Hultsch springt auf ein Schwätzchen zu der Kantinenwirtin ins Dachgeschoß. Sie hat die Alte schon halbwegs beschwätzt, ihr Gemüsegerichte ohne Fleisch zu verabfolgen, eine Vergünstigung, die streng geheimgehalten werden muß, denn da könnte ja jeder kommen, kein Fleisch haben und weniger bezahlen wollen.

Als sie nach eineinhalb Stunden erfolggekrönt zurückkehrt, findet sie mich eingeschlafen über der Maschine liegen.



Am zwölften Februar bin ich um sieben Uhr früh bereits wieder über meinen Exzerpten. Es gelingt mir, bis zur Mittagspause fünfundzwanzig Gesuche zu durchprüfen. Natürlich rächt sich die Anstrengung. Ich habe stärkeres Fieber, Kopfschmerzen und ein haariges Gefühl im Hals. Das Wetter ist so ungünstig wie möglich. Unaufhörlich rieselt ein Gemisch von Schnee und Regen aus tiefhängendem Himmelsgrau. Ich halte es für richtig, in der Kantine zu speisen und nicht meinen alten Mittagstisch aufzusuchen.

An drei länglichen Holztischen wird in der Kantine der Studentenfürsorge den heimatlosen und auswärtigen Angestellten für billiges Geld ein gutes Essen gereicht. Links und rechts an den Wänden

sind Stammplätze für die regelmäßigen Gäste vergeben. Am Mitteltisch findet sich zusammen, was der Zufall heraufreibt.

Zunächst sitze ich allein. Als mir die Suppe gebracht wird, erscheint Fräulein Hultzsch. Vernehmliches Räuspern links und rechts, Fußescharren und Husten. Die Jünglinge aus der Buchhaltung grinsen sich über ihren Suppentellern zu. "Huch nein", stößt jemand hoch heraus, und alles prustet vor Lachen. Fräulein Hultzsch setzt sich neben mich.

Gleich danach öffnet sich abermals die Tür, und es erscheint Dr. Maßmann. Auch ihn bestimmt das schlechte Wetter, heute nicht zum Essen nach Hause zu fahren. Er steuert auf Fräulein Hultzsch zu, wird mich gewahr, korrigiert augenblicklich die Richtung, erkennt, daß an den Seitentischen nicht ein einziger Platz mehr frei ist und kommt nun doch, hell errötet, auf uns zu.

Mit einem gewandten, dennoch verkrampften Scherze stellt er fest, daß der ganze I.A.A.I. in stimmberechtigter Vollzähligkeit versammelt sei. Streng geheime Vertrauenssitzung.

Ich weiß nicht, ob es an Maßmanns Gegenwart liegt oder an dem fetten Hammelfleisch und den strengriechenden Rüben: ich fühle heftigsten Widerwillen gegen das Gericht und schiebe es beiseite. Um dennoch eine Kleinigkeit zu mir zu nehmen, bestelle ich mir zwei Apfelsinen. Das Stück kostet fünfzehn Pfennige. Also bestimmt keine Verschwendung.

Fräulein Hultzsch stochert geziert in ihrem Gemüse. Maßmann scheint es prächtig zu munden. Er läßt seine Augen um und um wandern. Ich fühle mich scheußlich beengt.

"Sie haben kein Fleisch?" fragt er plötzlich, bestürzt mitten im Kauen innehaltend. "Was soll das heißen, Fräulein Hultzsch, alle andern essen Fleisch und Sie nicht?"

Sie dreht und windet sich vor Verschämtheit. "Ich kann mir doch kein Fleisch leisten bei meinem kleinen Gehalt."

„Aber Fräulein Hultsch, das ist furchtbar, das ist einfach ganz unerhört. Ich finde keine Worte, wirklich, ich bin außer mir, um nicht zu sagen: erschüttert. Wahrscheinlich haben Sie sich Ihr Überstundengeld nicht auszahlen lassen?“

Sie wird feuerrot, weil ich doch bisher von der Bezahlung ihrer Überstunden nichts wußte. Mir wird nun vieles verständlich.

„Das letzte habe ich meinem Muttchen geschickt“, wispert sie und blinkert mit den Augen. Schon kommen die ersten Tränen.

Keinen heikleren Augenblick kann die Kaninenwirtin finden, um zwei Prachtexemplare von Apfelsinen vor mich hinzustellen, dickpelzige, rotgesprenkelte, verlockend leuchtende Früchte, die ungeheuer herausfordernd wirken in dieser Situation. Neben ihnen steht obendrein das verschmähte Hammelfleisch, dessen Sauce mittlerweile geronnen ist.

Maßmann wirft mir dann auch einen Blick so unverhohlenen Hasses und Abscheus entgegen, daß ich entsetzt die Hand zurückziehe, die sich nach einer der Apfelsinen ausstreckt.

Ist es wirklich eine Taktlosigkeit?

„Ich habe seit vierzehn Tagen kaum etwas anderes zu mir nehmen können als Obst“, sage ich still. Weiß Gott, man sieht mir doch an, daß ich krank bin. - Fräulein Hultsch sitzt rot und gesund hinter ihrem vollbeladenen Teller. Es schmeckt ihr vortrefflich. Zufällig weiß ich, daß sie bei Verwandten wohnt und nur zwanzig Mark für ihr Zimmer bezahlt. Ohne alle Frage könnte sie achtzig Pfennig für ein Fleischgericht ausgeben. Mehr kostet es in der Kantine nicht.

Ich nehme meine Apfelsinen an mich, erhebe mich, grüße und steige in großer Verwirrung die Treppe hinunter.



Über mir schlägt eine Tür. Schritte kommen in Eile mir nach. Entschlußkraft federt in ihnen, zorniger Wille, ein unbequemes Hindernis nunmehr blindlings niederzubrechen.

Ich schlüpfe in die Toilette. Erst als ich den Hahn öffne und Kühle über meine Hände rinnt, kommt mir zum Bewußtsein, daß ich geflüchtet bin. Mir ist stumpf und dumpf in Kopf und Herz. Ich kann gar nicht recht aufwachen.

Über dem Wasserhahn hängt ein Spiegel. Mein Gott, wie sehe ich nur aus. Das also bin ich jetzt. Dies hier haben sie aus mir gemacht! Ich bin alt geworden. Vielleicht ist Hoffnungslosigkeit Altsein. Mein Haar hat allen Glanz verloren.

Die Haut unter meinen Augen ist welk, von kleinen Fältchen zerknittert. Blaß war ich immer, aber niemals von diesem farblosen Grau, in das sich bräunliche Schatten mischen. Im nächsten Monat werde ich dreißig Jahre alt. Die furchtbare Drohung des beginnenden Altwerdens steinschwer in der Brust, raffte ich mich auf und gehe in unser Arbeitszimmer.

Nebenan in abwartender Haltung sitzt Maßmann, die Beine übereinandergeschlagen, ein Lineal in der Hand, mit dem er gedankenverloren auf die Schreibtischplatte klopft.

Er hat den Kopf dem Fenster zugewendet, wie es seine Gewohnheit ist beim Nachdenken.

"Haben Sie einen Augenblick Zeit, Fräulein Brückner? Kommen Sie doch mal bitte herein."

Ich erschrecke bis ins innerste Mark.

"Bitte nehmen Sie Platz. Es ist da eine Kleinigkeit zu besprechen."

Kleinigkeit, denke ich bitter, ja, für Sie, Herr Maßmann, ist es wohl eine Kleinigkeit, ob auch für mich?

"Ich möchte vorausschicken," sagt er, daß unsere Unterhaltung keineswegs dienstlichen Charakter trägt. Ich möchte mich rein privat von Mensch zu Mensch mit Ihnen über gewisse Schwierigkeiten unterhalten,

die sich unserer Zusammenarbeit entgegenstellen. Ich möchte damit vermeiden, daß Sie eines Tages unvorbereitet vor Härten stehen, die sich abschwächen lassen, indem man sie vorzeitig erwägt."

Ich sehe ihm starr ins Gesicht.

"Es handelt sich da um pekuniäre Sorgen in erster Linie. Sie wissen, wir sind auf Unterstützungsgelder angewiesen. Die Industrie ist in ihrer Freigiebigkeit beträchtlich eingeengt. Die wirtschaftliche Lage verschlechtert sich von Tag zu Tag. Wir werden uns künftig nach jeder Richtung hin einschränken müssen."

Jetzt kündigt er mir. Mein Gott, jetzt kündigt er mir!

"Über diesen Punkt, um auf den Kern meiner Rede zu kommen, ist bei der letzten Vertrauenssitzung eingehend debattiert worden. Um unsern Willen zur Sparsamkeit zu bekunden, haben wir uns unter anderem auch bereit erklären müssen, die Gehälter zu reduzieren. Selbst diese relativ geringen Summen fallen schon ins Gewicht (bei achtzigtausend Mark, die unser Betrieb jährlich verschlingt!). Kurz und gut, Fräulein Brückner, wir sehen uns vor die Frage gestellt, Ihr Gehalt auf hundertfünfundsiebzig Mark zu ermäßigen."

Höre gut zu, ermahne ich mich, umbraust vom Hohn über die umständlichen Windungen. Gib gut acht und merke auf das Verborgene, auf den geheimen Untersinn, den du finden mußt, je mehr man ihn verschleiert.

Es wäre mir lieber, ich brauchte mich jetzt nicht zu äußern, aber Maßmann wartet so offenbar auf eine Antwort, einen Protest wahrscheinlich, daß ich mich nach irgendeiner Seite hin entschließen muß.

"Sie sprachen von Gehältern, Herr Doktor. Ich gehe doch wohl recht in der Annahme, daß es sich nicht um mein Gehalt allein, sondern beispielsweise auch um das Ihre und das von Fräulein Hultzsch handelt?"

Er unterzieht die Einlage des Metalllineals einer eingehenden Prüfung.

"Ich weiß nicht, Fräulein Brückner, ob ich Veranlassung habe, Ihnen hierauf eine eindeutige Antwort zu geben. Sie werden einsehen, daß es unmöglich ist, Fräulein Hultzschs kärgliches Gehalt auch nur um einen Pfennig zu kürzen. Im Gegenteil! Ich sehe mich veranlaßt, eine geringfügige Aufbesserung für sie zu beantragen," - meine fünfundzwanzig Mark, ich verstehe - "so daß eine gewisse Angleichung in den Gehältern geschaffen wird, eine Angleichung, die bei der Gleichwertigkeit Ihrer Arbeitspflichten nicht mehr als gerecht erscheinen kann, wobei ich der Hoffnung Ausdruck gebe, daß es Ihnen bei weiterer Mitarbeit gelingen möge, uns eine ähnlich wertvolle Stütze zu werden wie Fräulein Hultzsch es heute für uns ist."

Der Hieb sitzt. Ruhig bleiben. *'Weitere Mitarbeit'*, hat er gesagt. Er kündigt mir also nicht. Er kündigt mir nicht. Er kündigt mir nicht!

Aber da ist etwas, das dennoch gesagt sein möchte. "Herr Doktor, ich weiß nicht, wodurch ich so viele Kränkungen verdient habe. Es sind harte Zeiten, die ich hier durchmache. Verzeihen Sie bitte, ich will nicht klagen. Ich möchte nur klar sehen in einem Punkte, über den ich mir nun seit Monaten den Kopf zerbrochen habe. Geben Sie mir eine eindeutige Antwort auf eine eindeutige Frage: Welche Gründe konnten Sie unmittelbar nach meiner Einstellung bewegen, allen Zugeständnissen zuwider, die mir bei meinem Engagement gemacht worden waren, mich auf dem denkbar niedrigsten Arbeitsniveau zu halten? Es wäre doch eine Kleinigkeit für Sie gewesen, und stand ohne Frage ursprünglich im Programm, die Differenz zwischen meinem und Fräulein Hultzschs Gehalt durch eine streng voneinander getrennte Arbeitsbasis zu rechtfertigen."

Maßmann starrt zum Fenster hinaus. Das Lineal liegt jetzt still in seiner Hand. Denkt er überhaupt?

"Tja, Fräulein Brückner", er wendet nicht den Kopf, spricht hinaus zu den kahlen Bäumen des Vorgärtchens. "Da sind höhere Gewalten im Spiele. Wir befinden uns, wie Sie ja wissen, noch im Entwicklungsstadium und manches, was wir planen, muß als undurchführbar aufgesteckt werden. Was uns vorschwebte, als wir Sie engagierten, läßt sich im Rahmen unserer Arbeit nicht durchführen. Was wir heute brauchen, ist lediglich eine zweite Maschinenschreiberin,

unbeschadet der höheren Rechte, die Fräulein Hultsch aus ihrer längeren Mitarbeit zustehen."

"Herr Doktor, ich bin gern bereit, als zweite Schreibkraft weiter zu fungieren. Aber bitte, geben Sie mir die Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß ein fruchtbares Arbeitsfeld, ähnlich dem, das mir vorschwebte, ehe ich kam, bei uns brach liegt. Lassen Sie mich heran an die Arbeit, richtiger: verwehren Sie mir diese Arbeit nicht. Ich bitte Sie inständig, überlassen Sie mir die Auswertung der Erfahrungsberichte. Ich werde eine Broschüre zusammenstellen. Photos, die hineinpassen, habe ich bereits ausgewählt. Ich habe auch schon ein Vorwort entworfen. Es würde eine eindrucksvolle Werbeschrift abgeben, die wir sehr wohl gebrauchen könnten!"

Er lächelt, daß seine zackigen, groben Zähne bloßliegen. "Ich glaube, Fräulein Brückner, Sie geben sich da ganz unnötigen Illusionen hin."

Es klingt zweideutig. Oder bin ich überhörig? Mein Herz fängt an zu rasen. Ganz nahe gerückt ist plötzlich die Entscheidung. Ich mag ihr nicht mehr ausweichen. Ich trete mitten hinein.

"Dann gestatten Sie mir, bitte, eine letzte Frage. Dieses Angebot von hundertfünfundsiebzig Mark, das Sie mir machten, ist es - ehrlich gemeint, oder ist es nur ein Vorwand, um mich zu entfernen? Bitte sagen Sie mir, ob die Geschäftsführung hofft, daß ich nicht akzeptiere."

"Aber keine Spur! Aber Fräulein Brückner! Ich begreife nicht, wie Sie zu einem solchen Schluß kommen können. Wenn wir Ihre Mitarbeit nicht länger wünschten, könnte es keinen Grund geben, unumwunden eine Kündigung auszusprechen. - Sie haben sich jetzt eingearbeitet. Wir haben, wie Sie wissen, alle Hände voll zu tun. Nicht nur, daß wir Ihren Austritt keineswegs wünschen, wir würden ihn geradezu bedauern."



Ich zergrüble eine ganze Nacht, wälze mich zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

Ich habe aufgepaßt und dennoch das Verborgene nicht gehört. Es waren lauter Schleichwege und nun bin ich wieder im Begriff, ihnen zu trauen. - Aber was er zuletzt sagte, das trug doch Verantwortung. Er ist ein Mann von Bildung und steht an bevorzugter Stelle in einer Organisation, die ethische Ziele verfolgt. Er ist im Begriff, eine Karriere zu machen, seine Entsendung nach Chile beweist es. Er ist ein Mann ohne Frage, der neben dem Kompaß des klaren Verstandes den subtileren des empfindlichen Gewissens hat und das Schwergewicht einer bewußten Täuschung kennen sollte... Wo wäre ein Grund, ich ringe um eine Begründung, mich heute noch zu täuschen, wenn morgen die Wahrheit unweigerlich zutage treten muß. Denn was der fünfzehnte Februar bringt, ist heute bereits entschieden.

... nicht nur, daß wir Ihren Austritt keineswegs wünschen, wir würden ihn geradezu bedauern.

Das sind festgefügte undeutbare Worte. Daran muß man sich halten können oder es gibt nichts mehr in der Welt, das Bestand hätte. Dr. Maßmann ist gewiß nicht mein Freund, aber ich darf ihn deshalb nicht für einen Lumpen halten.

Ach, ich bin vergiftet, vergiftet. Wieder erfüllt mich Schrecken über all das Böse, das ich sinne. Mein Gott, da liege ich hier, zermartere mich und grüble, fürchte mich und leide, und in Wirklichkeit hat man mir gar nicht deutlicher sagen können, daß alle Sorge Gespensterfurcht ist, Hirnspuk einer überreizten Phantasie, die eine böse Vergangenheit nicht vergessen kann. In sechs Wochen beginnt eine neue Zeit. In sechs Wochen endlich kommt der ersehnte große Anfang. Dr. Maßmanns Nachfolger ist schon bestimmt, ein stiller, freundlicher Mann, den ich öfters sah. Mir ist um den Aufstieg nicht bange. Ich werde es schaffen. Zu deutlich habe ich gesehen, daß auch in höheren Stellungen keine Kunststücke vollführt werden. Die ganze Schwierigkeit besteht darin, heranzukommen an solche Posten. Wer kein amtlich beglaubigtes Prüfungszeugnis hat, kein Berechtigungspapier, der hat es schwer, es sei denn, daß ein guter Freund ihm helfe. - - -

Ich habe einen gräßlichen Traum in dieser Nacht. Maßmann sieht mir in den Hals, wo immer noch die Mandeln schmerzen. Er greift vorsichtig hinein. Seine Glasaugen phosphoreszieren. "Sie werden mir zugeben müssen," sagt er zögernd, "daß ich mit außerordentlicher Behutsamkeit vorgehe. Ich begreife nicht, wie Sie sich fürchten können. Eine Kleinigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Operation ohne alle Komplikationen." Und plötzlich faßt er zu, reißt und reißt. Er will mir die Mandeln herausreißen, nein, es sind nicht die Mandeln. Mein Herz, mein Herz. Er reißt mir das Herz aus der Brust. Aufjagend aus Qual und Entsetzen finde ich mich über etwas schmerzhaft Hartem liegen. Es ist ein umgestürzter Stuhl. Sturz und Aufschrei hängen noch ungewiß im Raum.

Aus dem Hinterzimmer höre ich Frau Krupkes ängstliches Rufen. Ich taumle ins zerwühlte Bett zurück, um Atem kämpfend, denn mein Herz hämmert wie toll. Da kommt auch schon die Gute in Nachtjacke und weißem Häubchen. Das Licht erstrahlt.

Ich schlage die Hände vors Gesicht. "Er hat gelbe Augen. Ich habe es deutlich gesehen, einen gelben Kranz rings um die Pupille."

"Schon gut, schon gut", sagt die mütterliche Stimme im Winkel, und Wasser plätschert. Dann schlägt sie mir die feuchten Tücher um den Leib.



Am nächsten Tag zeigt das Fieberthermometer neununddreißigdreier. Frau Krupke geht selbst ins Büro, um mich zu entschuldigen. Dr. Maßmann läßt grüßen. Fräulein Hultsch läßt grüßen. Ich solle um Gottes willen mich erst auskurieren, ehe ich wiederkäme. Den Vierzehnten bleibe ich schweren Herzens noch zu Bett, gurgele, schlucke Pulver, trinke Zitronenlimonade und banne alle aufregenden Gedanken. Jede Stunde wird Fieber gemessen. Siebenunddreißigdreier. Es fällt. Siebenunddreißigzwei am Nachmittag.

Ich schlafe eine wohltätige lange Nacht hindurch.

Es ist noch finster, als der Wecker schnarrt. Heimlich kleide ich mich an, verzichte auf den Morgenkaffee. Auf Zehenspitzen schleiche ich mich zur Korridor Tür hinaus. Die gute Krupke schläft noch und ahnt nichts von meiner Flucht.

Fräulein Hultsch ist noch nicht da. Ich sitze beklommen hinter meiner Maschine. Heute ist der fünfzehnte Februar. Keine zehn Stunden später und ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne oder der unseligste. -

Es klopft und ein junges Mädchen tritt durch die Tür, ohne Hut und Mantel, eine Aktentasache unter dem Arm.

Ich stehe auf und gehe ihr fragend entgegen.

"Ich bin die neue Stenotypistin", sagt sie mit freundlichem Lächeln.

Ich begreife nicht gleich. "Sie irren sich gewiß in der Abteilung. Von wem sind Sie engagiert?"

"Ich war hier nebenan. Wie der Herr heißt, weiß ich nicht." Sie deutet auf Maßmanns Arbeitszimmer.

"So, ja, ich war krank", stammle ich und fühle mich gepackt von einer eisernen Hand, die mich im nächsten Augenblick auseinanderreißen wird.

"Wann war das, als man Sie engagierte?"

"Am ersten Februar. Ich sollte eigentlich nicht vor dem ersten März eintreten. Aber der Herr von nebenan meinte, die Dame, für die ich herkäme, würde bestimmt gleich gehen, wenn ihr gekündigt würde."

Es kann nur ein Angsttraum sein und muß mit dem Fieber zusammenhängen, denn nur im Fieber gibt es ja das, daß man wach ist und dennoch besinnungslos.

Inwendig ist etwas zusammengestürzt, der letzte Balken, der ein morsches Gebäude noch stützte. Ich höre es dröhnen., Das Getöse des Absturzes ist über allem.

Es kribbelt ein wenig in den Kniekehlen, in den Fingerspitzen und in den Lippen. Im übrigen bin ich gefühllos.

Man hat nun monatelang in diesem Raum gesessen, nichts hat sich verändert und plötzlich begreift man ihn nicht mehr. Es ist, als wären alle Dinge plötzlich ausgehöhlt und eine riesige Glasglocke über das Zimmer gedeckt, aus dem jemand heimlich die Luft pumpt. Dünn und leer wird es in mir und um mich herum, dünn und leer und leicht. Liegt es daran, daß es nun nichts mehr gibt, das ich mir wünschen könnte und nichts mehr, dem ich zu trauen vermöchte?

Die Tür knarrt in den Angeln. Was geht es mich noch an? Wer könnte da schon kommen? Es ist gänzlich belanglos. Ich schmecke das Wort am Gaumen. Belanglos, belanglos, das ganze Leben und Streben belanglos.

Da ist z.B. Fräulein Hultzsch. Sie spricht in einen Blechkasten hinein, der den Widerhall in sich selbst verschluckt. Ich höre jedes Wort. Nur ist ein Unterschied zwischen hören und verstehen. "Hundertzwanzig Mark", sagt die Neue. Ja, sie käme direkt von der Handelsschule. Sie wäre zweiundzwanzig Jahre alt und es wäre ihre erste Stelle. Der Herr hätte gesagt, wenn sie sich gut anließe mit der Arbeit...

Warum lacht Fräulein Hultzsch? Ist das überhaupt ein Lachen? Ist es nicht ein Rasseln zusammenrutschender Scherben? Warum ist sie so laut?

"Überstunden," schreit sie, "Sonnabend nachmittags, Sonntags, jeden Tag bis in die Nacht hinein, nur, damit er morgens mit seiner Frau in Ruhe frühstücken kann und mittags sein Schläfchen halten, nur damit es heißt, der I.A.A.I. arbeitet am längsten von allen Abteilungen! Und dafür habe ich zwei Jahre lang das Gehalt einer Anfängerin bekommen! - Er hat mich ausgenutzt. Ja, meine wahnsinnige Dummheit hat er ausgenutzt bis zur letzten Möglichkeit. Ein Phänomen, die tüchtigste Maschinenschreiberin der Welt, die Seele von I.A.A.I., seine rechte Hand, sein gutes Gedächtnis! Ich habe immer toller geschuftet, meine Nerven ruiniert, meine Gesundheit. Und jetzt bekommt eine Anfängerin dasselbe Gehalt wie ich - !

Fräulein Brückner," schreit sie, "Sie sollen bleiben. Ich will, daß Sie bleiben. Sie können korrespondieren und ich kann es nicht. Sie können Englisch und ich habe keine Ahnung davon. Sie sind sieben Jahre älter als ich. Sie können Artikel schreiben und ich bin mir klar über den Unterschied zwischen Ihren Exzerpten und meinen. O, was habe ich getan, was habe ich getan! Sie sollen weiterhin Ihre zweihundert Mark haben und ich will bei meinen hundertzwanzig bleiben, aber dies, dies lasse ich mir nicht gefallen. Ich habe acht Berufsjahre hinter mir, acht, acht Jahre Arbeit, Anspannung, Entbehrung und Verzicht. Und dabei das Gehalt einer Anfängerin!"

Ihr Geschrei hängt noch in der Luft, als von außen die Tür aufgestoßen wird. Jemand geht in peinlicher Eile schnurstracks ins Nebenzimmer. So gerade, so zusammengerafft und mit steifem Halse geht man unter einer eiskalten Dusche hindurch, wenn man beweisen soll, daß man nicht wasserscheu ist.

Fräulein Hultsch schluchzt lange, erdrückend lange und hoffnungslos. (So konnte nur Frau Suhl weinen.) Und ich? Nutzlos bin ich hingeopfert! Was nun, was nun?

Die Neue geht auf Zehenspitzen und holt sich einen Stuhl. Sie setzt sich in bescheidener Entfernung neben mich und wartet. Ich fühle ihren ratlosen Blick als schwachen Anhauch von Wärme an meiner Seite.

Die Arbeit ruht an diesem Morgen und niemand wagt, diese Tatsache zu ändern. Maßmann ruft Fräulein Hultsch nicht und ruft mich nicht. Wir hören ihn nicht blättern wie sonst. Er telefoniert nicht und er hustelt nicht. - Eine verfluchte Situation, mag er denken. Nun ist sie ihm über den Kopf gekommen. - Was, was um Gottes willen hat sie heraufbeschworen?

Ich möchte seine Gehirngänge auseinanderbrechen und hineinschauen in die Windungen, die bis zum heutigen Tage führen. Eine schwache Stelle vielleicht, eine Verengung, eine ganz belanglose kleine Verrenkung im System und über ein Menschenschicksal ist entschieden. Die irrsinnige Anstrengung eines zu Tode ermatteten Kämpfers abgetan, mit einer Handbewegung des Unwillens beiseite geschoben.

Meine letzte, meine beste Hoffnung! - Rechenschaft, Herr Dr. Maßmann!
Ich reiße die Tür auf und denke, nicht schreien jetzt, nicht laut werden,
nicht ausbrechen.

Das Zimmer ist leer. Es hat einen zweiten Ausgang nach einer
'feindlichen Abteilung' hin.

Ich schleppe mich an meinen Platz zurück.

Wieder Starren, Verharren. Drei Menschen in einem Raum. Einer, der
anfangen will, vertrauend, einer der aufhören muß, verzweifelt,
dazwischen der Gehetzte, den die Erkenntnisse jagen.

Die Neue geht zu Tisch, nachdem sie schüchtern das Schweigen
gebrochen und um Erlaubnis gefragt. Nun sind wir allein, Fräulein
Hultsch. Ser Saal ist sehr weit und hoch heute, unheimlich die Macht
des unausgesprochenen Wortes. - Mit einem Male springt sie auf,
kommt zu mir gelaufen, umfängt mich, preßt mich, bestürmt mich.

"Glauben Sie mir," schluchzt sie fassungslos, "daß ich Sie dennoch gern
habe! Immer, vom ersten Tage an. Aber ich hatte geschworen, mich
nicht besiegen zu lassen! Nun bin ich besiegt. Ich habe den Kampf
verloren."

"Ja", wehre ich ab und fühle in dumpfer Angst, daß sie mich nicht
aufbrechen darf mit ihrem Schluchzen und ihren Geständnissen. Es
könnten Gewalten sich in mir lösen, die furchtbar in Jahren der Qual
zurückgedämmt sind.

Ich würde mich töten, ich weiß, ich würde mich töten...

"Lassen Sie die Schuld nicht auf mir liegen", fleht sie. "Kommen Sie zu
mir, bis Sie etwas anderes gefunden haben. Sie wissen, was ich verdiene.
Es ist nicht viel. Ich will hungern, ich will entbehren. Es wird reichen, -
lassen Sie nicht den Fluch auf mir hängen."



Ich stehe vor Maßmann. Er hält die Lider gesenkt. Er wagt, auch jetzt noch zu lächeln. Die Einschlagstelle seines Lineals, eine Kerbe im Tisch geworden, scheint ihn ganz ungemein zu interessieren.

„Wir können leider das Angebot von hundertfünfundsiebzig Mark nicht aufrechterhalten“, sagt er und seine Ohren sind feuerrot. „Es haben sich neue Gesichtspunkte ergeben in den letzten Tagen, Abstriche am Etat, die für eine zweite Schreibkraft nurmehr ein Gehalt von hundertzwanzig Mark belassen.“

Er wartet. Ich raffe alle Behersung zusammen. „Ich bin Idealistin, Herr Doktor, und bereit, auch für hundertzwanzig Mark weiterzuarbeiten, weil das Gebiet mir sympathisch ist.“

„Das, das haben wir natürlich nicht erwarten können, Fräulein Brückner. Das haben wir Ihnen in keiner Weise zuzumuten gewagt. Wie Sie sehen, haben wir uns inzwischen leider - in der festen Voraussetzung, daß Sie Ihre Arbeitskraft, mit vollem Recht natürlich, höher einschätzen würden - nach einer anderen Angestellten umgesehen.“

Er blickt unsicher auf und sein Lächeln ist so, daß ich meine Faust ganz fest, ganz eng und nah bei mir halten muß. „Bitte, sehen Sie mir ruhig ins Gesicht, Herr Doktor“, sage ich heiß. „Achten Sie gut auf das, was drinnen geschrieben steht. Ich hoffe, Sie können lesen. Sie brauchen nicht zu erschrecken. Es ist nicht Ihr Werk allein, aber Sie haben es trefflich vollendet.“

„Ich bitte Sie, Fräulein Brückner, Sie sehen schlecht aus. Gewiß, Sie sind krank gewesen. Sie müssen sich erholen und eine Weile ausspannen. Unter diesem Gesichtspunkt ist es vielleicht ganz günstig, daß Sie hier aufhören müssen. Schließlich ist es ja keine Lebensstellung, was wir hier zu vergeben haben. - Man strebt weiter. Man findet etwas Besseres.“

Er nimmt einen kühnen Anlauf, als fühle er plötzlich festen Boden unter den Füßen. "Jedenfalls wünsche ich Ihnen recht viel Glück, Fräulein Brückner. Wie gesagt, es tut mir unendlich leid. Alles Gute. Sie werden es schon machen. Erholen Sie sich nur erst, verreisen Sie ein bißchen. Viel Milch, frische Luft, Abwechslung!"

"Sparen Sie Ihre Worte, Dr. Maßmann," sage ich, "wünschen Sie mir nur eins, wünschen Sie mir nichts weiter, als daß ich einem Arbeitgeber Ihrer Art nie mehr begegne. Denn was sollte daraus werden, aus soviel Erbitterung und Haß? Ich habe viel Böses erfahren, ehe ich in dieses Haus kam, Verbrecherisches und Abgründiges, aber jetzt will mir scheinen, als wäre das, was Sie mir taten, das Bitterste gewesen. Es war meine letzte Hoffnung in all den schweren Jahren, daß die bösen Erfahrungen, die ich machen mußte, vielleicht nichts weiter als eine unselige Verkettung arger Zufälle wären und ich sehnte mich, sehnte mich mit dem letzten Rest von Lebensbejahung, den ich noch hatte, nach dem gebildeten, intellektuellen, offen gesagt, dem akademischen Arbeitgeber. Von diesem Irrtum haben Sie mich gründlich befreit. Ich weiß nun, daß die sittlichen Kräfte, um die jeder Führer, jeder Arbeitgeber und Machthaber in Anbetracht der schicksalsschweren Auswirkungen, die seine Handlungen haben können, ehrlich ringen sollte, im schlichtesten Mann genau so herrlich erstrahlen wie sie in dem gebildeten, intellektuellen und begabten fehlen können! Es ist lediglich eine Charakterfrage; aber wie wehren wir uns, wir ewig Abhängigen, Bedrohten und Gefährdeten, vor der Zerstörung durch das Böse? Ich habe alles verloren, was sich auf dieser Welt wohl verlieren läßt. Ich habe keine Eltern mehr und habe keine Freunde, ich habe keine Arbeit und habe kein Verdienst, ich habe kein Vertrauen mehr und meine Arbeitskraft ist gebrochen. Vor wenigen Jahren war ich ein mutiger, zuversichtlicher, vertrauender Mensch. Ich darf vielleicht sagen, daß ich über den Durchschnitt begabt war, aber das ist nun alles zerrieben, zerdrückt unter der Walze des Argen, die über mich hingegangen."

"Fräulein Brückner, ich möchte Sie denn doch bitten - "

„Bitten Sie nichts, Dr. Maßmann. Danken Sie mir. Vielleicht bringt das, was ich Ihnen jetzt sage, Sie zur Einsicht, ehe größeres Unglück geschieht. Sie werden dereinst an einflußreicher Stelle wirken. Doch, ja, Menschen wie Sie machen Karriere! Lassen Sie sich warnen vor gefährlicher Politik. Gewiß sind Sie überzeugt, ein nationaler Mann zu sein. Aber in Wirklichkeit propagieren Sie den Umsturz, denn der Umsturz kommt nicht aus den Gepeinigten, die ihn vollführen, er kommt aus denen, gegen die er sich richtet.“

Maßmann preßt die Lippen zusammen, daß alle Farbe aus ihnen entweicht. Er muß sich erst sammeln. „Lassen Sie sich Ihr Gehalt zahlen bis zum ersten April. Ich wünsche Sie keine fünf Minuten mehr in diesem Hause zu sehen.“



Jagende Schatten zerfetzten Gewölks am nächtlichen Himmel. Stimme des Windes unheimlich über mir. Verzweiflung, Verzweiflung, was tun jetzt, wohn?

Ich irre seit Stunden umher, durch Straßen, die ich nicht kenne, zwischen Häuserreihen, die mich verwirren, an hastenden, gleichgültigen Menschen vorbei.

Wasser blinkt unter gespenstisch aufwachsenden Brückenbogen. Fort, weiter um Gottes willen!

Ein Zug braust heran, fauchendes Ungeheuer, das donnernd in gähnender Finsternis verschwindet. Ich stehe betäubt vor seinem Rasen, die Hände ineinander verkrampft, die Augen zugekniffen...

Ich will, ich darf, ich kann mich nicht verloren geben. Sinnlos stolpere ich weiter... meine Pulse hämmern... meine Gedanken brennen... alle Glieder schmerzen... Stimmen schreien in der Nacht, die ungewissen Stimmen des Sturmes, des wilden Aufruhrs in der Natur.

Ich bleibe stehen und ringe nach Atem.

Vor mir dehnt sich ein Ackerfeld. Dunkel hingebreitet liegt es unter dem ruhelosen Himmel. Ach wie gut das tut, im schmerzenden Zickzack zerrütternden Denkens plötzlich harmonische, klare Linien zu schauen.

Hinter diesem sanft ansteigenden Hügelrücken könnten weite Flächen dunklen Wassers liegen.

Wasser... denke ich und ein lichter Gedanke löst sich aus dem folternden Wirrwarr meines Innern. Ich stehe erschüttert und lausche der über mich hinbrausenden Erinnerung.

Die Heimat ruft mich: mächtig, drangvoll ruft sie ihr verirrtes Kind. Die Vision der einsamen, in heiliger Unberührtheit schlummernden Seen Masurens steigt vor mir auf. - - *Komm, wir können helfen, wir erlösen, machen dich frei von der kleinen Angst der schwachen Kreatur...*

Die Qual in mir verebbt. Sechs Wochen dort sein, sechs Wochen nichts weiter erleben als Himmel, Wasser, Stille und gutes, braunes Ackerland. Kraft und Reinheit der Heimaterde atmen, fern sein vom Getriebe der Menschen, von der Unrast der Geschäfte, des Erwerbs, der Erbärmlichkeit.

Ich lege die Hände auf die pochenden Schläfen. Morgen früh mit dem ersten Zug werde ich reisen.

Über mir die ruhelosen Wolken, sie streben in eiligem Fluge gen Osten.



Ich trete aus der kleinen Stube zu ebener Erde hinaus in die Morgenfrühe.

Es ist wieder Winter geworden über Nacht. Das Staket vorm Hause ist weiß überzuckert. Am Grabenrand schimmert es silbern. Über den Grasbüscheln, die zwischenden Pflastersteinen stehen, hängt der Reif wie Spinnewebe.

Mehr sehe ich nicht von der Welt. Die Luft ist milchig. Irgendwo über diesen undurchdringlichen Nebelschwaden muß die kämpferische Sonne stehen. Sie dringt nicht durch. Es ist dunkel wie zur Abenddämmerstunde.

Vom Städtchen her hallen ein paar Glockenschläge. Ich spähe hinunter. Vom Kirchturm, vom alten Stadttor ist nichts zu sehen. Gestern war goldener, sonnendurchfluteter Frühlingstag. - - Hinter dem Hause höre ich die Magd hantieren. Sie klappert mit den Milchkanen und singt dazu.

Ich biege gleich rechts in den Feldweg zum See ein. Der Boden ist hart gefroren. Dennoch: da ist eine Stimme voll heimlicher Verheißung.

Unter dünner Eisdecke murmelt ein Rinnsal zu seiten des Weges. Als ich das letzte Mal hier ging, war es noch eisgebunden. Ich lausche leise berührten Herzens.

Ja, es will Frühling werden!

Ich weiß, daß dort, wohin ich zurückkehren werde in vierundzwanzig Stunden, die Beete bereits umsäumt sind von weißen Girlanden blühender Schneeglöckchen. Auf dem Rasen der Internationalen Studentenfürsorge wird schon blau der Krokus stehen. Ich werde morgen nachmittag dort vorbeigehen und mich davon überzeugen, daß es stimmt. Ja, ich werde an diesem Hause, vor dem es mir graute, vorübergehen, um nachzusehen, ob der Krokus schon blüht. Vielleicht wird Fräulein Hultsch durch das Fenster zu sehen sein. Dann will ich ich ihr zuwinken ohne Groll und weiterschreiten.

Ich bleibe stehen und schaue umher. Ein wenig mehr ist sichtbar geworden vom Acker. Grünlich dämmert es auf über sanft steigenden Hügeln. So zaghaft sie sproßt, die junge Saat wagt sich hervor.

In tiefster Seele erkenne ich meine innere Verbundenheit mit dem Heimatboden, dem ich entstamme. Ringe nicht auch ich seit Wochen um Befreiung von winterlicher Nacht, um neues Beginnen, neues Blühen und Auferstehen? Ist nicht auch mein Winter unerbittlich gewesen, und jetzt raunen die Bäche unter dünngewordener Eisschicht?

Vielleicht wird etwas hineingeboren in uns vom Schicksal der Scholle, der wir entsproßen, von den Daseinsgesetzen, denen sie unterliegt.

Ich halte den Blick am Boden beim Weiterschreiten. Der Weg verliert sich zwischen Büscheln spärlichen Wintergrases. Ich weiß, daß ich von dieser leise geneigten Ebene das Wunder des träumenden Sees schon erblicken könnte. Doch will ich mir nichts vorwegnehmen. Ich kenne die Stelle, die den Blick am weitesten schweifen läßt. Ihr strebe ich zu. Heute zum Abschied noch einmal die ganze, die überwältigend große Offenbarung! - Ein Krähenschwarm schreckt auf und fällt mit lautem Geschrei im Nachbarfelde nieder. Kein Laut sonst.

Es gibt eine Einsamkeit, die ist nagende Unrast und marterndes Suchen. Und es gibt eine Einsamkeit, die ist geheiligte Stille und Finden in sich selbst. Von diesem Alleinsein reifender Erkenntnis habe ich viel erfahren in den letzten sechs Wochen.

Steine knirschen unter meinen Füßen. Ich weiß mich am Ufer. Ich schaue auf.

Unbeweglich unter der Schwere des Nebels liegt da der See, eine Unendlichkeit zwischen Himmel und Erde, so in tief-tiefer Ruhe, so in heiliger Stille, daß ich stockend den Atem verhalte.

Der Klageschrei eines Vogels zieht über das Wasser. Ich lausche in mich hinein. Es ist keine Selbsttäuschung der verzauberten Stunde, es ist das Geschenk einer abgeschlossenen Entwicklung: ich kehre zurück in die Welt und fürchte mich nicht. Ich nehme Abschied stillen Gemütes.

So, wie die helfende Kraft eines fern weilenden Menschen in uns zu wirken vermag, so wird in mir lebendig bleiben, was diese Wochen mir gaben. Sie brachten mich zur Reife. Sie lösten die Verkrampfung der Verzweiflung. Körper und Seele haben sich befreit von der Knechtschaft der Zertretenheit. Ruhe ist in mir geworden. Ruhe des Begreifens und Überwindens.

Ein schwacher Wind bewegt die Nebel über dem Wasser. Für Sekunden blinkt es auf in Silber und Blau. Der nächste Augenblick wischt schon darüber hin. Schwelende Wolken schleppen über die Wasserfläche.

O, wieviel weiß ich von diesem halben Gelingen, vom ersten Durchbruch des Lichtes, den ziehende Gedankenschatten sofort wieder verdunkeln.

Eine Gruppe einsamer Kiefern tritt geisterhaft aus dem Nebelmeer, gleitet schattenhaft wieder zurück. Ich stehe und sinne. Andere Gestalten rinnen zusammen und verblassen. Ein seltsamer Reigen. Ich fange an, zu erkennen.

Noch einmal in dieser Stunde endgültiger Abkehr vom Vergangenen ziehen die Schatten meiner Peiniger an mir vorüber, noch einmal die meiner Schwestern im Leide.

Lichte höhnt mich mit seinem hämischen Lächeln. Gewiß, er hatte Erfolg. Aber der Aufstieg gereichte ihm nicht zur Ehre. Er erkaufte ihn mit unwürdiger Münze. Der Stolz, den er in uns zertrat, die Scham ob seines sträflichen Tuns, das wir unterstützen mußten, die Verachtung, die wir herunterschluckten, unsere ganze klägliche, schmäßliche, unwürdige Wehrlosigkeit, sie sind Flecken auf seinem Namen. Er dachte nur an sich. Er trachtete nur nach Geld.

Mitarbeiter? Schutzempfohlene? Er bemühte sich nicht, uns mitzunehmen in seinem Aufstieg. Er unterdrückte unser kleines, mühseliges Streben, ein wenig aufzurücken in bessere Lebensverhältnisse. Vielleicht wird er stürzen auf seiner ungunen Bahn. Vielleicht über Rätsel des Lebens und Todes hinweg wird Piefke, der arme, betrogene Piefke ihn nach Max fragen.

Max? Ich bin überzeugt, er hat sich gerettet. Es stak zuviel Zähigkeit in dem Jungen, als daß er sich hätte zunichte machen lassen von einem Menschen wie Lichte.

Da muß das zersetzende Gift schon tiefer träufeln, in den Kern letzter Dinge hinein, die empfindlicher sind noch als Gemüt und Gewissen.

Viele, viele verzweifelte Blicke schauen mich an.

Ja, ihr Ärmsten der Armen! Da ist Frau Suhl. An ihr war nichts mehr zu retten. Sie hatte sich vollends hingeopfert und in Verbitterung resigniert. Sie wünschte sich nicht mehr hinaus aus dem Elend! Sie wünschte nur noch andere hinein. Warum wohl? Vielleicht hungerte sie nach Gemeinsamkeit. Sie wußte, daß auch die Gauda litt. Vielleicht war sie ihr deshalb zugetan. Aber deren Not war eine ganz andere. Die ergab sich nicht.

Deutlich ersteht mir ihr Bild, dieses zarte Gesicht von durchscheinender Blässe, blaueädert die Schläfen, leidvoll durchschattet die Augen, die soviel abweisende Härte in sich sammeln konnten. Ihr gelang, um was ich vergeblich gerungen: ihr besseres Selbst zu trennen, unwiderbringlich abzuschneiden von dem, was in Beruf und Erwerb ihr an Häßlichem widerfuhr. Einmal habe ich sie am Arm ihres Verlobten getroffen, leicht dahinschreitend, plaudernd, lachend: ein anderer Mensch, ein neues Geschöpf, von dem ich bis dahin nichts weiter

gesehen hatte als die Maske, hinter der sie sich verbarg. So blieb sie sich treu in aller Bedrängnis, nährte tief verschlossen in sich den Traum ihres zukünftigen Heims, um dessen Verwirklichung sie durchhielt bis zur letzten Marterstunde.

Begriff ich sie damals? Begriff ich überhaupt eine einzige von ihnen allen? Auch ich dachte einzig und allein nur an mich und scheute alle Gemeinsamkeit. Im Grunde scheute dort jede die Gemeinsamkeit mit der andern, da sie die andere beschmutzt sah. Und doch gibt es nur eine Zuflucht vor zerstörenden Gewalten: der Zusammenschluß, die kameradschaftliche Hilfe. Wo die Kraft des einzelnen fortgeschwemmt wird von der reißenden Flut des Bösen, da kann aus der enggeschlossenen Masse gleicher Gefährten eine dämmende Mauer entstehen, die dem Unheil Einhalt gebietet.

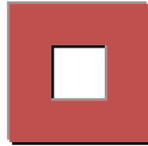
Vielleicht sogar hoffte er, unser Peiniger, unbewußt, von ihm selbst nicht begriffen, auf die bindende Macht eines geschlossenen Widerstandes. Aber uns fehlte der Mut. Allzuängstlich geklammert an die wirtschaftliche Sicherheit, wagten wir nicht einer glücklichen Fügung zu vertrauen. Wenn ich jetzt an den gehetzten Blick seiner blutunterlaufenen Augen denke, in denen immer etwas vom Wahnsinn innerer Verstörtheit flackerte, so will es mir fast scheinen, als hätten wir auch an Murawski etwas versäumt.

Während ich stehe und sinne, verwandelt sich heimlich die Welt. Der Nebel senkt sich. Und wie er zergeht in der endlos hingebreiteten Wasserfläche, so zerrinnen die Bilder meiner trüben Vergangenheit in den Fluten des Begreifens und Verstehens, die mich durchströmen.

Wir können uns nicht schützen davor, daß wir Hartes erleben müssen. Aber es ist uns gegeben, an den scharfen Kanten zu schleifen. Sonntagskindern und Ausnahmemenschen vielleicht ist es beschieden, in einen Beruf hinein gestellt zu werden, der sie wahrhaft befriedigt. Ein ungestillter Rest mag auch in ihnen bleiben, die unaufhörliche Mahnung, nicht abzulassen im Suchen nach letzter Ergänzung. Erwerb ist immer ein hartes Wort. Die Forderung, die es birgt, ist grausam. Aber sie soll nicht das Leben beherrschen.

Nicht lange mehr werde ich diese zauberisch sich entschleiernde Landschaft erleben dürfen, und der Blick in die dämmernde Weite wird nur allzubald verdrängt sein von übereinander sich türmenden Häusermassen; aber ein Stück blauen Himmels steht über der engsten Großstadtstraße, Blumen gedeihen auf schmalstem Fensterbrett, und die Stimme großer und reifer Menschen findet den Weg zu uns durch die Bücher, die sie geschrieben.

Noch ehe ich mich zum Gehen wende, vollzieht sich der Durchbruch des Lichtes. Ein Zittern läuft über die gewaltige Fläche. Eine goldene Treppe fällt von Osten her über das Wellengekräusel. Weiße Vögel schwirren auf aus dem Rohr. Ein Farbenjubiläum erhebt sich über der erlösten Erde. Der See erstahlt im lichtesten Blau, dunkel umsäumt vom Kranze der Kiefernwälder. Hoch steht der Himmel darüber in gleißender Helle. Die Äcker dehnen sich hin im goldbraunen Samt frischer Feuchte. Vierecke leuchten dazwischen im sattesten Grün. Die Ruten der alten Weiden glänzen und blinken. Ein Geruch von Erde, von Frische, von unbändiger Kraft und Fruchtbarkeit durchdringt mich bis ins innerste Mark. Aus Millionen glitzernder Tautropfen grüßt mich der neue Tag.



Nachwort

Christa anita brück war eine sensible junge frau mit feinem psychologischen bewußtsein, die wohl nicht ganz freiwillig im kaufmännischen bereich gearbeitet hat. Ihrem sozialen blickwinkel nach kam sie aus gutbürgerlichem elternhaus, vermutlich in ostpreußen, wo auch ihre romane spielen. Der im hier wiederveröffentlichten (ersten) buch in ergreifender plausibilität berichtete traumatische verlust der eltern könnte realität der autorin gewesen sein, denn auch in dem späteren roman '*Die Lawine*' wird leidvoller verlust von sozialer geborgenheit bei der hauptfigur deutlich. Irgendwo im netz fand ich als lebensdaten 1899-1958, ansonsten immer wieder nur hinweise auf ihre vier romane.

Im Sieben-Stäbe-Verlag, der ihre ersten beiden bücher publizierte, erschienen vor 1933 arbeiten von egon erwin kisch, die lenin-biografie ferdynand ossendowskis, heinrich mann ('*Der Untertan*'), hermann bahr ('*Die Hexe Drut*'), hanns heinz ewers, friedrich freksa, schnitzler ('*Der Weg ins Freie*'), gorki, leonhard frank - also eine ziemlich tolle kollegenschaft für die schriftstellerin brück! Der ullstein-verlag, der 1933 ihren dritten roman veröffentlichte, war zu der zeit noch im besitz der jüdischen familie; später wurde er enteignet und 1937 umbenannt in 'Deutscher Verlag'; dort erschien 1941 christa anita brücks viertes und allem anschein nach letztes buch.¹⁴

¹⁴ '*Schicksale hinter Schreibmaschinen*' (Berlin 1930: Sieben-Stäbe-Verlag) (*Das buch gehört zu der im NS-deutschland verbotenen literatur.*)

'Schicksale hinter Schreibmaschinen' ist eines der ersten literarischen werke mit dem (erst 30 jahre später ins öffentliche bewußtsein gekommenen) thema mobbing am arbeitsplatz. Auf dem hintergrund ihrer unverkennbaren sympathie für die nationalistische kaufmanns-, officers- und akademikergesellschaft will christa anita brück aufzuklären über menschenunwürdige arbeitsverhältnisse, psychosoziale zerstörungen und von daher deprimierende lebensverläufe in ihrer gegenwart, den zwanziger jahren. Offenkundig sind es teilweise eigene erfahrungen, die die autorin psychologisch stimmig, mit intelligenz und achtsamkeit, in teilweise fast ethnografisch präzisen darstellungen idealtypisch verdichtet hat. (Wenn auch real kaum eine einzige angestellte so viel pech nacheinander hat wie "Fräulein Brückner".) Prägnant wird gezeigt, wie die individualitäten sämtlicher personen im verdinglichten mechanismus der arbeitwelt so weit zurückgestutzt, verstümmelt werden, bis sie nur noch als menschliche karikaturen agieren können, - wobei täter und opfer, vorgesetzte und kollegInnen in ihren idiosynkrasien, zwanghaftigkeiten, mit narzißtischen kompensationen und medikamenten- oder alkoholmißbrauch nicht zufällig einander oft sehr ähnlich sind.

Manche hier dargestellten bösen momente erinnern an die menschenverachtende kälte, von der nazi- oder stalinismusopfer berichten. Der chef 'Murawski' ist von seiner charakterstruktur wohl sadistisch-narzißtischen SS-schergen verwandt, wie sie von KZ-überlebenden geschildert werden,¹⁵ sowie bestimmten sexualtätern bis heute.¹⁶

Die bedrückend unsolidarische haltung mißbrauchter frauen ("*Warum soll es Ihnen besser gehen als uns?*") findet sich bis heute in dem allzu typischen verrat mißbrauchter mütter an ihren mißbrauchten töchtern. Alpträume und projektive angstphantasien der protagonistin sind prägnante darstellungen einer traumakette vom verlust der eltern zum ausgeliefertsein in der arbeitwelt mit ihren demütigungen und sexuellen grenzüberschreitungen. Für derlei gab es allerdings erst 40-50 jahre später wissenschaftliches oder gar öffentliches interesse.

'Ein Mädchen mit Procura' (Berlin 1932: Sieben-Stäbe-Verlag) (Wurde 1934 verfilmt und übersetzt ins italienische: 'Signorina con procura', Milano 1934: Mondadori, übersetzer luigi emery.)

'Der Richter von Memel' (Berlin 1933: Ullstein) (Diese psychologisch ausdifferenzierte kriminalgeschichte spielt 1932, auf dem hintergrund der litauisch-deutschen konflikte im damaligen memelland. - Schriftstellerisch hat christa anita brück sich mit diesem bis heute lesenswerten buch freigeschrieben; wegen seines plädoyers für die deutsche kultur im memelland war es der NS-ideologie vermutlich genehm.)

'Die Lawine' (Berlin 1941: Deutscher Verlag) (erschien zunächst unter dem titel 'Fräulein, bitte schreiben Sie!' als fortsetzungsroman in der zeitschrift 'Koralle'; inhaltlich knüpft die handlung an das szenario 'lichte/filmverleih' des vorliegenden buches an, ist aber deutlich einfacher gestrickt. - Vermutlich handelte es sich hier um den letzten versuch der autorin, sich im NS-deutschland weiterhin schriftstellerisch zu betätigen. Leider konnte ich keinerlei hinweise auf ihr weiteres schicksal finden.)

¹⁵ vgl. neben vielen anderen zeugnissen in: david a. hackett (hrsg.): 'Der Buchenwald-Report' (München 1996)

¹⁶ vgl. den fall jürgen bartsch sowie berichte von überlebenden von Ritueller Gewalt. - 'Murawskis' pathologie wird in einer zu jener zeit noch singulären nuanciertheit und psychodynamischen plausibilität dargestellt!

Aber so war das soziale klima zwischen den weltkriegen wohl - nicht unter künstlern der 'goldenen Zwanziger Jahre', sondern in der arbeitswelt, bei zunehmender rezession und täglich von arbeitslosigkeit und armut bedrohter bevölkerung.¹⁷ Auch in der gegenüberstellung von großbürgerlichem selbstverständnis bei der ('deklassierten') protagonistin (der autorin?) und kleinbürgerlich bestimmter arbeitswelt ist dieses buch ein dokument zur vorgeschichte des nationalsozialistischen deutschland und damit auch unserer gegenwart. Die hilflosigkeit der in ihrer etikette, in standesdünkel und moralischen zwängen verhafteten "guten bürger" angesichts der gesellschaftlich zunehmend dominierenden kleinstbürger (und damit auch ihre hilflosigkeit gegenüber den machttaktischen methoden der nazis) wird sehr differenziert geschildert von viktor klemperer in seinem bekannten tagebuchwerk.¹⁸

Darüberhinaus stellt christa anita brück "*erotische Nachstellungen*" als grunderfahrung für berufstätige frauen dar. Bis heute wird gnadenlose borniertheit, seelische zerrüttung und arroganz der macht bei männlichen vorgesetzten und ihr physiognomisches, ästhetisches korrelat nur selten ungeschönt und sinnlich prägnant dargestellt wie hier. Daß eine romanfigur männliche anmache weder in traditioneller weiblicher unterwerfung hinnimmt noch ihr als emanzipierte amazone begegnet, vielmehr entsprechende männchen bei aller eigenen leidvollen hilflosigkeit doch kalt beschreibt, in verachtung und ekel, widerspricht weiblichen rollenerwartungen noch immer; - betroffenen frauen könnte es damals durchaus das rückenstärker gestärkt haben! Allerdings werden sich manche männliche leser dabei mitgemeint fühlen. Auch unangenehm berührendes verständnis für fremdenfeindlichkeit,¹⁹ allzu prononciertes arbeitsethos, bittere ironie und hochnäsiger oberlehrerinnenhafte attitüde der protagonistin dürften mitspielen bei dem bislang geringen interesse, christa anita brücks buch wiederzuentdecken.

Es läßt sich viel lernen aus brücks psychologisch nuancierter darstellung von zwängen, hoffnungen, enttäuschungen, illusionen und befriedigungen auf untergeordneten positionen des arbeitslebens. Grundlegende gesellschaftskritische ambitionen hatte die autorin allerdings kaum. Vorrangiges lebensziel zumindest ihrer protagonistin ist "*die erstrebte Annäherung an die Sphäre, aus der ich gekommen*"; ihre identität konstituiert sich im selbstverständnis der traditionellen sozialen hierarchie. Die selbstbewußt-unterwürfige, unverkennbar libidinös besetzte eloge auf den personalchef '*Herrn v. Killar*' mit seinen exquisiten

¹⁷ vgl. auch kurt münzer: '*Hast du dich verlaufen?*' (wiederveröffentlichung 2012 bei www.autonomie-und-chaos.de.)

¹⁸ Siehe auch '*Am lebendigen Wasser*' von georg munk (id est paula buber) (Wiesbaden 1952) sowie '*Das Mädchen Fleur*' von friedrich berg (wiederveröffentlicht bei www.autonomie-und-chaos.de).

¹⁹ darin zweifellos repräsentativ für den pseudowissenschaftlichen rassismus jener zeit: "*Keine Kaste duldet fremde Eindringlinge, nicht von oben und nicht von unten. Es ist Naturgesetz, daß Fremdkörper ausgeschieden werden.*"

großbürgerlichen umgangsformen in verbindung mit den einschüchternden räumlichkeiten (nach dem motto: *hier stimmt oben und unten noch!*) und der arbeitsorientierung an studenten als "*Repräsentanten des Deutschtums im Ausland*" verweist in gespenstischer deutlichkeit auf das, was zum selben zeitpunkt (1930) längst sich zusammenbraute in deutschland.

Ihre naiv-moralistische, einseitig an individuelle selbstverantwortlichkeit, anständigkeit und ehrgeiz appellierende haltung möchte den zusammenhang der von ihr nuanciert beschriebenen seelischen zerstörungen zu einer rigoros an gewinnmaximierung orientierten arbeitsteilung, einer dazu komplementären weitgehend unproduktiven institutionalisierung sowie einer zugrundeliegenden sozialdarwinistischen ideologie gern ignorieren. Zwischen der '*Fräulein Brückner*' im vorliegenden Roman und ihrer Autorin gibt es zweifellos weitgehende Analogien. Es wäre schon sehr interessant zu wissen, wie es dieser in der NS-zeit ergangen ist! Ob sie ihre moralischen grundsätze weggeschoben hat, um endlich doch, wie auch immer, aufzusteigen²⁰ - oder ob sie auf solchen aufstieg verzichtet hat, um sich ihre redliche menschenzugewandtheit zu erhalten?

Gewisse nationalistisch-moralistisch aufgeschäumte naivität der autorin kann und sollte man kritisch beleuchten; jedoch bietet ihre darstellung uns insgesamt eine selten nuancierte innensicht solcher mentalitäten der letzten jahre, bevor die nazis soziale ordnung auf ihre weise durchsetzten - wobei sie in vieler hinsicht an das bisherige anknüpften! Rigoros verdinglichte arbeitsteilung einschließlich brutaler ausgrenzung störender lebensformen, kaschiert durch normalitätsbehauptungen und hilflose oder pervertierte idealisierungen prägten bereits zu jener zeit den alltag. In der NS-zeit wurde derlei zur grundlage des genozid.. - und heute?²¹

Das hier wiederveröffentlichte buch taucht zwar in der sekundärliteratur nicht selten auf, jedoch wird es meist in die schublade 'konservativ', wenn nicht gar 'reaktionär' gesteckt. Prominenter vorredner hierbei war kurt tucholsky. Dessen geschimpfe zitiert im jahr 2008 volker weidermann zunächst eine seite lang, um dann selbst das wort zu ergreifen: "*Das ist natürlich brutal, ungerecht, unterhaltsam und sehr böse, es ist aber genau der Eindruck, den ein heutiger Leser von dem Buch hat. Die Heldin ist zu gut, die Chefs sind zu schlecht, als dass man von dieser Scherenschnitt-Welt allzu lange lesen wollte.*"²²

²⁰ In der betriebszeitung '*Das Werk. Monatsschrift der Vereinigten Stahlwerke AG*' hat sie damals einen artikel geschrieben: '*Die Stenotypistin überm Durchschnitt*' (12/ März 1932, S. 131).

²¹ vgl. jürgen müller-hohagen: '*Geschichte in uns. Seelische Auswirkungen bei den Nachkommen von NS-Tätern und Mitläufern*' (Berlin 2002)

²² Volker weidermann: '*Das Buch der verbrannten Bücher*' (Köln 2008)

Zwar drängt sich mir bei dieser formulierung die frage auf, ob wir das gleiche buch meinen, aber gewisse männliche leser (damals und heute) mögen einen derartigen eindruck haben. Leserinnen sehen es vermutlich anders, denn die subtile, psychodynamisch fundierte darstellung der situation von frauen in untergeordneten arbeitsverhältnissen ist leider ebenso realistisch wie - im grundsätzlichen - aktuell. Um 'gut' oder 'schlecht' oder geht es dabei keineswegs, vielmehr um unspektakuläre, normale machtausübung, um sexuelle grenzüberschreitung und nötigung, um sprachlosigkeit für eigenes befinden, um perspektivlosigkeit und indolenz, um den kampf jeder/jedes gegen jede(n), um intriganz unter kollegInnen als hilfloser versuch, sich schadlos zu halten - insgesamt um momente der gesellschaftlichen verdinglichung.²³

"Sie rächt sich für die Schmähungen vor aller Augen durch eine hämische Genugtuung, mit der sie Schreckensbotschaften, zu denen sie sich drängt, verkündet. Mehr als ihren Peiniger, vor dem sie ewig in Angst ist, haßt sie uns, die Zeugen ihrer Erniedrigung." - Scherenschnittwelt? Nein, vielmehr eine der grundstrukturen mitmenschlicher zerstörung bis heute.

Daß in zeiten hoher arbeitslosigkeit weibliche arbeitskräfte zuerst 'abgebaut' werden, bestätigt sich immer neu. Heutzutage führen dumpinglöhne und ungesicherte arbeitsplätze, arbeit am heimatlichen PC oder im callcenter zur anpassung bis zur selbstaufgabe - denn es gibt genügend andere (frauen), die den job haben wollen, um fast jeden preis. Bürokratisch und juristisch ist ausbeutung und unterdrückung im arbeitsleben (selbstverständlich auch männlicher mitarbeiter!) heutzutage fugendichter abgesichert (durch arbeitsanweisungen und instrumentelle rhetorik) und kann von daher auf zwischenmenschliche konflikte oft verzichten. Arbeitsrechtliche bestimmungen werden formal stärker beachtet, manche bösarigkeiten widersprechen heutigen sozialen normen. Die meisten in '*Schicksale hinter Schreibmaschinen*' subtil geschilderten momente von machtmißbrauch, impertinenz, psychoterror ("mobbing"), verlogener rhetorik, zwanghaftigkeit, aber auch angst, unterwürfigkeit, kollektivzwang und hilflosigkeit bzw. die unterschiedlichen neurotischen kompensationen und interaktionsmuster sind mir jedoch - bis in einzelne formulierungen! - vertraut aus eigener erfahrung (als betroffener oder beobachter) in etlichen branchen, noch 50 jahre später, in BRD, berlin (west wie ost) und sachsen! Etliche arbeitsstellen habe ich wegen derlei gekündigt, - im wissen, daß ich (in zeiten der hochkonjunktur) immer wieder irgendwelche jobs finden würde. Als frau, gar noch mit der verantwortung für kinder, wäre mir diese entscheidung auch damals

²³ Von zeitgenössischen vertretern des status quo wurde diese implizite fundamentalkritik durchaus wahrgenommen. So kritisierte der damalige 'Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten' (VWA) an dem vorliegenden buch eine mangelnde individuelle aufopferungsbereitschaft und die ungeschminkte darstellung der bürorealität. (vgl. '*Neue Frauen. Die zwanziger Jahre*', hrsg. kristine v. soden und maruta schmidt; berlin 1988, s. 29)

ungleich schwerer gefallen. Heute nähert sich der arbeitmarkt eh wieder den verhältnissen im vorliegenden buch.

Auch sexuelle grenzüberschreitungen kommen wohl noch immer regelhaft vor im arbeitsleben. Zumindest stand 1989 in einem bericht der mittlerweile in VER.DI aufgegangenen gewerkschaft HBV: *"Auf den Witzseiten der bunten Journale gehört das Thema zum festen Inventar: die Sekretärin auf dem Schoß des Chefs. Im richtigen Leben ist es weniger komisch. Die ganz ordinäre Gewalt, der viele Frauen im Betrieb ausgesetzt sind, bleibt unter dem Teppich aus Scham und Angst verborgen. Es gibt wissenschaftliche Untersuchungen, theoretische Abhandlungen und politische Kampagnen zu diesem Thema. Sie sind kein Ersatz für die konkrete Gegenwehr."* ('ausblick' 5/89, s. 8)

Der chef 'Lichte' im vorliegenden buch ist die geradezu idealtypische darstellung eines arbeitgebers mit narzißtischer persönlichkeitsstruktur, vermutlich diejenige psychische pathologie, durch die der meiste schaden angerichtet wird im zwischenmenschlichen leben und die erheblich beiträgt zum funktionieren des verdinglichten aktionismus in politik und wirtschaft.²⁴ Daß es solchen leuten keineswegs vorrangig *"ums Geld geht"* (wie die protagonistin meint), wird erst heutzutage erkannt. Bei 'Murawski' wird ein narzißtisches defizit vor allem durch suchthafte hypersexualität kompensiert. Beim vorbild der figur 'Fräulein Hultzsch' führten möglicherweise traumatische bindungsstörungen in der kindheit, die durch den vergewaltigungsversuch eines früheren chefs reaktiviert wurden, zu der realistisch geschilderten hilflosen abhängigkeit und gefühlslabilität. Prägnant beschrieben werden auch psychotraumatologische symptome (dissoziation) und eine eskalation bis zu suizidalen empfindungen bei der protagonistin gegen schluß des buches. - Erst neuere untersuchungen und ratgeber verdeutlichen derlei zusammenhänge und hintergründe im arbeitsleben.²⁵

Weidermann schließt seine ansonsten fast ausschließlich tucholsky zitierende vorstellung von *'Schicksale hinter Schreibmaschinen'* mit folgenden eigenen sätzen: *"Und doch bietet das Buch einen Einblick in eine Terror-Welt des Alltags, die man sonst in Romanen jener Zeit nicht findet. Das Leben quasi rechtloser Frauen hinter Schreibmaschinen, die die*

²⁴ vgl. z.b. fritz und ingrid wandel: *'Alltagsnarzißten. Destruktive Selbstverwirklichung im Licht der Transaktionsanalyse'* (Paderborn 2012)

²⁵ "Die Nichtanerkennung von Mobbingfolgen als Trauma ist auf einen mangelhaften Wissensstand und auf Abwehrprozesse der zu 'hilflosen Helfern' verdamnten Therapeuten zurückzuführen, die - anders als in der übrigen Medizin - die Krankheitsursache nicht direkt bekämpfen können. Als Objekt der Behandlung bleibt folglich nur das Mobbingopfer übrig, dem eine 'behandelbare Ursache' in Form von selbstverursachten oder indirekt schuldzuweisenden Fehldiagnosen wie Persönlichkeitsstörungen, Paranoia, Anpassungsstörung auferlegt wird und dem ein therapeutisches Programm übergestülpt wird, was im Ergebnis einer Opferbeschuldigung gleichkommt." Argeo bämayr: *'Mobbing: Hilflose Helfer in Diagnostik und Therapie'* (Dt Ärztebl 2001; 98: A 1811-1813 [Heft 27]) - Als ratgeber z.b.: marie-france hirigoyen: *'Wenn der Job zur Hölle wird. Seelische Gewalt am Arbeitsplatz und wie man sich dagegen wehrt'* (München 2002)

ratternde Bürowelt der Weimarer Republik am Laufen halten. Hamsterdamen in den Laufrädern des Alltags, von Selbstverleugnung zur Selbstverachtung bis in den eigenen Untergang." - Genügt das nicht, um dieses buch wertzuschätzen? Aber so peinlich ungeschminkt möchten literaturkritiker und philologen derlei vermutlich garnicht wissen; möglicherweise hat es mit ihren eigenen berufserfahrungen eh wenig zu tun. Angenehm-unterhaltsame lektüre ist '*Schicksale hinter Schreibmaschinen*' allerdings kaum für irgendjemanden.

Begründet wird die diffamierung des buches oft damit, daß die protagonistinnen sich offenbar keine befriedigenderen lösungen für ihr deprimierendes schicksal hinter schreibmaschinen vorstellen können. So heißt es in einer dissertation von 2004: "*Während Brück dem tristen Arbeitsalltag und den geringen Einkünften ihrer weiblichen Romanfiguren nichts anderes entgegensetzen hatte als Ehe und Mutterschaft, zeigten Autorinnen wie Marieluise Fleißer und Irmgard Keun, dass die Träume 'ihrer' Angestellten beim Handel mit Mehl oder beim Tippen von Briefen erst in zweiter Linie Liebe und Ehe zum Inhalt hatten und dass ihre (unerfüllbaren) Sehnsüchte dahin gingen, auf eigenen Füßen zu stehen und sich die Annehmlichkeiten des Lebens selbst zu erarbeiten.*"²⁶

Solchen holzgeschnitzten behauptungen kommt zugute, daß leserInnen von literaturgeschichtlicher sekundärliteratur im allgemeinen jene werke vergangener zeiten nicht selbst lesen, die die autorInnen heranziehen zur untermauerung ihrer 'wissenschaftlichen' thesen. - Zwar geht es auch im vorliegenden buch vorrangig um die sehnsucht, auf eigenen füßen zu stehen, gleichwohl konnte angesichts der realität des an männlicher machtentfaltung orientierten arbeitslebens²⁷ die mehrheit der frauen tatsächlich allenfalls auf jenen "*Traum ihres zukünftigen Heims*" hoffen, der ihnen von allen seiten angeboten und aufgedrängt wurde: "*Vergessen Sie doch um Gottes willen nicht, daß jede halbwegs annehmbare Ehe Ihre einzige Rettung ist. Man braucht Sie ja doch nur anzusehen.*"²⁸ Aussprechen würde das heutzutage niemand mehr so deutlich, und es muß auch nicht mehr unbedingt geheiratet werden, aber die orientierung auf den mann als geldverdiener war hierzulande allenfalls in der DDR zurückgedrängt; im vereinten deutschland ist sie, bei ansteigender arbeitslosigkeit, längst wieder selbstverständlich. Daß andererseits im

²⁶ Angelika döpper henrich: '*Es war eine trügerische Zwischenzeit. Schriftstellerinnen der Weimarer Republik und ihr Verhältnis zu den gesellschaftlich-politischen Umgestaltungen ihrer Zeit*' (Kassel 2004)

²⁷ Ein struktureller zusammenhang zwischen der bössartigkeit des arbeitslebens und speziell männlicher machtentfaltung läßt sich auch auf der grundlage heutiger erkenntnisse erkennen, vgl. von marilyn french: '*Jenseits der Macht*' (1985). Über auswege und reaktionsmöglichkeiten wurde vor allem innerhalb der feministischen theorie jahrzehntelang gestritten; ein 'königinnenweg' dürfte bis heute nicht gefunden sein.

²⁸ Das 'Arbeiterinnensekretariat des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes' forderte 1928 seine mitgliederinnen auf, "*wahrheitsgetreu und ausführlich*" ihre arbeits- und lebenssituation zu schildern. In den einsendungen tauchen mehrfach wünsche auf wie: "*daß mein Mann so viel verdienen würde, daß es reichte, damit ich meinem Mann und Kind das sein könnte, was ich ihnen sein sollte*". (vgl. '*Mein Arbeitstag - mein Wochenende. Arbeiterinnen berichten von ihrem Alltag 1928*'; neu hrsg. von alf lüdtke; hamburg 1991)

"Sklavenjoch" mechanisierter büroarbeit abgestumpfte, "verbrauchte, entnervte und erschlaffte" frauen kaum mehr lebenskraft haben, ihren kindern zugewandte, sensible mütter zu sein, ist kaum zu bestreiten. Daß die (traumatisch verwaiste) protagonistin in einer "Stunde grenzenloser Verlassenheit in dem finsternen Büro, in der Ahnung kommender neuer Schrecknisse" sich zu einem wurf kleiner hunde flüchtet (kindchenschema!) und dann resignativ nur noch mutterschaft als (gesellschaftlich anerkannte) identifikationsmöglichkeit für sich als frau spürt, zeigt psychische und soziale realität, die zu ignorieren man ideologisch ziemlich verbohrt sein muß. -

Mit den heldinnen anderer autorInnen der zwanziger jahre, die sich politisch, aber auch sexuell offensiver auf die suche gemacht haben nach selbstbestimmten weiblichen lebensmöglichkeiten, mögen wir uns lieber identifizieren, mit irmgard keuns 'Gilgi' und ihren schwestern (bzw. stellen sie uns gerne vor als gefährtinnen, zumindest auf zeit). Solche bücher gelten als 'fortschrittlich'.²⁹ Bis heute sehr lesenswert sind auch sie, aber daß die autorinnen meist ähnlich wie die figuren bei christa anita brück hin- und hergeworfen waren zwischen seelischer und materieller not, unbefriedigenden partnerbeziehungen und ersatzbefriedigungen, wird gerne ignoriert.

Nach acht jahren in der arbeitswelt braucht unsere protagonistin eine atempause - um in der heimat ostpreußen, bei den "in heiliger Unberührtheit schlummernden Seen Masurens" zu sich zu kommen, wieder orientierung zu finden, - in der vorliegenden darstellung ein für mich glaubhafter reifungs- und heilungsprozeß: "Ich kehre zurück in die Welt und fürchte mich nicht." - Auf grundlegende resignation verweist das ebensowenig wie auf ein happy end mit ehemann.

Strukturell bedingte Momente falschen lebens und entfremdeten bewußtseins im arbeitsleben ungeschönt und psychologisch nuanciert zu dokumentieren wie in dem vorliegenden roman, könnte individuelle und gesellschaftliche alternativen wohl eher provozieren (damals wie heute) als idealistisch-individualistische emanzipationsgeschichten, die kaum mehr sein dürften als szenarien erträumter alternativen aus dem allgemeinen elend. - Der reformpädagoge fritz klatt schrieb in den 'Neuen Blättern für Sozialismus' (die er bis 1933 gemeinsam mit paul tillich herausgab) über 'Schicksale hinter Schreibmaschinen': "Wahrhaft erschütternd wirkt dieser in Ichform erzählte und sicher für Tausende gültige Bericht aus dem Leben einer Stenotypistin, die mit Heroismus gegen die Erotik und Gehässigkeit

²⁹ Irmgard keun: 'Gilgi - eine von uns' (1931)

Marieluise fleißer: 'Mehltreisende Frieda Geier' (19831)

Mela hartwig: 'Bin ich ein überflüssiger Mensch' (1931/33, damals von verlagen abgelehnt, erschien erstmalig 2001)

Rudolf braune: 'Das Mädchen an der Orga Privat' (1930)

*der Chefs wie den Neid der Kollegenschaft kämpft und trotz allem noch von dem brennenden Gedanken des Aufstiegs zu wahrer Berufserfüllung und sinnvoller Lebensgestaltung geleitet bleibt. Der lebendige Realismus dieses Buches, die Berufs- und Lebensfahrung, die hinter jedem Worte steht, empfiehlt dieses Buch jedem, der in dem Kampf um die geistige Wendung des Zeitalters seine Stellung kennt."*³⁰

Auch der bedeutende soziologische Schriftsteller Siegfried Kracauer³¹ hat das hier wiederveröffentlichte Buch als Dokumentation sozialer Realität ernstgenommen: *"Die Inventarisierung des Angestelltendaseins ist neuerdings durch den Roman: 'Schicksale hinter Schreibmaschinen' von Christa Anita Brück nicht unwesentlich gefördert worden. Das Buch, das vorwiegend die wenig heiteren Lebensläufe weiblicher Angestellten vermittelt, ist unzweifelhaft aus dem Bedürfnis entstanden, die eigenen bitteren Erfahrungen auf eine anständige Art loszuwerden. Aber wenn irgendwo, so ist hier (nicht minder wie seinerzeit bei den Kriegsromanen) die autobiographische Form am Platz. Sie verbürgt die Wirklichkeitsnähe, durch die allein solche Frontberichte gerechtfertigt werden, und überdies ist in der individuellen Not die allgemeine beschlossen. (...) Ihr Buch ist ein trefflicher Beitrag zur Bestandsaufnahme der Angestelltenwelt; Folgerungen auf die Gesamtsituation dieser Schicht oder gar auf das Gesellschaftssystem, dem sie entwächst, lassen sich nicht aus ihm ziehen."* - Das schreibt Kracauer 1930. Retrospektiv kann man es anders sehen. Deutlich wird zwar in *'Schicksale hinter Schreibmaschinen'*, daß ein Großteil des Leids von Arbeitnehmern seine Ursache hat in psychischen Eigenarten und Pathologien von Vorgesetzten (oder KollegInnen). Deren Hintergrund dürfte jene offenbar progressive Instrumentalisierung menschlicher Interaktion sein, der unsere *'Fräulein Brückner'* noch nicht sich angepaßt hat, ja: der sie fassungslos gegenübersteht: *"Das sind festgefügte undeutbare Worte. Daran muß man sich halten können oder es gibt nichts mehr in der Welt, das Bestand hätte."* - Aber wiederum geht sie in die Falle der gnadenlosen Verdinglichung.

Ein Schlaglicht auf die undurchsichtige, in manchem paradoxe gesellschaftliche Situation vor dem Machtantritt der Nazis gibt eine klarsichtige Überlegung der Protagonistin: *"Gewiß sind Sie überzeugt, ein nationaler Mann zu sein. Aber in Wirklichkeit propagieren Sie den Umsturz, denn der Umsturz kommt nicht aus den Gepeinigten, die ihn vollführen, er kommt aus denen, gegen die er sich richtet."*

³⁰ Nach einer Verlagsreklame in: Freksa: *'Kaufmannskinder'* (Berlin 1930)

³¹ Der Soziologe, Filmtheoretiker und Geschichtsphilosoph Siegfried Kracauer ist Autor der ersten empirisch-soziologischen Studie in Deutschland: *'Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland'* (Frankfurt/M. 1930), die bis heute als Referenzarbeit gilt. Er wird zum Umkreis der Frankfurter Kritischen Theorie gezählt und war Jahrzehntlang eng befreundet mit Theodor W. Adorno. - Seine Rezension von *'Schicksale hinter Schreibmaschinen'* erschien im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 6.7.1930.

Möglicherweise sind die in diesem buch profilierten ansprüche an das soziale leben tatsächlich anachronistisch: *"So wund bin ich geschlagen, so elendig verhetzt und in meinen Erwartungen entartet, daß allein der Klang unverfälschter Herzlichkeit mich bis zur Fassungslosigkeit erschüttert."* Sind wir heute überhaupt noch in der lage, unverfälschte herzlichkeit wahrzunehmen, in unserem *Falschen Selbst*, mit dem wir uns abdichten gegenüber einer alltäglich gewordenen zwischenmenschlichen kälte? - *"Kollegialität und Anstand"*, wofür die protagonistin dieses buches noch offensiv eintritt, kommt meiner erfahrung nach im arbeitsleben kaum mehr vor, dafür eine sogenannte 'teamfähigkeit', die wenig mehr ist als kollektive unterordnung unter situative machverhältnisse. Christa anita brück schreibt: *"Die Wehrlosigkeit eines feigen Hasses, der aufbegehrt, solange er allein ist und Beleidigungen schluckt, um des Brotes willen, er, nicht die Abhängigkeit meiner Stellung, erniedrigte mich. Ich sehne mich mit dem ganzen Rest meiner früheren Lauterkeit zurück nach Achtung und Vertrauen."* - Mag sein, daß derlei nuancen und inhalte heutzutage nicht mehr als literaturfähig gelten. Mir allerdings erscheinen sie unverzichtbar für unser menschsein.

Mondrian graf v. Lüttichau